AGB
S 46/2

[illegible]
BAMBERG

S 46/2

Reisen

durch die

südlichen, westlichen und nördlichen

Provinzen von Frankreich,

während der Jahre 1807 — 1809

und im Jahre 1815.

Mit einer Reihe von Beilagen über französisches Literaturwesen, so wie über die spanische Revolution und über die baskische Sprache.

Zweiter Band.

BIBLIOTHECA REGIA BAVARICA

Frankfurt am Main,
bei Franz Varrentrapp.
1816.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

XXIX. Aufenthalt in Marseille. Fortsetzung 557

XXX. Aufenthalt in Marseille. Fortsetzung 566

XXXI. Aufenthalt in Avignon 588

XXXII. Besuch der Quelle von Vauclüse. 601

XXXIII. Reise von Avignon nach Lyon . 610

XXXIV. Schluß. Genf den 22. Oktober 1808. 616

Beilagen.

I. Reise nach Paris. Im July 1815 . 627

II. Die Rückgabe der Kunstwerke in Paris, im Jahr 1815 644

III. Aufenthalt in Paris . . . . . . , 670

IV. Historische Nachricht über Don Manuel Godoy, Alvarez de Faria, Friedensfürsten, Herzog von Alcudia u. s. w. Aus dem Spanischen 758

V. Nachrichten über die baskische Sprache und Literatur 797

Inhalt.

Zweiter Band.

		Seite
XIX.	Reise von Toulouse nach Montpellier. Vom 16. bis 18. September . .	395
XX.	Aufenthalt in Montpellier. Vom 18. bis 24. September . .	412
XXI.	Aufenthalt in Montpellier. Fortsetzung	432
XXII.	Aufenthalt in Montpellier. Fortsetzung	458
XXIII.	Reise von Montpellier nach Nismes.	473
XXIV.	Aufenthalt in Nismes	485
XXV.	Reise von Nismes nach Aix . .	500
XXVI.	Aufenthalt in Aix	515
XXVII.	Aufenthalt in Aix. Fortsetzung.	531
XXVIII.	Aufenthalt in Marseille. Vom 5. bis 9. Oktober . . .	540

XIX.

Reise von Toulouse nach Montpellier.

Vom 16. bis 18. September.

Ich reißte Abends in sehr angenehmer Gesellschaft von Toulouse ab. Eine liebenswürdige Dame, die aus den Bädern von Barreges kam, hatte sich an uns angeschlossen; beinah alle meine Reisegefährten waren in Paris gewesen, und so wurde denn das Gespräch sehr lebhaft.

Unerachtet wir die Nacht durchfuhren, so erlitt die Unterhaltung doch keine langen Pausen. In Castelnaudari, berühmt durch die Niederlage, welche der unglückliche Montmorency unter Ludwig XIII. hier erlitten hat, und durch den vielen Waid, welcher ehemals in seiner Gegend gebaut wurde, nahmen wir sehr

spät noch ein kleines Nachtessen zu uns. Das muntere Gespräch führte auf die Societé épicurienne von Paris, welche bereits durch einen großen Theil von Frankreich ihre Töchter hat. Ich konnte mich nicht enthalten, bei dieser Gesellschaft, welche das Raffinement der Tafel, so wohl in Essen und Trinken, als in dem, dabei waltenden Unterhaltungsgeist in ein eigentliches System gebracht, an eine Aehnlichkeit weiter zu erinnern, die unser Zeitalter mit dem von August hat. So wie dazumal das individuelle Streben der ausgezeichnetern Menschen in der epikurischen Philosophie die nöthige, und für den, der sie einmal gekostet, so bequeme, Indolenz fand, so lößte sich auch bald die leidenschaftliche Spannung der Geister während der Revolution in ein System von verfeinerter Sinnlichkeit auf, bei der man sich freilich nicht immer enthalten kann, an das epikurische Schwein zu erinnern. Ich wurde nur von einem alten Franzosen verstanden, der mir gleichsam als Erkennungs-Parole die Verse ins Ohr

flüsterte, welche Horaz einst seinem Freunde Pollio, als er die Geschichte der Bürgerkriege seiner Zeit schreiben wollte, zugerufen hat:

Periculosae plenum opus aleae.
Tractas, et incedis per ignes
Suppositos cineri doloso.

Er leitete das Gespräch auf den Trinker-Orden, (ordre de la boisson) welcher zu Anfang des achtzehenten Jahrhunderts von einem Herrn von Posquieres in dieser Gegend gestiftet wurde, und las uns die Statute dieses fröhlichen Instituts vor, von dem ich nachher in Montpellier eine Abschrift genommen habe. Jeder der Brüder der Gesellschaft hatte seinen Ordensnamen, und so kommt der Stifter und Großmeister derselben als Bruder Franz, der Fröhliche, gleich darin vor, wie man sieht:

Frère François Réjouissant,
Grandmaitre d'un ordre bachique,
Ordre fameux et florissant,
Fondé pour la santé publique,

A ceux, qui ce présent statut
Verront ou entendront, salut:

Comme l'on sait, que dans la vie
Chacun, au gré de ses desirs,
Cherche à se faire des plaisirs,
Selon que son gout l'y convie;
Nous, qui voyons que nos beaux jours,
Et l'heureux temps de la jeunesse
Fuyent avec tant de vitesse,
Que rien n'en arrête le cours;
Et voulant, que le peu d'anneés,
Qui nous conduisent à la mort
Soient tranquilles et fortunées,
Malgré les caprices du sort;
De notre certaine science,
Parmi la joie et l'abondance,
Debarrassés de tout souci,
Hors de celui de notre panse,
Nous avons, dans une séance,
Dressé les statuts que voici:

Dans notre auguste compagnie
Vous ne récevrez, que des gens
Tous bien buvans et bien mangeans,
Et qui mènent joyeuse vie.

Melez toujours dans vos répas
Les bonsmots et les chansonnettes;
Buvez rasade aux amourettes,
Mais pourtant ne vous grisez pas.

Que si, par malheur, quelque frère
Venait à perdre la raison,
Prenant pitié de sa misère,
Ramenez-le dans sa maison.

Pour boire du jus de la treille,
Servez-vous d'un verre bien net;
Mais n'embouchez pas la bouteille,
Car je sais, quel en est l'effet.

Je veux, que désormais à table
Chacun boive à sa volonté;

Les plaisirs n'ont rien d'agrèable,
Qu'autant, qu'on a de liberté.

Ne faites jamais violence
A ceux, qui réfusent du vin;
S'ils n'aiment pas ce jus divin,
Ils en font bien la pénitence.

Dans mes hôtels, si d'aventure
Un frère salit ses discours
Par la moindre petite ordure,
Je l'en bannis, pour quinze jours.

Que si ces peines rédoublées
Sur lui ne font aucun effet,
Je veux que son procès soit fait
Toutes les tables assemblées.

Gardez-vous surtout de médire,
Et lorsque vous serez en train,
De Vous divertir et de rire,
Menagez toujours le prochain.

Enfin, quand vous serez des nôtres,
Dans vos besoins secourez-vous;
Le plaisir de tous, le plus doux,
C'est de faire celui des autres.

Diese Statuten sprechen den fröhlichen Geist des Ordens aufs beste aus. Er konnte, wie man aus demselben sieht, und man historisch weiß, nicht aus bloßen Trinkern, sondern mußte aus gebildeten und witzigen Köpfen bestehen. Wirklich enthält auch die Geschichte dieser Anstalt eine Menge von Schriften, die mit vielem Humor geschrieben sind. So z.B. Rémarques sur les langues mortes, als da sind: Ochsen-, Schweine- und andern Zungen; l'art de bien boucher les bouteilles, impression de Lièges; l'itinèraire des cabarets, oeuvre posthume du père Tavernier; manière nouvelle de dresser une batterie de cuisine, par un ingénieur de l'ordre de la boisson; traité de l'anatomie du gibier, par frère des couteaux u. dgl., aus deren

Titel wenigstens auf den innern, dem Geiste des Ordens gemäßen, Gehalt zu schließen ist. Der große Sinnspruch desselben hieß:

Je donne à l'oubli le passé,
Le présent à l'indifférence,
Et pour vivre débarrassé,
L'avenir à la providence.

„Und mit diesem Denkspruch", sagte unser alter Franzose, „reicht man auch heut zu Tage am besten aus. Ich schlage also vor, daß auf unserm ganzen Wege bis nach Montpellier kein ernsthaftes Wort gesprochen werden soll."

Dieser Vorschlag wurde von unserer ganzen Gesellschaft angenommen, und getreulich gehalten. Da ich mich auf dem ganzen Wege keiner Übertretung des Gesetzes schuldig gemacht habe, so darf ich es wohl hier thun, um einige Worte von dem Wege zu sagen.

Wir gelangten am andern Tage zu Mittag nach Carcassone. Diese Stadt hieß unter Julius Cäsar Carcaso, und sieht, zur

Hälfte wenigstens, die neu und besser gebaut ist, recht gut aus. Wollenmanufakturen sind ihr Hauptindustriezweig, und die ganze Stadt hat das Ansehen einer zusammenhängenden Fabrik.

Wir kamen durch eine Menge schön angebauter Gegenden, endlich nicht weit von Narbonne, durch ein Gebirgsthal, das ganz das Ansehen eines ungeheuren, erloschenen Vulkans hat. Die Gebirge, welche es einfassen, sind die wildesten und dürrsten, welche man finden kann; die Ebene selbst aber ist größtentheils mit niedrigen Reben angebaut, und enthält ein kleines Dörfchen. Die Gegend hat auch sonst noch andre Spuren früherer vulkanischer Bewegungen.

In Narbonne selbst kamen wir Abends, vor der Dämmerung an. Einst rief Sidonius Apollinaris dieser Stadt begeistert zu:

Salve, Narbo, potens salubritate,
Urbe et rure simul bonus videri,

und in neuern Zeiten sagten Bachaumont und Chapelle in ihrer poetischen Reise von ihr:

Digne objet de notre courroux,
Vieille ville, toute de fange,
Qui n'est, que ruisseaux et qu'egouts:
Pourrais tu prétendre de nous
Le moindre vers à ta louange?

So groß ist die Kluft der Zeiten in Narbonne, daß die Stadt und Gegend, welche im Alterthum wegen ihrer Schönheit, ihrer Annehmlichkeiten und ihrer gesunden Luft berühmt war, nun wegen ihrer Häßlichkeit und ihrer ungesunden Luft geflohen wird!

Ausser einer Menge von Inschriften und meistens, in Rücksicht auf Kauf unbedeutender, Basreliefs, ist auch gar nichts mehr von dem Glanze der alten Stadt Narbo übrig geblieben. Einst der Hauptort Galliens, der Stappelplatz des Handels von Frankreich, Spanien und selbst des Nordens, späterhin der Waffenplatz der Römer, besonders für ihre Züge nach Spanien,

ist sie nun ein elendes Städtchen, das nicht einmal mehr einen Hafen hat. Mag es Auson auch übertreiben; (denn er war ein Gaskogner) so erinnern seine Verse:

Quis memoret portusque tuos, montesque, lacusque?
Quis populos vario discrimine vestis et oris?

an so manche andre heutige Handelsstadt des mittelländischen Meeres, wo der Verkehr mit der Levante und der Barbarei wirklich diese merkwürdige Abstufungen von Völker-Physiognomien und Nazional-Kostumen zeigt, von denen in Narbonne gar keine Spur mehr übrig ist. Man hat in neuern Zeiten oft das Bedürfniß eines Hafens in dieser Stadt gefühlt, und es manchmal den Unternehmern des Kanals von Languedoc vorgeworfen, daß sie ihn nicht über diese Stadt geführt, welche dadurch an Gesundheit der Luft und an mannichfaltigem Verkehr unendlich gewonnen haben würde. Wirklich wäre sie auch besser dazu gelegen, da

die Küste vom Vorgebirg von Brescou an bis an die Mündung der Rhone immer mit Sand, den dieser Fluß mit sich führt, bedeckt ist, so daß der Hafen von Aigues-Mortes, den der heilige Ludwig, und der von Agde, welchen der Kardinal von Richelieu angelegt hat, mit Sand ausgefüllt wird, und der von Cette nur mit großer Mühe und jedes Jahr beträchtlichen Kosten im brauchbaren Stande erhalten werden kann. Der gegenwärtige Handel der Stadt besteht beinah allein in dem Getraide, welches in guten Jahren von hier nach Spanien ausgeführt wird.

Ich habe zuvor der vielen alten Inschriften gedacht, welche man in dieser Gegend gefunden hat. Die Meisten verdanken ihre Erhaltung einem Baumeister, welcher unter König Franz I. die Befestigungen der Stadt mit drei neuen Bastionen vermehren mußte. Da er wahrscheinlich in den Materialien auf Ruinen des Alterthums angewiesen wurde, so brachte er alles, was er von Inschriften und Basreliefs

sammeln konnte, so geschickt in den Mauern der Bastionen an, daß er sie durch diese eigenthümliche Kriegslist wahrscheinlich der Nachwelt erhalten hat. So besitzt dann die Stadt Narbonne eine Merkwürdigkeit, die man wohl sonst nirgends mehr finden dürfte: drei Bastionen, die zugleich ein Museum für Alterthümer sind.

Nach Beziéres (Boeterra Septimanorum, bei den Alten) kam ich in der Nacht, und so hab' ich also nicht wohl urtheilen können, ob diese Stadt den Ruhm verdient, daß man von ihr sagte: „wenn die Götter den Himmel verlassen wollten, so würden sie Beziéres zu ihrem Aufenthaltsort wählen." Auch von der bonne chére dieser Stadt, welche so oft gepriesen worden ist, weiß ich nichts Besonders zu berichten. Wohl habe ich mich aber an das schreckliche Blutbad erinnert, das hier, bei den Verfolgungen gegen die Albigenser, unter den Anfängern dieser Sekte angerichtet worden ist, und ließ mir von den Säulenstatüen erzählen,

die im Dom die Orgel tragen, und von einigen für Satyrs, von andern für Docteurs de la loi gehalten worden sind. Meinetwegen können sie wohl beides gewesen seyn!

Der Weg von Beziéres nach Montpellier soll sehr schön seyn. Ich habe aber theils, weil es Nacht war, theils weil es am folgenden Morgen unaufhörlich regnete, nicht davon urtheilen können. Nur werde ich aber nie das schöne Liedchen vergessen, welches uns unsre liebenswürdige Reisegesellschafterin in Pezenas gesungen hat. Es ist in dem patois von Languedok gedichtet, und hat einen so naiven Ausdruck, daß ich es gerne meinen Lesern mittheilen mag. Es kann ihnen zugleich einen Begriff von der Sprache dieses Landes geben, und als Beitrag zu den Sammlungen von Volksliedern gelten, welche unsre Verehrer der Volkspoesie, wenn sie einmal mit der deutschen fertig sind, gewiß auch im Auslande aufsuchen werden.

Diga, mé pastourelleta, [1])

---

[1]) bergère, ital. pastorella.

Perqu'ignorés moun amour?
Perqué risés ma pouletta, [2])
Quand souffrissé niohe [3]) et jour?
Vészéz ben, qu'es impoussibla,
De te veire sans t'aima;
Perqué seriez insansibla,
Quand siez fa ja per charma,
Se vos pas siegué tant amouroux,
De ta boucquetta [4]) et de tous ioious [5])
Attapa lous mamour, attapa lous
mamour.

D'aou mou menqué te vegèrè,
Se guéré tout en cantat,
Tout de suitta yeou livréré
Moun cor à ta libertat, [6])
Quand te vesè jeou m'annmè,

---

[2]) poulet — so nennt der Neapolitaner sein Liebchen auch.

[3]) nuit; spanisch: noche.

[4]) bouche, Mäulchen; italienisch: bocchetta.

[5]) yeux.

[6]) liberté; spanisch: libertad.

Pres de tus tout es plèsi,
Se tus charmès faut mon crimè,
Perqui voudriez m'en puni,
Se vos pas sieguè tant amouroux etc.

Per que seriez tant cruella,
Tandis qu'amour ta fourmat
Sus lon plus poulit moudella, [7]
Que ja mai aye existat?
Per força faou ben se rendré,
Quand ta boucquetta sous ris,
Perquê voudriez dounc défendré,
Se qu'en tus tout apploudis,
Se vos pas que siégué tant amouroux
etc.

Faguen [8]) un troc pastourella,
De toun cor émé lou mieou,
Et qu'un amour muttuella
L'en cadenné [9]) émé du tieou,

7) model.
8) faisons.
9) enchaine — italienisch: incatenare.

Counfounden nostra tendressa,
Lior toun cor à ou plési,
Et qu'una tant douça hivressa,
Fague nostré soul désir,
Laissa me te fairè milla pouttous
Sus ta boucquetta et sus tous joius,
Destapa lous mamour, destapa lous.
(zweimal.)

XX.

Aufenthalt in Montpellier, vom 18. bis 24. September.

„Montpellier ist eine große, wohl bevölkerte „Stadt, welche von einem ungeheuren Laby„rinth von schmuzzigen, krummen, sechs Fuß „breiten Straßen durchschnitten wird. Diese „Straßen sind wechselsweise von prächtigen „Hotels, und erbärmlichen Baraken voll Koths „und Mistes, begränzt. Die Hälfte der Be„wohner ist außerordentlich reich, die übrigen „sind arm bis zum äußersten Elend; aber alle „zusammen in ihrer Lebensweise, der nieder„trächtigsten und unsaubersten, gleich armselig. „Die Weiber theilen sich in zwo Klassen; die „Damen, welche den Vormittag am Schmink-

„tisch, den Nachmittag am Pharo, und die „Nacht in wollüstiger Ausschweifung zubrin„gen; und die Bürgersweiber, welche keine an„dere Beschäftigung haben, als die leztere. „Indeß verstehen weder diese, noch jene fran„zösisch, und sie besitzen so viel Geist und Ge„schmak, daß sie darauf schwören, das Schau„spiel und die Opera sey eine Versammlung von „Hexenmeistern. Man hat daher auch nie ein „weibliches Geschöpf im Theater von Montpel„lier gesehen, außer einige Fremden, welche „unverschämt genug waren, dem Zartgefühl „und der Bescheidenheit der Damen dieser „Stadt Troz zu bieten. Man weiß, welche „Rücksichten man in Italien auf die Hugenot„ten, und in Spanien auf die Juden nimmt; „so gerade werden die Fremden in Montpellier „behandelt. Sie werden als eine Art von Thie„re angesehn die nur dazu da sind, bestohlen, „und in den Koth geworfen zu werden, wenn „sie sich einfallen lassen, sich darüber zu beschwe„ren. Dieß ist's, was ich zum Lobe des Ka-

„rakters der Bewohner von Montpellier erfah-
„ren konnte. Das Land im Allgemeinen be-
„treffend, so hat es guten Wein, etwas Ge-
„treide, abscheuliches Oel, kein Fleisch, keine
„Butter, keine Milch, keine Früchte und kein
„Holz."

So spricht Jean Jacques Rousseau in seinen Briefen über diese Stadt, und man muß gestehen, daß sich nicht mehr Schlimmes sagen läßt, als der Genfer Bürger in einem seiner finstersten Augenblicke über Montpellier gegeifert hat. Dafür ruft aber einer seiner Landsleute aus:

Vive! Vive plutôt
Cette douceur, cette mollesse,
Qui répand tant d'aménité
Dans l'aimable societé
De cette ville enchantéresse!
Vive ce parler séduisant,
Qui vient du coeur, qui touche l'ame,
Vive ce régard eloquent,

Ou, dans un orbe humide, étincelle la
flamme
Du plus expressif sentiment!
Vive, enfin, cet esprit charmant,
Sans lequel la plus belle femme
N'est, qu'un marbre poli, qu'un joujou,
qu'un enfant!

Wem ist nun zu glauben? — dießmal wenigstens dem Dichter; worin alle diejenigen mit ihm übereinstimmen, welche sich auch nur kurze Zeit, wie ich, in dieser Stadt aufgehalten haben. Was Rousseau von den Strassen derselben sagt, ist, die Uebertreibung abgerechnet, wirklich wahr; doch gibt es einige Quartiere, die ein viel besseres, und wirklich großstädtisches Ansehn haben. Am härtesten behandelt er indeß die Einwohner, welche wegen der guten Aufnahme, die sie den Fremden widerfahren lassen, in der That Lob verdienen. Auch wird Montpellier so viel von diesen besucht, daß jene es am Ende lernen, oder auch

durch den häufigen Mißbrauch, den die Fremden von der Gastfreundschaft machen, wie in Paris, verlernt haben könnten. Lezteres ist aber nicht der Fall, und die vielen, größtentheils Kranken aller Nationen, welche in dieser Stadt zusammenströmen, verlassen dieselbe meistens blos mit angenehmen Erinnerungen an die Liebenswürdigkeit ihrer Einwohner, und an mannichfaltige Dienste, welche sie diesen, und ihren vortreflichen Aerzten verdanken. Was Rousseau von dem Schauspiel sagt, war zu seiner Zeit eben so unrichtig, als heut zu Tage. Ich sah das Haus, wirklich eines der schönsten und geräumigsten des südlichen Frankreichs, eben so mit Damen angefüllt, wie jedes andere Theater des ganzen Landes.

Montpellier steht auf einer Anhöhe, welche die weite Umgegend beherrscht, und erlaubte somit eine öffentliche Anlage, wie man nicht leicht eine ähnliche finden dürfte. Dieß ist der sogenannte Peyrou, ein ehemaliger Marktplaz, welcher nun in einen Spaziergang verwandelt

ist. Dieser Plaz liegt auf einer der höchsten Höhen der Stadt, ist sehr geräumig, und theilt sich durch Terrassen in verschiedene Parthien ab, welche sehr weise für die einzelnen Jahrszeiten und Winde berechnet sind. Die eine ist reich an Bäumen, und jedem Winde offen, die andere eine bloße Ebene für den Winter, wo alle Sonnenstralen hintreffen können, und ein Hügelrücken vor den Stürmen schüzt. Alle überragt ein, freilich nicht im besten Geschmack gebauter, achteckigter Tempel, welcher ein großes Bassin enthält, dessen Wasser sich von hier durch die ganze Stadt vertheilt, und durch eine kühne Wasserleitung, welche die Aussicht auf die Ebene nicht wenig verschönert, herbeigeführt wird. Neben dem Tempel ist eine Plattform, von welcher man die ganze, große Ferne überblickt, und wo Kaiser Joseph II. einst, mit Erstaunen, nach der Stadt frug, die in dieser herrlichen Aussicht gleichsam verschwindet. Wendet man von hier das Auge gegen Westen, so findet es erst auf dem Kamm der Pyrenäen,

eine Gränze, und blickt man gegen Osten, so schließen die savoischen Alpen die Aussicht. Es ist ein wunderbarer Anblick, hier in der Mitte zwischen zwei ungeheuren Gebirgsketten zu stehen, von denen die eine Frankreich von Italien trennt, sich über dieses ganze Land ausbreitet, und endlich in den Meeren von Griechenland und Sicilien endigt; die andere jenes von Spanien scheidet, und die große Verbindungsmauer zwischen dem Golf von Lyon und dem von Biskaya bildet. Richtet sich das Auge aber südlich, so liegt zwischen den blauen Gebirgen das schöne, ebene Land, mit mannichfaltigem Kulturwechsel, durch den silbernen Saum des Meeres begränzt, mit seinen Uferzaken und der Erinnerung an die alte Magellona. Nördlich schließt die lange Cevennenkette das hügelreiche Land, und über und vor ihr ragt der Pik von Saint-Loup kühn in die Wolken. Eine freundliche Stadt, mit tausend Gärten, umlagert die Anhöhe, auf der man steht; der Tempel mit seinem spiegelklaren Wasserbassin wird zum Hei-

ligthum der herrlichen Natur, und das erstaunte Auge bekennt sich, daß hier einer der schönsten Punkte unseres Welttheils ist.

Indeß bleibt es zuverlässig, was ein französischer Schriftsteller sagt, daß Montpellier weder dieser merkwürdigen, bald reizvollen, bald imponirenden Lage, noch der schönen Magellone seinen Ruhm verdankt. Die Universität ist es, welche ihr diesen gegeben, die Universität, die beinah gleiches Alter mit der Stadt hat. Seit undenklichen Zeiten wurde hier die Arzneikunde und die Rechtswissenschaft gelehrt; jene aber mit ganz besonderer Auszeichnung. Manche Schriftsteller haben den ersten Anfang dieses Ruhms mehreren Schülern von Avicenna und Averroës beimessen wollen; und wirklich verdankt sie auch arabischen und jüdischen Aerzten sehr viel; aber es ist auch nicht minder gewiß, daß, schon vor jenen großen Lehrern, eine arzneiwissenschaftliche Schule in Montpellier bestanden hat, und bereits im zwölften Jahrhundert Kranke der ersten Stände nach dieser Stadt

kamen, um sich von gefährlichen Krankheiten wiederherstellen zu lassen. Später wurden die jungen Leute aller europäischen Nationen hieher geschickt, um in den vortreflichen Anstalten ihre ärztliche Bildung zu erhalten.

Bekanntlich ist die Universität in neuern Zeiten aufgehoben worden, und erhielt die medizinische Fakultät den Namen einer Ecole spéciale de Médécine, gleich denen von Paris und Straßburg. Auch wurden mit derselben mehrere Anstalten vereinigt, welche sonst davon getrennt waren.

Diese Schule ertheilt ihre Doktorhüte noch ganz im alten Styl; wie denn überhaupt in Frankreich seit der Revolution manches wieder zu den ältesten Formen zurückgekehrt ist. Der Pedell geht mit einer ungeheuren silbernen Herkuleskeule, um welche sich eine Schlange windet, vor den Professoren her; dem Kandidaten wird der Hut aufgesetzt, und der Ring an den Finger gestekt; ja man bekleidet ihn sogar mit Rabelais Mantel — was, in der Erinnerung

an diesen humoristischen Kopf — der Ceremonie ein wahrhaft burleskes Ansehn gibt. Bekanntlich hatte der lustige Pfarrer von Meudon früher in Montpellier die Medizin gelehrt, und es ist ganz im Geiste der Aerzte, welche im Durchschnitt alle zum Spaßmachen aufgelegt sind, aus diesem Akt eine Art von Farce zu machen. Die Studenten helfen getreulich dazu, und jeder, welcher die Ehre hat, mit Rabelais Mantel bekleidet zu werden, sucht, zum Andenken an diese Ehre, ein Stückchen davon abzuschneiden. Dieß macht dann, daß er ewig geflickt, und von Zeit zu Zeit ganz neu gemacht werden muß. Der gegenwärtige soll bereits der dritte seyn, und man muß gestehn, er thut seine Wirkung so gut, als die meisten Reliquien, die großentheils so ächt sind, als Rabelais Mantel.

Unter den verschiedenen, mit der Arzneischule verbundenen, Anstalten verdient besonders der botanische Garten eine Auszeichnung. Er ist zugleich ein öffentlicher Spaziergang, und

hat durch die neue Ordnung der Dinge viel gewonnen. In demselben zeigt man eine Stelle, wo Young seine Tochter, deren Leichnam die katholische Geistlichkeit ein Begräbniß versagte, heimlich zur Erde bestattet haben soll. In Montpellier glaubt aber niemand an diese Geschichte; und wirklich scheinen des Dichters Tiraden gegen die Intoleranz auch sehr unbillig in einer Stadt, in welcher eine Menge Protestanten wohnen, die ihren eigenen Begräbnißplatz haben, und Young gewiß eine Ruhestätte für seine Tochter nicht verweigert hätten. Als daher Talma hier eine Subscription zu einem Monument für Narcissa eröffnete, fanden sich nur wenige Liebhaber, die der wahrscheinlichen Ungerechtigkeit eines Fremden ein bleibendes Denkmal zu stiften Lust hatten.

Das hiesige Hospital zeichnet sich durch seine Reinlichkeit und durch die vortreffliche Behandlung der Kranken aus. Es sind gegen dritthalbhundert eiserne Bettstellen für beide Geschlechter, und die, für das weibliche, mit Umhängen ver-

sehen; eine zarte Aufmerksamkeit, welche die Männer doch wohl auch verdienten; denn ich sehe nicht ein, warum einer der schönsten Vorzüge des Menschen vor dem Thier, und eine der angenehmsten Verschönerungen des Lebens, welche die Kultur erzeugt, blos dem einen, und nicht auch dem andern Geschlecht heilig seyn sollte.

Brustkranke und Wassersüchtige sind es hauptsächlich, welche, wenn alle Ärzte sie aufgeben, endlich in Montpellier Rettung suchen. Inzwischen ist zuverläßig, daß die Unbeständigkeit des Klima's und die heftigen Winde erstern unmöglich heilsam seyn können. Vielleicht wirkt auch hier, was so oft bei Badekuren Heilgrund wird: Bewegung der Reise, Veränderung der Luft und der Lebensweise, und wohl auch die stärkere Hoffnung, durch den lezten und größten Versuch seines Übels frei zu werden.

Einen, für mich völlig neuen, und vielleicht wenig bekannten, historischen Umstand fand ich von Millin über diese Stadt angeführt. Sei-

nen Nachrichten zu Folge, war Montpellier ehemals eine der bedeutendsten Handelsstädte des südlichen Frankreichs. Benjamin von Tudela, der auf seiner Reise diese Stadt im Jahr 1174 besuchte, erzählt, der Handel führe hier so viele Menschen aller Nationen zusammen, daß eine wahre Sprachverwirrung herrsche. Auch enthielten die Archive vor der Revolution noch manche Aktenstücke, welche den Verkehr der Stadt mit England, Sicilien, dem orientalischen Kaiserthum, Cypern und Palästina, beweisen. Die Genueser und die Pisaner hatten ihre Magazine in Montpellier, und Erstere wurden bald so neidisch gegen den Wohlstand desselben, daß sie seine Schiffe angriffen und plünderten. Aber auch diesem Hasse widerstanden die Kaufleute der Stadt glücklich, bis Pabst Alexander III. endlich den Genuesern bei Strafe der Exkommunikation die Feindseligkeiten untersagte.

Der Verkehr Montpelliers mit der Levante war im zwölften und dreizehnten Jahrhundert

so ansehnlich, und die Religionstoleranz der Bewohner so groß, daß ihr Bischof, Berenger Fredoli, im Jahr 1266, als Graf von Melgueil, Münzen mit arabischer Inschrift und Mohameds Namen prägen ließ. Dieß nahmen die Sarazenen nun freilich ganz gut auf; aber nicht so Pabst Clemens IV., welcher dem Bischof deshalb einen starken Verweis gab. Der Verfall von Marseille, unter den Grafen von Provence, hob Montpellier sehr, und diese Stadt wurde mit ihren beiden Häfen, Maguelone und Aigue-Mortes, einige Zeit die Hauptniederlage des französischen Handels mit dem Osten und Süden unsrer Hemisphäre. Mit Marseille's Wiederaufblühen im 15ten und 16ten Jahrhundert sank Montpellier's kaufmännischer Glanz; die Religionskriege wirkten mit, und Marseille bemächtigte sich aller Vortheile, zu denen seine Lage dasselbe zu bestimmen schien. Erst der Bau des Hafens von Cette, unter Ludwig XIV., hob den Handel von Montpellier wieder etwas empor, und heut zu Tage

besteht er hauptsächlich in den Produkten einiger wenigen einheimischen Industriezweige.

Diese sind hauptsächlich: Brandtwein, Parfumerien und Grünspan. Ersterer wird aus dem feurigen Languedoker Wein bereitet, und ist, in Friedenszeiten, eine große Quelle des Reichthums für einen ansehnlichen Theil von Süd-Frankreich. Die Fabrikation der Parfumerien begünstigt der trockne, an aromatischen Kräutern reiche, Boden der Gegend, und die lang geübte, sehr vervollkommnete Distillirkunst. Die ersten Fabrikanten in diesem Zweige zu Montpellier sind heut zu Tage die Brüder Riban, welche in den Umgebungen der Stadt ungeheure Felder besitzen, die blos mit Pflanzen für ihr Gewerbe angebaut sind. Ihr Name ist wegen der Solidität ihres Kredits und ihrer Rechtschaffenheit sehr geschätzt in der Handlungswelt.

Ein dritter Industriezweig der Stadt ist die Fabrikation des Grünspans. Es sind wenige Häuser in Montpellier, wo sie nicht getrieben

wird, und das Verfahren dabei ist so einfach, daß es beinah gar keine Kunstfertigkeit erfordert. Der ganze Prozeß geschieht durch das Einlegen von Kupferplatten in den Weintrester, der in Menge vorhanden ist. Lange Zeit war Montpellier beinah ausschließend im Besitz dieses Industriezweigs; indem man das Vorurtheil hatte, daß die Keller der Stadt denselben ganz besonders begünstigten. In neuern Zeiten hat man sich aber, besonders in Grenoble, über dieses Vorurtheil weggesetzt, und dasselbe durch den glücklichsten Erfolg falsch befunden.

Unerachtet die Revolution in Frankreich viele alte Sitten, und besonders Volksfeste zerstört hat, so widerstanden letztere doch in den südlichen Gegenden derselben noch am besten. Der Karakter des Volks ist zu lebhaft und zu heiter, um sich dergleichen Gelegenheiten, sich unbefangener Laune zu ergeben, ganz rauben zu lassen, und so wird es daher in Montpellier bei jedem Anlaß zur Freude äußerst lebendig. Einer der eigenthümlichsten ist das Fest vom

Pferdchen (la fête du Chevalet), welches alle Jahre an einem bestimmten Tage gefeiert wird. Über seine Entstehung weichen zwei Erzählungen stark von einander ab.

Nach der einen *) ward Peter II., von Aragonien, durch seine Heirath mit Maria, der einzigen Tochter des Grafen Wilhelms von Montpellier, Herr der Stadt geworden. Er liebte seine Gemahlin nicht, sondern überließ sich andern Liebeshändeln, von denen einer mit einer jungen und schönen Wittwe den Häuptern der Stadt Anlaß zu einer List gab, durch welche die Erbfolge gesichert, und das eheliche Verhältniß des regierenden Paares auf einen bessern Fuß gesetzt wurde. Man überredete die Geliebte des Königs, diesem eine Zusammenkunft bei Nacht zu gestatten, und die Königin an ihre Stelle zu setzen. So geschah es! Die ersten Personen der Stadt brachten diese Nacht in Gebeten in der Domkirche zu, um den Segen

*) Millin Voy. Tome IVme. S. 331.

des Himmels für das Gelingen ihrer wohlgemeynten List zu erflehen, und traten Morgends mit angezündeten Lichtern prozessionsmäßig in das Schlafzimmer des Königs. Dieser verwunderte sich nicht wenig über seinen Irrthum, gewann aber doch dadurch nicht mehr Liebe zu seiner Gemahlin. Maria zog sich traurig und verlassen nach Mirval zurück, und erst späterhin überredete ein Kammerherr ihren Gemahl, während er auf der Jagd war, zu einem Besuch bei der Königin. Diesmal fiel die Zusammenkunft besser aus. Peter blieb bei seiner Gemahlin, und fand sie so liebenswürdig, daß er sich nicht mehr von ihr trennen wollte, sondern sie mit sich aufs Pferd nahm und so nach Montpellier führte. Maria wurde Mutter Jakobs II., zugenannt der Eroberer, und die Bürger der Stadt feierten von da an den Tag, an welchem ihr Fürstenpaar auf Einem Pferde sitzend eingezogen war, jedes Jahr dadurch, daß sie erst jenes Pferd selbst, und später ein ausgestopftes mit Freudengeschrei

und mancherlei Späßen durch die Straßen führten.

Das Dictionnaire portatif, contenant les anecdotes historiques de l'amour (Paris 1790) hat aber eine etwas verschiedene Tradition. Nach demselben verliebte sich Peter in ein schönes Mädchen der Stadt, Namens Katharina Rebuffie, uud vernachläßigte seine Gattin über jene so sehr, daß es seiner Geliebten selbst wehe that. Da man allgemein für die Erbfolge bange war, so kam Katharina auf den Einfall, die Königin an ihre Stelle zu setzen, wodurch Jakob II. seine Existenz gewann.

Inzwischen verminderte dieß des Königs Liebe nicht im geringsten, vermehrte aber die Achtung, in welcher Katharina bei ihren Mitbürgern stand. Peter verbarg seine Leidenschaft so wenig, daß er einst seine Geliebte hinter sich auf dem Pferde in die Stadt führte, und die Bürger dieser Tradition waren von denen der vorigen so verschieden, daß sie diese

Ehre, welche ihrer Mitbürgerin widerfahren war, auf ihre eigene Rechnung setzten, und sich von dem König dieses weiße Pferd, das ihn mit Katharina getragen hatte, ausbaten, um es auf ihre Kosten zu unterhalten. Es lebte noch gegen zwanzig Jahr, und wurde jedes Jahr einmal in der Stadt herumgeführt. Als es starb, stopfte man es aus, und zog es so durch die Straßen.

Jeder mag nun zwischen diesen beiden Traditionen nach Gefallen wählen, und ich bemerke nur noch, daß der Hauptscherz beim Herumführen dieses Pferd-Popanzes darin besteht, daß der, welcher darauf reitet, dasselbe mit dem Kopf solche Bewegungen machen läßt, daß ein Anderer, welcher ihm immer einen Korb mit Hafer an das Maul halten will, dieses nie treffen kann. Das Volk tanzt um dasselbe festlich gekleidet herum, und jeder benimmt sich dabei so toll, als möglich.

XXI.

Aufenthalt in Montpellier.

Fortsetzung.

Unter den verschiedenen Besuchen, welche ich in der Umgegend von Montpellier machte, war mir die kleine Reise nach Maguelone die liebste. Wer kennt nicht die Geschichte von Peter von Provence und der schönen Magellone, welche gegen das Jahr 1178 von dem Domherrn Bernhard von Trevies verfaßt, von Petrarka 1320 übergearbeitet wurde, und an die sogar Rabelais, wie inzwischen keineswegs bewiesen werden kann, bessernde Hand angelegt haben soll? Hier ist ein Theil des Schauplatzes dieser rührenden Erzählung, und wenn ich meine Leser zu den Trümmern der ural-

ten Civitas Megalaunensium *) führe, so mögen sie mir wohl nicht ungerne zuhören, wenn ich des Grafen von Tressan schöne Bearbeitung dieses Romans flüchtig auf denselben durchlaufe.

Man kommt von Montpellier aus erst einige Zeit durch fruchtbare und lachende Gefilde, bis endlich der Anbau allmählig aufhört, und selbst der Ölbaum den Wandrer verläßt. An dem berühmten Schloß la Lauze vorbei, das von einem König von Majorka aufgeführt seyn soll, und über die große Brücke, welche die Ufer des kleinen Flusses la Mosson verbindet, gelangt man in die Sümpfe, in welchen Villeneuve-les-Maguelone liegt.

Auf den ersten Blick kann man nach der Lage dieses Orts urtheilen, daß die Luft ungesund seyn muß, und wirklich sind seine Bewohner, die beinah alle von der Fischerei leben, auch den größten Theil des Jahrs hindurch von Fiebern

*) So nennt sie Kaiser Antonin in seinem Reisetagebuch.

geplagt. Eine sehr lange, auf steinernen Pfeilern ruhende, Brücke führt von Villeneuve nach Maguelone, das auf einer kleinen Insel steht, und vor der Erbauung von Montpellier sehr ansehnlich gewesen seyn soll. Ist es, wie man behauptet, die alte Alonis, welche Stephan von Byzanz anführt, so war diese Stadt lange der Stapelplatz des Handels zwischen den Römern und den Vandalen, wurde sie nach einander von den Gothen und Arabern erobert, und letztern endlich durch Karl Martel abgenommen, der sie zerstören ließ, und dadurch den Grund zu Montpellier legte. Später hob sie sich zwar wieder, jedoch nur auf kurze Zeit; denn die ungesunde Luft verjagte die meisten Einwohner, und nur der Bischof blieb mit seinem Domkapitel bis ins Jahr 1536 dort, da er die Erlaubniß erhielt, sich gleichfalls nach Montpellier zu verpflanzen. Von dieser Zeit an fiel Alles allmählig in Trümmer, und die Kirche, welche beinah noch allein übrig ist, dient nun als Scheune und Pferdestall dem jetzigen

Besitzer. Überall dringt der Regen herein, und man muß sehr glücklich seyn, um zu einer Zeit seine Wallfahrt an das Grab der schönen Magellone zu machen, da es nicht mit Heu bedeckt ist. Lieber steigt man auf das Dach der Kirche hinauf, wo sich der Blick über das benachbarte Land weg an dem Saum des Meeres verliert. Hier mag man gerne gegen Süden hinunterblicken, aus welchem Peter von Provence seine schöne Geliebte geholt hat. Die Aussicht auf ein, blos vom Himmel begränztes, Meer ist dem Spiele der Phantasie ohnedieß am günstigsten; sie regt die Sehnsucht nach wunderbaren Formen der Zeit und des Raums auf, und so mochte ich gerne mein Jahrhundert vergessen, und, auf dieser Ruine sitzend, einen Blick auf die Schicksale des liebenden Paares werfen, die diesen Trümmern heut zu Tage beinah ihre einzige Merkwürdigkeit verleihen.

Graf Johann von Cerisel war der glückliche Gatte der schönen Aibara, und der verehrte Beherrscher der Provence; ein einziger Sohn

und die Frucht dieser beneidenswürdigen Ehe, die ganze Hoffnung des Landes, das mit verdienter Liebe an seinem Fürstengeschlecht hing. Dieser Sohn ward Peter genannt, und erwuchs in schöner Ausbildung seiner vortrefflichen Naturgaben. Als er zum Ritter geschlagen wurde, erwarb er sich in den, dadurch veranlaßten, Turnieren den Preis, welchen er dankbar gerührt aus den Händen seiner überglücklichen Mutter empfing.

Ein alter, mit Wunden bedeckter, Provencalischer Ritter machte den jungen Mann aufmerksam, daß er nun in dem Alter sey, „wo er große kriegerische Gefahr und süßes Glück der Liebe suchen müßte", und rieth ihm, zuerst an den Hof von Neapel zu ziehen, wo Tapferkeit und Galanterie herrsche, und die schöne Magelone, dieses Königreichs Erbin, alle Herzen bezauberte. „Dahin", sagte er, „möchte euer alter Diener zuerst euren Zug gerichtet sehen. Dort aber, eure hohe Geburt einige Zeit verbergend, dürft ihr leicht durch Kraft des Arms und durch Liebe allein die schöne Magelone erwerben."

Daran hatte der junge Ritter von selbst gedacht, und so kam die Unternehmung schnell zu ihrer Ausführung. Schwer trennte sich der Graf von dem geliebten Sohne; schwerer noch die zärtliche Mutter, die ihre und des Vaters Segnungen mit dem Geschenk von drei prächtigen Ringen begleitete, auf deren sonnenklare Demante ihre Thränen fielen.

Peter'n stieß bis nach Neapel kein Abentheuer auf, das der Meldung werth wäre. Aber an diesem Hofe kam er gerade zur rechten Zeit an; indem eben ein glänzendes Turnier eröffnet wurde. Peter trug den Kampfpreis davon, und erhielt ihn aus den Händen der Prinzessin. „Die Wirkung dieses Augenblicks war für die schöne Magelone und den Prinzen von Provence die gleiche. Ihre Augen erglänzten in neuem Lichte, so wie sie sich zum erstenmal begegnet waren. Aber bald senkten sie sie in einer geheimen Verwirrung, die sie nie gefühlt hatten. Kaum vermochte Magelonens zitternde Hand den Kranz auf Pe-

ters Haupt zu setzen; Peter verlor beinah sein Bewußtseyn, und neigte sein Haupt bis auf ihre Kniee. Nur einen furchtsamen Blick wagte er noch zu ihr zu erheben, und vermochte ihr nur durch einen Seufzer zu danken."

Vergebens bat ihn der König, seinen Namen und Stand zu offenbaren. Er erklärte bescheiden, daß er einen Namen verbergen müßte, den noch keine Thaten berühmt gemacht hätten. „Wie Schade!" rief die schöne Magelone traurig aus, und ernst sprach der gute König: „Adel und Bescheidenheit gehen so gut zusammen, daß ich glaube, dieser Ritter verbirgt uns ein hohes Geblüt. Nur desto höher schätz' ich ihn darum; denn besser geziemt es der Tugend, sich durch Thaten, als durch der Ahnen Namen zu ehren, und Alles verkündigt in ihm seinen weisen und hohen Muth."

Also ward Peter nur als der Ritter mit den Schlüsseln am Hofe bekannt; denn Schlüssel trug er, zu leiser Andeutung seines Geheimnisses, auf seinem Wappenschilde. Er

überließ sich in der Einsamkeit allen Gedanken und Träumen, welche Magelonens Anblick zum erstenmal in seinem Herzen geweckt hatten, und bedauerte jezt, daß er des Königs Artigkeit nicht besser benutzte, um freien Zutritt an seinem Hofe zu haben. Aber auch Magelone warf es ihm seufzend vor, daß er gegen ihre Schönheit unfühlbar gewesen, oder seine Geburt so niedrig seyn müsse, um von den Rechten, welche ihm seine Tapferkeit gegeben, keinen Gebrauch machen zu können.

So verkümmerten sich Beide ihre Einsamkeit, bis Magelone auf den Einfall kam, zu helfen. „Was thut ihr? lieber Vater!“ sprach sie zu dem König, „mit all den tapfern Rittern an eurem Hofe? Ihr laßt ihre Kraft müßig seyn, und Alle brennen vor Verlangen, sie zu zeigen. Ihr habt doch erst kurz dem Prinzen von Spolato zu Ehren ein Turnier gegeben; habt ihr mich denn nicht so lieb, um auch eines für mich anzuordnen? — Und als sie das sprach, liebkoßte sie die Wangen des edlen Va-

ters mit ihren alabasternen Händen, und bot ihm ihre schwanenweiße, von Schönheit strahlende, Stirne zum küssen.“

Kein Vater, bemerkt der Graf von Tressan, hätte da widerstanden, und so auch der König von Neapel nicht. Das Turnier wurde demnach angeordnet, und, wie sich denken läßt, war Peter wieder der erste Sieger. Er hatte dießmal die Ehre, der schönen Magelone, als sie auf ihren Wagen steigen wollte, die Hand zu bieten. „O welch ein Moment!“ ruft der Erzähler aus, „welch ein Moment für den verliebten Peter! Herrlicher Gedanke, zum erstenmal die Hand derjenigen zu berühren, die man anbetet, wie unaufhörlich steigst du in der Seele wieder auf! So alt ich bin, so zuckt mein Herz noch, indem ich Peters Glück beschreibe, vor Freude!“

Auch Magelonens Gefühle sind nicht schwächer; ja ihre Kräfte verlassen sie so sehr, daß ihrem Ritter das Glück zu Theil wird, sie nach ihrem Wagen zu tragen. Er erhält von

seinem letzten Sieg an die Erlaubniß, im königlichen Schlosse zu wohnen, und somit tausend Gelegenheiten, sich seiner Schönen zu nähern. Aber er wurde durch seine Liebe immer furchtsamer, und so mußte auch Magelone wieder helfen.

Ihre Amme hatte die Bemerkung gemacht, daß die Prinzessin sich verändert hatte, und frug sie darüber aus. Magelone gesteht endlich ihre Liebe zu dem Ritter mit dem Schlüssel. Die Amme macht ihr Vorstellungen dagegen, und endigt damit, des Ritters Verhältnisse näher auszukundschaften. Dieß geschieht in der Kirche, wohin Peters erster Gang jeden Morgen war. Er soll das Geheimniß seines Standes entdecken; er will es nur der Prinzessin selbst thun, und überzeugt die Amme durch einen seiner Ringe, den er ihr für ihre Gebieterin gibt, daß er von nicht gemeinem Stamme seyn müsse. Die Prinzessin läßt ihm sagen, sie wollte ihn allein sprechen, wenn er sich gut aufzuführen gelobe, und die Amme

erhält den zweiten Ring für sie. Er gelobt natürlich Alles, was man will, und so wird denn Peter in Magelonens Zimmer geführt.

„Beide, die Blicke gesenkt und mit glühend rothen Wangen, standen einige Zeit vor einander sprachlos da, bis Magelone endlich das Schweigen brach; Herr! sprach sie, es ist für das Glück meines Lebens nothwendig, daß ich weiß, in welcher Absicht ihr uach Neapel gekommen seyd, und wer diejenigen sind, die euch das Leben gegeben haben; daß ich vielleicht einen zu kühnen Schritt gewagt habe, eure Antwort allein kann ihn rechtfertigen.“

Und das geschah auch in den Augen der schönen Magelone, und noch mehr; denn Peter schwur ihr ewige Treue und Liebe. „O mein edler Bruder!“ antwortete sie ihm, indem sie ihn nöthigte, sich neben ihr niederzulassen, „Gott segne diesen Tag, da ihr als Prinz und ehrenvoller Ritter mir euer Wort gabt, und ich euch das meinige! Ich bin ganz eure Magelone, und mache euch zum Herrn

über mein Herz und mein Schicksal. Ich achte euch zu sehr, um nicht überzeugt zu seyn, daß ihr die Ehre derjenigen, welche lieber sterben, als je einem andern, denn euch, angehören wollte, theuer und werth bewahren werdet. — Und mit diesen Worten nahm sie eine goldne Kette von ihrem Halse, legte sie um Peters seinen, und sprach: mein schöner Freund und edler Gemahl! durch diese Kette setze ich euch in den Besitz vom Herzen derjenigen, die, als Tochter eines Königs, euch ehrlich und redlich ihre Liebe und ihre Hand gibt.“ — Und sie küßte ihn sanft, zum Zeichen ihrer Liebe und ihrer Eheversprechung. Natürlich werden die Liebenden etwas zärtlich, womit die Amme nicht ganz zufrieden ist. „Potz tausend, Kinder!“ ruft sie, „nun habt ihr alle eure Klugheit vonnöthen, um eure Gefühle zu verbergen; und ihr, Herr Ritter! alle eure Rechtschaffenheit, um bis zur Hochzeit die Ehre derjenigen zu bewahren, die euch so gutmüthig und willig ihre Liebe geschenkt hat! — Beide ver-

sprachen der Amme Alles; nur mußte sie sich verbindlich machen, ihnen zuweilen, in ihrer Gegenwart, eine Zusammenkunft zu verschaffen, und gegen Magelonen insbesondere: „daß sie nie von andern Dingen, als von ihrem Geliebten mit ihr sprechen wolle.“

Alle diese Schwüre und Versprechungen wurden getreulich gehalten; aber der Erzähler verbirgt es gar nicht, daß es für Petern unendlich schwer war, nicht zu fordern, und für Magelonen unmöglich gewesen seyn würde, nicht zu gewähren, wenn er seine Schwüre vergessen hätte. Mögen unsere Leser davon denken, was sie in gleichem Fall gethan, so wurden die Liebenden doch noch auf größere Proben gesetzt.

Es kam nämlich ein Oheim von Petern, Heinrich von Provence, ein berühmter Ritter, nach Neapel, dem sich jener, ohne sich zu erkennen zu geben, von selbst großmüthig nachstellte. Des Oheims Ankunft scheint es Petern nöthig zu machen, schnell diesen Hof zu

verlassen, und Magelone, ohne ihrer Amme ein Wort davon zu sagen, entschließt sich, ihn zu begleiten, um so mehr, da Ferrier, dem sie ihr Vater verbinden will, in Kurzem erscheinen soll.

So finden wir denn beide auf der Flucht, und bei dem ersten Ruhepunkt, den sie machten, Magelonen auf dem Graße liegend, und ihr schönes Haupt in Peters Schooße ruhend schlafen. „Wie über allen Begriff reizend fand Peter sie nun! Wie gerührt war er von diesem Beweis ihrer Liebe, daß sie sich so vielen Gefahren für ihn aussetzen wollte! Aber welchen größern Beweis von Dankbarkeit konnte er ihr auch geben, als, indem er seinem Schwur getreu blieb! Er seufzte, er brannte, er küßte ihre braunen Haare; seine glühenden Lippen öffneten sich, um den Athem ihres Rosenmunds einzusaugen, aber die Ehrfurcht hielt ihn zurück, Größeres zu wagen.“

Solche Versuchung dauerte für den armen Ritter die ganze Nacht hindurch, und endigte

auch in der folgenden nur durch ein noch größeres Unglück. Die schöne Magelone ruhte wieder in seinem Schooße, und neben ihr lagen die Ringe, die sie von ihm erhalten, und von denen sie ihm noch eben erzählt, welchen Eindruck der Empfang von jedem auf sie gemacht hatte. Er betrachtete die Kette, die er von ihr bekommen, sah dann wieder auf die schöne Schlummernde, und verlor sich wahrscheinlich so sehr in ihren Anblick, daß er einen Sperber, welcher mit den Ringen davon flog, nicht früher bemerkte, als bis es zu spät war. Eiligst machte er aus seinem Mantel ein Kissen, schob es leise unter das Haupt der schlafenden Freundin, und lief dem Vogel nach, der sich auf einem Felsen niedergelassen hatte. Aber der Sperber flog bei seiner Annäherung immer weiter, und der arme Prinz entfernt sich in der Hitze der Verfolgung so weit von seiner Geliebten, daß er am Ufer des Meeres ankommt. Er sieht, daß sich der Räuber auf einer kleinen, wenig entfernten Insel niederläßt;

eine leere Barke am Ufer ladet ihn ein, den Vogel weiter zu verfolgen; aber die Ströme ergreifen diese; zugleich erheben sich heftige Winde, und der arme Prinz befindet sich in Kurzem auf der hohen See, blos von Wasser und Himmel umschlossen.

Verzweifelnd sitzt Peter in dem kleinen Fahrzeug. „Schöner, geliebter Gott! *) ruft er aus, willst du die schöne Magelone verlassen? O ich elender, schändlicher Mensch, der ich sie aus dem Pallast ihres Vaters weggeführt, wo sie so sanft und prächtig gehalten wurde, um sie allein in einem Walde zu verlassen! O gebenedeihte, ruhmvolle Jungfrau Maria! bewahre Magelonen vor Unglimpf und Unehre! Du weißt, über Alle gepriesene Frau! daß in unsrer Liebe nie unehrlicher Willen gewesen ist. Reine Jungfrau! Trösterin der Betrübten! rette meine Magelone auch auf Kosten meines traurigen Lebens!“ — Aber

*) Biau chier Dieu, im Original.

dieses Gebet war vergeblich. Das Meer wurde immer bewegter, und als es auch wieder ruhig wurde, was konnte er anders in der kleinen Barke, ohne alle Hülfsmittel, erwarten, als den Tod? So saß er, bereits in das traurigste Schicksal ergeben, dreißig Stunden in dem Fahrzeug, als sich ein großes Schiff, mit einem goldenen Halbmond auf dem Maste, zeigte. Es setzte eine Chaluppe aus, und nahm Petern ein. Der Führer desselben war ein Araber, den des Ritters schöne Gestalt und seine unglückliche Lage rührten. Er brachte ihn zu dem Sultan nach Alexandrien, der, von gleicher Theilnahme ergriffen, ihn in seine Hausdienste nahm, wo er sich bald so hohe Gunst erwarb, daß er den ersten des Hofes gleichgestellt wurde.

Aber in welchem Zustand hatte sich indeß die schöne Magelone befunden, als sie erwachend um sich blickte, ihr Auge den Freund nicht mehr fand, ihre Stimme, ihr Weinen sein Ohr nicht mehr erreichte! Sie glaubt sich vorsätzlich von

dem verlassen, von welchem sie so viel Glück gehofft hatte, und findet erst einigen Trost, da sie sein Pferd erblickt, das ungeduldig nach seinem Herrn wiehert. Sie erkennt daraus, daß er sie wenigstens nicht freiwillig verlassen; sie durchsucht die ganze Umgegend, und legt sich endlich von Schmerz, Hunger und Ermüdung niedergedrückt auf das Gras, um den Tod zu erwarten, der ihr nun die einzige Wohlthat scheint.

Ohne Zweifel hätte sie diesen auch gefunden, wenn nicht gerade eine fromme Pilgerin vorübergegangen wäre. Die Pilgerin nahte sich Magelonen, beide erkundigten sich bei einander, warum sie hier seyen, und die Prinzessin erfuhr, daß die Wanderin von Rom zurückkehrte, und sich im nächsten Hafen nach Genua einschiffen wollte, woher sie gebürtig war. Magelone bat sie, ihre Kleider mit ihr zu vertauschen. Die Pilgerin war ehrlich genug, Anstand zu nehmen, einen, für sie so vortheilhaften, Tausch zu machen, gab aber endlich doch den Bitten der schönen Fremden nach.

Die Prinzessin hatte gehört, daß es nur zwei Tagereisen bis Rom seyen. Die Hoffnung, ihren Geliebten am Grabe vom Apostel Petrus, dem Schuzheiligen desselben, vom Himmel zu erflehen, zog sie in die wunderreiche Stadt. Sie kam an, und ihr erster Gang war nach dem Grabe des Apostels. Wie heiß war ihr Gebet! Wie strömten ihre Thränen auf die kalten Steine herab! Glauben füllte ihr Herz, und die Hoffnung stieg wieder in demselbem empor. Nicht getröstet, aber resignirt und hoffend, verließ sie Rom, und schiffte sich nach dem Hafen von Aigues-mortes ein. Sie hatte aber die Vorsicht gebraucht, sich ihr Gesicht zu schwärzen, und, damit ihre schönen Augen die Lüsternheit der Männer nicht erregten, senkte sie dieselben unaufhörlich, und redete auf der ganzen Überfahrt kein Wort.

In Aigues-mortes angekommen, wendete sie sich an eine gute und heilige Wittwe, die sich nicht enthalten konnte, ihr edles Ansehn und die Schönheit ihrer Gesichtszüge zu bewun-

dern. „Ich sehe, junge Pilgerin,“ sagte sie, „daß ihr eine Fremde, und aus eurer Gesichtsfarbe, daß ihr krank seyd, und Hülfe bedürfet. Folget mir, mein Kind, und setzt euch in eurem Alter nicht der Galanterie der Provenzalen aus. Böses zu verhüten, und seinem Nächsten zu dienen, heißt Gottes Wort erfüllen, dessen Dienst ich mich für meine übrige Lebenszeit gewidmet habe.“ — „O meine liebe Dame!“ antwortete Magelone der Wittwe, und wollte demüthig ihre Hand küßen;“ ihr seyd mein Schuzengel! Erbarmet euch einer unglücklichen Neapolitanerin, welche mancherlei Mißgeschick von ihrem Vaterland entfernt hat!“

Die gute Wittwe führte Magelonen in ihr Haus, und theilte ihr Bette mit ihr. Bald gewannen sie Vertrauen zu einander, und so erzählte die Wittwe denn auch ihrer Freundin, wie das schöne Land dem Grafen von Provence gehöre, der immer nur für das Glück seiner Unterthanen gelebt habe, wie aber gegenwärtig Herr und Land in tiefer Trauer seyen. „Der

Graf," sprach sie, „hat nur einen einzigen Sohn. Mit allen Tugenden geziert, ist er ausgezogen, um große Abentheuer zu suchen. Er sollte in einem Monat zurückkommen; aber schon ist ein ganzes Jahr verflossen, ohne daß man etwas von ihm hat erfahren können." Magelone vergoß bei diesen Worten einen Strom von Thränen, und erhob ihre Hände flehend zum Himmel.

Oft ging sie mit ihrer Freundin an den Hafen, um zu hören, ob die Schiffe keine tröstliche Kunde brächten. Allein es kamen wenige Schiffe hier an; nun vernahm sie aber, daß weit mehr Fremde an einer kleinen Insel, nur wenige Stunden von Aigues-mortes, anlangten. Sogleich faßte sie den Entschluß, dahin zu gehn, von einer ansehnlichen Summe Gelds, die ihr noch übrig war, daselbst ein Hospital zu bauen, und sich für ihre Lebenszeit dem Dienst der Kranken zu widmen. Die Wittwe unterstützte sie in der Ausführung dieses schönen Entschlusses; Gott segnete ihre Bemühungen, und die beinah wunderbaren Heilungen, welche Ma-

gelone verrichtete, gewannen ihr einen so großen Ruf der Heiligkeit, daß der Graf und die Gräfin von Provence selbst zu ihr kamen, und sie baten, den Himmel für die Rückkehr ihres Sohnes anzuflehen.

Man kann sich Magelonens Bewegung bei diesem Besuch denken. Indeß hob sie die Hoffnung der bekümmerten Eltern so sehr empor, daß diese beschlossen, selbst ein Schloß, welches sie in der Nähe des Hospitals hatten, zu beziehen, und dieses sowohl um jede Kunde, die mit den Schiffern kam, sogleich zu erfahren, als auch um ihrer frommen Trösterin nahe zu seyn. Aber ach, wie verschwanden alle Hoffnungen, als die Schiffer der Küste dem Grafen einen ungeheuren Fisch brachten, in dessen Eingeweiden sich die drei Ringe wieder fanden welche Petern seine Mutter mitgegeben hatte. Magelone vermischte ihre Thränen mit denen der unglücklichen Eltern; aber eine Kraft, welche nur der Glauben gibt, hob sie empor, daß sie begeistert in die Trostesworte ausbrach: „Herr,

verzweifelt nicht! der, welcher Mosen aus dem Wasser gezogen, und sein Volk aus Egypten geführt hat, kann euch auch euren Sohn wieder geben. Höret nicht auf, den Herrn der Wunder und der Barmherzigkeit anzuflehen!“ Nie hatten der Graf und die Gräfin Magelonen so schön gesehen, als in diesem Augenblick. Ein Schimmer von Hoffnung ging ihnen auf; sie bauten dem Hospital eine schöne Kirche, und kehrten wieder nach Marseille zurück.

Peter war indeß von dem Sultan mit Geschenken überhäuft worden, und hatte sogar die Erlaubnis erhalten, eine Reise nach der Provence zu machen. Er begab sich mit seinen Schätzen auf ein Schiff. Unterwegens erzählten ihm die Schiffer, wie der Graf von Provence seinen Schmerzen um den verlohrnen Sohn gewiß unterlegen seyn würde, wenn ihn eine fromme Jungfrau, Magelone genannt, die ein Hospital gebaut, nicht getröstet, und seine Hoffnungen aufrecht gehalten hätte. Magelonens Namen goß einen Wonneschauer über

Peters Körper; aber da ihm die Schiffer nichts weiter zu sagen vermochten, so wagte er es kaum, zu denken, daß die gepriesene, fromme Jungfrau seine Geliebte seyn könnte.

Das Schiff, welches Petern trug, hielt an der Insel Sagones an. Peter stieg aus, um sich ein wenig in ihren schönen Thälern zu ergehn, und setzte sich unter einen Baum. Hier schlief er ein, und sein Schlaf dauerte so lange, daß er der Schiffer Rufen nicht hörte, und sie, weil eben ein günstiger Wind sich erhob, weiter segelten, ohne ihn einzunehmen.

Am zweiten Tag kam das Schiff in dem Sarazenen-Hafen (Port Sarrasin) an, wo Magelonens Hospital war. Der Schiffer war zu ehrlich, sich die Fässer, welche Peters Reichthümer enthielten, zuzueignen, und schenkte sie dem Hospital. Als seine Geschäfte geendigt waren, ging er wieder unter Segel, und steuerte nach Marseille.

Magelone ließ nach einigen Tagen die Fässer öffnen, und fand mit Erstaunen die großen

Schätze darin. Aber in welcher Lage befand sich Peter indessen! Als er sich so verlassen fühlte, ergriff ihn ein hitziges Fieber, das ihn in den Sand warf, und gewiß wäre er hier hülflos gestorben, wenn der Himmel nicht eine Fischerbarke an die verlassene Insel geführt hätte. Die Mannschaft fand den Kranken; sie erbarmte sich seiner, und nahm sich vor, ihn in Magelonens Hospital zu bringen.

So geschieht's; aber die Krankheit hat ihn so entstellt, daß Magelone den Geliebten nicht erkennt, und er hat in seinem Zustand gar keine Ahnung von seinem Glück. Bald wird er natürlich besser; eine sympathetische Kraft reißt Magelonen unaufhörlich zu ihm hin; sie widersteht ihren Gefühlen, als einer Neigung, die ihren Schwüren gegen den Geliebten entgegen sey, kann sich aber doch nicht enthalten, sich einmal in der Abenddämmerung von dem Kranken seine Geschichte erzählen zu lassen.

Es begreift sich nun leicht, wie die Geschichte endigte. Alles setzte sich bald in völlige Ord-

nung, und der Graf von Provence und der König von Neapel segneten vor den Altären eine Verbindung, die sich in so vielen Stürmen des Schicksals so treu und schön bewährt hatte.

XXII.

Aufenthalt in Montpellier.

Fortsetzung.

Die Geschichte der schönen Magelone führt von selbst auf die alte Dichtkunst des südlichen Frankreichs, und auf seine Sprache. Und es ist wohl nicht ganz unzweckmäßig, diesen Reisebericht aufs neue mit einigen Nachrichten über beide zu unterbrechen.

In Paris nennt man gaskognische Sprache (le gascon), die Sprache aller derjenigen Franzosen, welche jenseits der Loire wohnen, die Basken ausgenommen. Und wirklich sind es auch nur verschiedene Abweichungen derselben

Sprache, die man von Antibes bis Bordeaux findet. Alle Bewohner dieser Provinzen hängen mit der entscheidensten Vorliebe an ihrer vaterländischen Mundart, und unter ihnen selbst, und besonders in engern Verhältnissen wird gar keine andere Sprache geredet. Diese verschiedenen Dialekte haben überdieß ihre eigene Literatur, und es ist wohl nicht übertrieben, wenn Montaigne von ihnen sagt „sie gehen, wohin die französische Sprache nicht reicht.“

So viel ich erfahren konnte unterscheidet man unter diesen Mundarten besonders die fünf folgenden:

Die Sprache der Dauphine (la langue delphinale), welche an dem Hof der alten Dauphins gesprochen wurde, und noch heut zu Tage die Volkssprache der Departements ist, in welche die ehemalige Dauphine zerfiel. Sie eignet sich mehr für Werke des tiefen Verstandes, als der spielenden Einbildungskraft, und man besitzt in derselben, außer den eigent-

20 *

lichen Nationalwerken, Übersetzungen von Mably's Phocion, von einigen Schriften von Condillac, und von den Lobreden auf Maurepas, Turgot und d'Alembert, welche alle drei Bürger dieser Provinz waren.

Das Provencalische (le Provençal), in welchem die ersten Troubadours von Frankreich gedichtet haben, von denen noch eine Menge Gedichte übrig sind. Die Sprache dieses Volks, von dem der Marschall von Villars sagte, „ein Flageolet reicht hin, um es zu versammeln, und tanzen und springen zu machen," ist hauptsächlich für den leidenschaftlichen Ausdruck geeignet. Darum besitzt sie auch eine zahllose Menge von Dichtern, von denen manche von entschiedenem Werth sind. Von Übersetzungen sind mehrere Predigten von Flechier und Massillon bekannt. Die Sprache der heutigen provenzalischen Dichtkunst mag sich aus folgendem reinen Couplet erkennen lassen:

Prenés — i garde;
S'on me régarde,

Dites le moi.
Trop sui gaillarde,
Bien l'aperchois,
Ne pui laissier, que mon regard s'éparde.
Car tes m'esgarde,
Dont moult me tarde,
Qu'il m'ait o soi *).

Das Languedokische, das man ja nicht mit dem Gaskognischen und den beiden vorigen Mundarten verwechseln darf. Diese Mundart wird vielleicht heut zu Tage noch am meisten kultivirt, und man besitzt auch mehrere grammatische Werke über dieselbe, von denen ich nur das Neueste, mir Bekannte, und sehr Gerühmte anführen will: Dictionnaire languedocien

*) „Gebt Achtung, wenn man mich ansieht, und „sagt es mir. Ich bin zu lebhaft und kühn, „das seh' ich wohl ein; denn ich kann mich „nicht enthalten, meinem Auge freien Lauf „zu lassen. So Mancher sieht mich an, dem „ich mich gar zu gerne ergeben möchte."

français, par l'Abbé Boissier de Sauvages, Nimes. 1775. 2 Bde. 8. Von den gaskognischen Dichtern gibt es eine starke Sammlung, welche 1700 in Amsterdam herausgekommen ist, und unter ihnen hält man den Pierre Goudelin, oder Goudouli, der 1649 gestorben ist, für den vorzüglichsten. Eine seiner gerühmtesten Arbeiten ist folgendes Sonnet.

Hier tant que le caiis, le chot é la cabeco,
Trataon à l'escur de lours menuts afas,
E que la tristo néyt, per monstra sous lugras,
Del gran calet del cél amagabo la méco,
Un pastourel disio: B'é fayt uno grand péco
De douna moun amour à qui nou la bol pas,
A la bélo Liris, de qui l'armo de glas
Bol rendre pauromen ma persuto bufeco
Mentre que soun troupel rado le communal,

Yeu soun anat cent cops parla li de
moun mal :
Mes la cruélo cour à las autros pastou-
ros.
Ah! Soulel de mons éls, se jamay sur
toun se
Yeu podi fourrupa dous poutets à plaze,
Yeu faré la gintel, que ducaran tres
houros *).

---

*) „Gestern, während das Käuzchen, der Uhu „und die Steineule sich in Sicherheit von ih„ren kleinen Angelegenheiten unterhielten, „und die traurige Nacht, um ihre Sterne „zu zeigen, den Docht der großen Himmels„lampe bedeckte, sprach ein Hirte: ich habe „sehr übel daran gethan, der schönen Liris, „die gleichgültig gegen mich ist, und deren „Herz von Eis meine Bewerbung vergeblich „machen will, Liebe zu schenken. Während „ihre Heerde auf der Wiese weidete, habe ich „ihr hundertmal von meinen Schmerzen ge„redet; aber die Grausame floh zu den an„dern Hirtinnen. O, Sonne meiner Au„gen! wenn ich ja zween Küsse auf deinen

Unerachtet die Landsleute des Dichters aus diesem Sonnet am meisten gemacht, so mag er doch wohl noch bessere Sachen gedichtet haben, um seinen Ruhm zu verdienen. Von Übersetzungen in diese Mundart hat man die Werke der Frau von Boccage, die Ecole des péres, die Abhandlung über die Universalität der französischen Sprache, und andere, besonders poetische Schriften.

Gleich der Sprache der Dauphine ist die der Gebirgsbewohner vom Rovergue, der Cevennen, vom Gevaudan und dem Rivarais, mehr für richtigen Verstandesausdruck geeignet. Die Übersetzungen der Werke, welche man in derselben besitzt, deuten diesen ihren Vorzug an. Es sind die Versuche von Montaigne, Montesquieu's Werk über den Verfall der römischen Macht, und mehrere Schriften von Pascal.

„Busen drücken kann, so sollen sie mir wohl „drei Stunden lang dauern!"

Die Gaskognische Mundart wird am häufigsten mit der Languedokischen verwechselt. Sie findet sich am meisten in den Gebirgen von Bearn, und war die Muttersprache Heinrichs IV. In dieselbe sollen die Briefe dieses Königs an die schöne Gabriele, das Gedicht über die Liebe, und die vortrefflichen Reden übersetzt seyn, welche Heinrich IV. beim Tode Heinrichs III. an die französischen Heerführer gehalten hat, um sie für sich zu gewinnen.

Wirklich besitzen diese verschiedenen Mundarten eigenthümliche Vorzüge, von denen ich nur Einen anführen will. Man hat oft die italienische Sprache um ihr reiches Spiel mit den Diminutiven beneidet. Diese Mundarten haben vielleicht noch mehr, als das, indem sie auch die moralischen Abweichungen bezeichnen z. B. der Name Arnaud, ist der erwachsene, rechtschaffene Mann dieses Namens; Arnaudon hat er geheißen, wie er jung war; aber Arnaudas nennt man ihn bis an sein Ende, wenn er ein lüderlicher Bursche geworden ist.

Die Kenntniß dieser verschiedenen Mundarten ist inzwischen für denjenigen nöthig, welcher sich mit dem Studium der alten Troubadours befassen will, wie sie die Franzosen in verschiedenen verdienstvollen Werken gesammelt haben. Zuverläßig erinnert es einen nirgends so oft an dieselben, als im südlichen Frankreich, und es war mir daher sehr lieb, als ich bei einem Buchhändler in Montpellier die Histoire literaire des Troubadours fand, welche in geistvollen Auszügen das, was den Karakter der Dichter, so wie den Geist ihres Zeitalters bezeichnet, getreulich dargestellt hat.

Um diesen, für manche Leser etwas zu trokkenen, Artikel aufzuheitern, will ich ihn mit Nachrichten von einem Troubadour schliessen, dessen Lebensgeschichte genauer bekannt ist, und die wirklich eine Reihe von Bisarrerien enthält, wie sie seinem Vaterland angemessen sind.

Dieser Mann war Peter Vidal, der Sohn eines Kürschners von Toulouse, der Don Quixote unter den Troubadouren genannt.

Ein unwiderstehlicher Drang zur Poesie und eine schöne Stimme führten ihn in die Laufbahn, in welcher das Talent dazumal Lob und Lohn fand. Noch mehr verführte ihn vielleicht seine große Neigung zum andern Geschlecht. Ein Dichter durfte seine Wünsche zu den ersten Schönheiten der Zeit erheben, und bei Vidal brauchte es nicht einmal so viel. Er verliebte sich in jede Frau, und schmeichelte sich, von jeder Gegenliebe zu erhalten. Auch damals fand man solche Eigenliebe schon lächerlich, und so hatten ihn die Ehemänner zum Besten, wo er den schmeichelhaftesten Sieg über sie davon getragen zu haben wähnte.

Vidal hatte den Fehler aller ähnlichen Weiberbezwinger. Wo ihnen auch keine Gunst geworden ist, rühmen sie sich derselben wenigstens. Ein Ritter von Saint-Gilles, auf dessen Ehre er Gleiches gewagt hatte, verstand den Scherz nicht, und ließ dem Dichter die lügnerische Zunge durchstechen. Hugo von Baux erbarmte sich seiner, und besorgte seine Heilung.

Die Herren dieses Hauses nahmen sich von da an des Dichters an, und einer derselben, der Vicomte von Marseille, interessirte sich ganz besonders für ihn, weil ihn Vidals Thorheiten unterhielten.

Aber auch dieser Vicomte hatte eine schöne Frau, in die sich der Dichter sogleich verliebte. Der Gatte fand die gefahrlose Bewerbung lustig, erlaubte ihm, sein Wappen und die Farben seiner Frau zu tragen, und ergötzte sich höchlichst an den närrischen Ausschweifungen des Verliebten. Der Dichter besang seine Göttin unter dem Namen Andierna, und ließ sich durch ihre schönen Augen betrügen, daß auch sie ihn liebte. Er wurde so kühn, sie im Schlafe zu überfallen. Die Vicomtesse erwachte, rief ihren Frauen, und Vidal hätte diesmal wieder seine Kühnheit theuer bezahlen können, wenn ihr Gemahl sich seiner nicht erbarmt hätte. Er wollte ihn sogar mit der Grausamen wieder aussöhnen; allein sie verlangte seine Entfernung, und so zog denn der arme Dichter nach

Genua. Eine Menge Verse waren die ganze Frucht dieser Liebe!

Um sich zu zerstreuen, folgte Vidal dem König Richard von England nach Palästina. Hier scheint der arme Troubadour den Verstand völlig verloren zu haben. Sein Kopf füllte sich mit Fantomen, er wähnte sich einen Helden, wollte es wenigstens Andern glauben machen, und füllte seine Gedichte mit den tollsten Anmassungen der Art an. Die Kreuzritter, welche sich, trotz ihrer Frömmigkeit, im heiligen Lande doch auch noch gerne belustigten, unterstützten den Dichter in seinem Wahn, und kuppelten ihm am Ende sogar ein armes griechisches Mädchen, das sie für eine Nichte des orientalischen Kaisers ausgaben, und welches er in Cypern wirklich heirathete. Um das Maas seiner Thorheit voll zu machen, nahm er den Kaisertitel an, nannte sein Weib Kaiserin, schleppte eine Menge Insignien mit sich, und sparte, was er konnte, um die Kosten zur Eroberung seines Kaiserthums zusammen zu bringen.

Diese Ersparniß war wohl das Klügste, was Vidal in seinem Leben that. Doch vergaß er über seinen großen Chimären auch die kleinern nicht, und dachte immer noch an die schöne Vicomtesse von Marseille. Er negozierte von Palästina aus um ihre Verzeihung, und erhielt endlich die große Gunst: daß er den Kuß, den er sich in jener unglücklichen Stunde selbst genommen hatte, als ein freiwilliges Geschenk ansehen durfte.

Blos in Fantomen lebend, war er auch mit diesem Fantom von Frauengunst zufrieden, und pries es in Versen, die wirklich mehr werth sind, als ihre Veranlassung. Er kehrte sogar selbst nach Marseille zurück, wo ihn der Vicomte sogleich zu seiner Gemahlin führte. Diese bestätigte persönlich ihr Geschenk, wollte aber doch von da an nichts mehr mit Vidal's Thorheiten zu schaffen haben. Darüber entleideten sie ihn am Ende selbst, und er suchte bei Andern, was er so lange bei ihr vergebens erfleht hatte.

Seine nächste Liebe fiel auf eine Dame von

Carcassonne, Namens Louve de Penautier. Hier schien sich Vidal noch in seinen Rasereien übertreffen zu wollen. Ihrem Namen (Louve, Wölfin) zu Ehren, vergaß er seinen Kaisertitel, und nannte sich Loup (Wolf); aber, als ob es auch damit nicht genug wäre, erbot er sich, in eine Wolfshaut eingehüllt, die schwerste Prüfung seiner Liebe zu bestehen. So geschah es, und die Hirten hetzten den verliebten Dichter so gewaltig mit ihren Hunden, daß man ihn für todt in das Haus seiner Geliebten trug. Man hatte ihn noch zu rechter Zeit von den Hunden losmachen wollen; allein er verlangte ausdrücklich, tüchtig gebissen 'zu werden, und genoß dieses Vergnügen in seinem ganzen Umfang.

Als er wieder hergestellt war, ergriff Vidal eine andere Thorheit, die wenigstens auf einem edlern Grunde ruhte. Der Graf Raimond VII. von Toulouse starb, und der Dichter schweifte nun in seinem Schmerz um den Tod dieses Fürsten aus. Er kleidete sich schwarz,

ließ seinen Pferden Ohren und Schwanz, sich die Haare abschneiden, Bart und Nägel wachsen, und gebehrdete sich wie ein Wahnsinniger. Darüber kam der König Alphons von Aragonien nach der Provence. Er sah den Dichter, verlangte Verse von ihm, und gab ihm Kleider, wie er sie selbst trug. Diese schmeichelhafte Auszeichnung stellte Vidal'n wieder so weit her, daß von da an seine Thorheiten einige Zeit aufhörten.

Ja, er wurde so klug, daß er ein Werkchen über die Kunst, seine Zunge im Zaum zu halten, schrieb. Aber auch dieser helle Zwischenraum hatte bald ein Ende. Er beschäftigte sich aufs Neue mit seinen Planen auf den Thron des Orients, ging wieder nach Palästina, und starb endlich 1229, zwei Jahre nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande.

XXIII.

Reise von Montpellier nach Nismes.

Der Weg von Montpellier nach Nismes ist äußerst angenehm. Er führt durch herrliche, aufs Beste angebaute, Gegenden, wo man durch bekannte Namen sich halb zu Hause fühlt. Nachdem man die duftenden Umgebungen von Montpellier verlassen, gewinnt das Land immer mehr an gründlichem Reichthum. Maulbeerbäume und Weinstöcke begegnen dem Auge, wohin es sich wenden mag. Jene beschäftigen die Industrie auf die mannichfaltigste Weise das ganze Jahr hindurch; diese erklären die lustigen Gesichter, welche man an der Straße findet. Hier

ist das Vaterland der besten französischen Muskatweine, und der Ort Lunel tönt dem Reisenden so süß in die Ohren, daß er es kaum erwarten kann, bis er im Wirthshaus angekommen ist, um sich an Ort und Stelle mit einer Bouteille gütlich zu thun.

Merkwürdig auf diesem Wege ist das Dorf Grand-Gallargues, welches auf einem vortrefflich angebauten Hügel liegt, und sich durch einen eigenen Industriezweig auszeichnet. Dieß ist die Bereitung vom Lackmuß, welches aus dem Lackmuß-Croton (Croton tinctorium. Lin.) verfertiget wird, eine Pflanze, die wild wächst, und von den Bewohnern jenes Dorfs durch das ganze Languedoc, die Auvergne und die Provence gesammelt wird. Sie haben für diese Arbeit eine eigene Polizei eingeführt, an welcher streng gehalten wird. Vor dem 25. Juli darf keine dieser Pflanzen gepflückt werden. An diesem Tage aber zieht der größte Theil der Inwohnerschaft von Grand-Gallargues aus. Alle theilen sich in einzelne Haufen, deren jeder

eine Fläche von zwölf bis achtzehn Stunden, die ihm angewiesen wird, durchsucht. Die Kenntniß der Stellen, wo die Pflanze am häufigsten wächst, wird als ein Familiengeheimniß aufbewahrt. So wie die Vorräthe gesammelt, und nach Hause gebracht sind, drückt man den Saft der Pflanze in einer Mühle aus, und taucht Lappen von Leinwand wiederholt in denselben, die dann an der Sonne getrocknet werden. Im Anfang ist ihre Farbe violett; um sie aber blau zu machen, werden sie in einer Temperatur von 20-25 Graden dem Dunst einer Kufe ausgesetzt, welche mit Urin, dem man Alaun beigemischt hat, angefüllt ist. Andre begnügen sich blos mit dem Dunst von Pferdemist; allein die vorige Operation ist sicherer, und gibt der Farbe eine größere Dauer.

Diese gefärbten Lumpen gehen alle nach Holland, wo das Lackmuß in Kuchen bereitet wird. Lange glaubte man, daß die Holländer die Kunst besitzen, den Färbestoff aus jenen Lumpen auszuziehen und so zu konsolidiren.

Man forschte nach dem Geheimniß, und fand es nicht, bis Chaptal endlich auf den Gedanken kam, daß das Lackmuß in Holland auf eine andre Weise bereitet werden müsse. Dieß bestätigte sich, und so fand sich denn, daß zwei Pflanzen, das Lichen rocella von den kanarischen Inseln, und das Lichen parella aus Schweden zu dieser Fabrikation benutzt worden.

Ich hatte in Montpellier die Bekanntschaft eines wackern jungen Deutschen gemacht, mit dem ich die Reise fortsetzte. Wir bekamen auf dem Wege nach Nismes Gesellschaft von zwei Mädchen aus dieser Stadt, mit welchen wir bald in einen komischen Streit verwickelt wurden. So groß der Verkehr zwischen Montpellier und Nismes ist, so groß ist auch der Haß unter den Bewohnern beider Städte. Warum? das wissen sie wohl selbst nicht; aber er stammt noch aus jenen glücklichen Tagen, wo es keine großen Zeitinteressen gab, sondern alle Leidenschaftlichkeit der Meinung sich auf solche kleine Streitigkeiten beschränkte. Die Bewohner die-

ser Städte wollen einander gegenseitig an Geistesbildung, an Reichthum, an gesellschaftlicher Anmuth und in den Vorzügen ihrer Städte überlegen seyn. Wenn die Bewohner von Montpellier von der reizenden Lage des letztern reden, so sprechen die von Nismes von dem uralten Ruhm ihrer Stadt. Jene rühmen ihre Wasserleitung, ihren Peyrou; diese ihre Alterthümer und ihren öffentlichen Spaziergang. Die erstern preisen ihre Universität und ihren botanischen Garten, die Bürger von Nismes ihre mannichfaltige Industrie. So hat jede Stadt der andern einen Vorzug entgegen zu setzen, beide verfechten den Glanz der ihrigen mit Leidenschaftlichkeit, und unsre beiden Schönen wurden recht bitter böse, als wir uns auf die Seite von Montpellier neigten, wo es uns so wohl geworden war.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie die Gewohnheit allmählig eine lebhafte Theilnahme an solchem Streit um nichts — oder, wie unsre Väter sagten: um des Kaisers Bart — auch

dem Unpartheiischen einflößt. Wir hatten mit dem Kommandanten von Nismes, der sich zufällig in Montpellier befand, vielen Umgang. Er war ein Mann, welcher die meisten französischen Kriege mitgemacht, viel Welt gesehen, und viel erfahren hatte. Allein die Muse in Nismes, der Mangel an höhern Interessen, hatte ihn am Ende doch auch in diese Eifersucht zwischen diesen beiden Städten eingeweiht, und es gab manchen fröhlichen Scherz, als wir ihn nachher in Nismes erinnerten, daß wir — als ächte Reisende, deren Vaterland überall ist, wo es ihnen gut geht — nun eben so für diese Stadt eingenommen schienen, als wir es zuvor für Montpellier gewesen waren.

Wir assen in Lunel zu Mittag. Dieß ist an sich nun freilich nichts Merkwürdiges. Das wurde es uns aber doch durch zwei Hausmägde des Wirthshauses. Ein schönes Interesse! wird man sagen. Genug, das war es für uns! Diese beiden Mägde waren nämlich säcularisirte Nonnen, welche immer noch viel von ihrer Klo-

stertracht beibehalten hatten. Das allein verrieth sie, und machte uns, nachdem wir uns näher erkundigt hatten, aufmerksam auf ihr Betragen. Und was fanden wir? — Die beiden frommen Schwestern waren im höchsten Grade diebisch und naschhaft. So wie die Wirthin den Rücken wendete, fielen sie über irgend eine feinere Speise und über die Bouteillen her. Vor uns thaten sie sich in diesem Punkt auch nicht den geringsten Zwang an. Sie stahlen und naschten — gerade, als ob sie völlig allein wären. Sie mußten uns wohl für rechte bons diables angesehen haben!

Man hat in dieser Gegend, und in mehreren andern des südlichen Frankreichs den Bau der Baumwollenpflanze mit dem besten Erfolg angefangen. Dieser neue Industriezweig des mittäglichen Europa's, welcher in Neapel bekanntlich schon einen bedeutenden Umfang erreicht hat, mag wohl von größern Wirkungen werden, als die zahllosen Versuche, welche mit Surrogaten gemacht worden sind.

Die Regierung, welche in Frankreich an Alles denkt, ernannte einen Herrn Vassalli zum Agenten für diesen neuen Kulturzweig in den südlichen Departements. Eine Menge von Versuchen lieferten ungefähr folgende Resultate:

Herr Vassalli unterscheidet drei Klassen der Baumwollenpflanze: den Baum, die Staude, und das Kraut (Coton arborescens, C. arbuste und C. herbacé).

Erstere Klasse kommt nicht in diesen Gegenden fort; einige Gattungen der zweiten aber gedeihen sehr gut in Frankreich, wie die von Siam, Gallipoli u. dgl. mit grünem Saamenkorn.

Die letztere Klasse hingegen kommt beinah alle Jahre im südlichen Frankreich vortrefflich fort. Dieß ist die Baumwolle von Syrien, von Cypern, Malta, der Barbarei, und überhaupt alle Gattungen, welche ausgekerbte Blätter haben. Indeß gibt Herr Vassalli nach vielen Versuchen, die er, sowohl auf dem Kontinent, als in Korsika, angestellt hat, der

Baumwollenstaude von Siam, mit grünen Körnern, den Vorzug. Sie acclimatisirt sich mit Leichtigkeit, vervollkommnet sich sogar, sowohl in der blendenden Weisse der Farbe, als in der Feinheit der Fäden, und er nennt sie daher ohne weiteres le Coton français.

Nach den Erfahrungen, welche Herr Vassalli seit 1787 in Rom, in Korsika und in Frankreich gemacht hat, setzt er folgende Sätze fest:

Alle Gattungen, welche Zweige mit Blumenknöpfen am fünften, sechsten und höchstens siebenten Stengelblatt ansetzen, gedeihen ohne Ausnahme in den mittäglichen Departements von Frankreich. Alle andere kommen weniger gut fort, besonders in Gegenden, wo der Sommer von kurzer Dauer ist.

Die Zeit des Säens wechselt nach dem Klima. In der Regel fällt sie in die Mitte des Frühjahrs, wenn der Winter völlig vorüber ist. Tritt der Frühling spät ein, so wartet man mit dem Säen; kommt er frühe, so nutzt man ihn.

Das schöne Ausschlagen der Fruchtbäume des Sommers und die Gährung der Erde mahnen am besten, wenn es zum Säen Zeit ist.

Geschieht dieß frühe, so wird der Saame nicht angefeuchtet. Der Boden muß leicht, wohl bearbeitet seyn, und sich im Gährungszustand befinden. Höchstens zwei Finger dick darf die Erde den Saamen bedecken, und dieser muß weit auseinander gestreut seyn, damit sich die Pflanzen in ihrem Wachsthum nicht berühren.

Die Saamenlöcher stellt Herr Vasalli zwei bis drei Fuß auseinander. In jedes kommen gegen acht Körner, die auf Einen Punkt zusammengelegt werden. Treiben sie auch zwei, drei Keime, so sieht man sie doch nur als Eine Pflanze an.

Kommen alle Keime zum Vorschein, so macht man ihnen zweimal Luft; zuerst zehen Tage nach ihrem ersten Hervorstechen, wenn sie das vierte Blättchen getrieben haben. Dann läßt man vier Pflanzen auf jedem Häufchen stehen. Haben sie sich weiter entwickelt, näm-

lich bis zum fünften Blatt, mit Ausnahme der beiden Saamenblätter, so läßt man in fettem, gutem Boden zwei, in magerm drei Stämmchen stehen.

Fangen die Gattungen mit ausgekerbten Blättern an zu blühen, und wird der Stängel bis zur Hälfte roth, so muß man sie abkappen.

Da die Berührung der Pflanzen untereinander und die Feuchtigkeit im Herbst die Kapseln in der Reifung verhindern, so ist die genaueste Aufmerksamkeit nöthig, daß sie gegen das Ende ihrer Vegetation durch nichts gehindert sind. Dieß ist der Fall, wenn sie zu dicht stehen; denn um vollkommen zu reifen, muß die Luft frei durchstreichen können.

So wie es daher der Reifung zu geht, stellt man alle Bewässerung ein, und blättert im Nothfall auch die dichtesten Pflanzen aus. Man wartet mit der Erndte, bis die Kapseln ihre völlige Reife gewonnen haben. Sie aufzuschneiden, um dieß zu beschleunigen, und die

Körner nachher zu trocknen, gibt einen schlechten, oft völlig unbrauchbaren Saamen.

Hat man die Kapseln gesammelt, so breitet man sie vier Stunden und länger an der Sonne aus, und dieß wiederholt man, bevor sie ausgekörnt werden. Das Auskörnen geschieht vermittelst stählerner Cylinder.

Dieß ist das Wesentlichste der Vorschriften, welche die Regierung durch Herrn Vassalli bekannt machen ließ. Natürlich haben sich einzelne Erfahrungen gegen die Einführung dieses neuen Kulturzweigs erhoben. Allein eine einzelne Erfahrung beweißt nichts gegen eine ganze Reihe derselben, und nicht alle Versuche wurden natürlich mit der gehörigen Einsicht und Sorgfalt gemacht.

XXIV.

Aufenthalt in Nismes.

Wenn eine Stadt an Rom erinnert, so ist es Nismes. Man denke sich aber einen sehr verjüngten Maasstab, und verstehe dieß hauptsächlich von der Physiognomie derselben im Ganzen, wo die Größe nicht in Anschlag kömmt. Auch hier findet man die bedeutendsten Ruinen von Gebäuden im edelsten Geschmack, neben den elendesten Ausgeburten moderner, armseliger Prachtliebe. Auch hier begegnet dem Reisenden mitten unter dem kleinlichen Treiben des heutigen Lebens ein Rest des kühnen Alterthums, eine merkwürdige Ruine, eine rührende, edelgedachte Inschrift. Wo einst große Bauten,

herrliche Gärten standen, hat sich nun die Armuth angesiedelt, und gewinnt über den schönsten Mosaiken ein bischen Gemüße zu kleinem Gewinne. Es mischen sich kühne Sagen der Vorzeit mit den frömmelnden der spätern Jahrhunderte, und wo ehemals eine große reiche Stadt stand, da zehrt nun ein armer Ort von kleinem Fabrikverdienst, Handel mit Alterthümern, und von der Neugierde der Fremden.

Dabei hat das heutige Nismes immer noch nahe an 40,000 Einwohner. Aber was ist diese Zahl gegen die ehemalige Bevölkerung, welche der weite Umfang der Stadt andeutet! Wo ist das Leben, welches sich ehemals hier geregt hat? Ich sah Nismes an einem Feiertag, wo der größte Theil der Bewohner außer den Häusern war. In einigen Straßen war es lebhaft; in den übrigen einsam.

Wenn ich dann an den Werktagen die mühsame Thätigkeit dieser Menschen betrachtete, fiel mir immer mit tiefer Rührung eine Inschrift ein, die ich auf einem alten Denkmal

in einer der hiesigen Sammlungen gesehen hatte.

Den Manen des Sekondion,
Sklaven der Colonie,
Seine Gattin
Juventia Fortunata.

Wie viel glücklicher müssen die Sklaven damals gewesen seyn, als unsere heutigen armen Bürger, wenn auch unter ihnen die Liebe und Dankbarkeit einander Denkmale setzen konnten! Und wirklich war der Zustand der Haussklaven im Alterthum von dem sehr verschieden, was wir uns unter Sklaven zu denken pflegten. Sie gehörten zu der Familie, und befanden sich ungefähr in derselben Lage, wie die Dienerschaft der heutigen italienischen und spanischen Großen. Diese heißen bei beiden Völkern auch die Familie des Hauses. Sie werden, wenn sie sich erträglich aufführen, nie verstoßen. Sie erben sich vom Vater zum Sohn und zu den Enkeln fort, betrachten sich allmählig als zu dem Hause gehörig, und theilen sein Glück, wie sein Un-

glück mit ihm. Selten streben sie nach einer andern Lage. Sie wissen, sie sind mit den ihrigen für ihre Lebenszeit versorgt, und so sind sie vielleicht glücklicher, als Mancher, der von einer Freiheit träumt, zu deren kraftvollem Gefühl ihn noch gar nichts berechtiget hat.

So ungefähr, und besser noch denk' ich mir den Zustand der Sklaven bei den alten Römern. Besser noch — indem die Großen dazumal weniger von einer Menge freier Gewerbsleute abhingen, sondern die meisten Künste und Handwerker durch ihre Sklaven üben ließen. Jedes Talent eines Sklaven fand in dem Hause des reichen Römers seinen Wirkungskreis; Ausbildung des Geistes war von diesem Vortheil gar nicht ausgeschlossen, und der Herr gefiel sich in dem, was sein Sklave leistete. Diesem gab gerade sein Stand Aufmunterung. Glückliche Resultate seiner geistigen Vervollkommnung führten ihn zur Freiheit, und die Erwerbung derselben durch einen mächtigen, einflußreichen Mann gewann ihm zugleich eine Protektion,

die ihn in höhere Wirkungskreise einführen konnte.

Daß dieß nicht überall und immer so war, weiß ich, und die Geschichte des Sklavenkriegs kenn' ich. Aber man gehe die Sammlungen alter Inschriften durch, und man wird eine Menge solcher finden, die von dankbaren Herrn ihren Sklaven, von diesen ihren Gebietern, von Sklaven selbst einander gewidmet worden sind. Und dennoch kannten die Alten die kraftlose Sentimentalität unsrer Zeit nicht, wo die Gefühle oft nur auf Leichensteinen prangen, und Menschen, die ihre Diener wie Thiere ansehen und behandeln, ihren Hunden Denkmale setzen. Diese Sentimentalität der neueren Zeit wird so getreulich durch jene bekannte Anekdote von einer Marschallin von Frankreich, unter Ludwig XV. dargestellt. Es war die Nachricht von der gelieferten Schlacht in Paris angekommen, und der Marschall hatte einen Arm in derselben verloren. Ein Freund desselben eilte zu seiner Gattin, um sie zu trösten. Wirklich

fand er sie auch in Thränen schwimmend, und er war in Verlegenheit, wie er mit seinen Tröstungen anfangen sollte. „Ach,“ antwortete die traurige Marschallin, nachdem er endlich in den Zug gekommen war, „was Sie mir sagen, habe ich mir längst gesagt. Dergleichen Unglücksfälle hängen einmal an dem Schicksal des Soldaten, das weiß man vorher, und darum kann man sich fassen. Aber sehen Sie hier das arme Thierchen an; warum mußte das sterben? Ich liebte es so sehr, es war so ein allerliebstes Geschöpfchen, es machte mir so viele Freude, und da liegt es tod, wie jede andre Bestie auch!“ Das Schooßhündchen lag neben der Dame. Sie benezte es mit Thränen, und an die Gefahr, in welcher sich der Marschall befand, wurde gar nicht gedacht.

Eine Vertheidigung der Sklaven auf den Ruinen der alten Nemausus wäre mir schwerlich eingefallen, wenn ich etwas Neues von ihren schönen Resten sagen könnte! Das hat

einer meiner Freunde *) erschöpft, und ich kann wohl nichts besseres thun, als auf sein schönes Werkchen hinzuweisen. Da wird man finden, daß Nismes Überbleibsel des Alterthums besitzt, die man, so schön erhalten, nicht einmal in Italien antrifft; denn das sogenannte Maison carrée hat der Zeit so kräftig widerstanden, wie kein anderes Monument, und die Anmuth, welche in seiner Architektur liegt, kontrastirt um so stärker mit seiner Unzerstörbarkeit, da die Grazien unter allen Himmlischen, vielleicht zuerst dem neuen Kultus, dem sie so fremd waren, unterlagen.

Aber auch hier, wie überall, wo man aus guter Absicht das Alterthum wieder auffrischen wollte, hat es mir kein Behagen erregt, diese Denkmale restaurirt zu sehen. In ihrem ursprünglichen Zustand passen sie nicht in unsre

---

*) Denkmäler der Römer im mittäglichen Frankreich, von C. L. Ring. Carlsruhe, 1812. 4. mit Kupf.

Zeit, weil ihre Bestimmung für diese verloren ist, und sie so blos als kostbare Raritäten erscheinen, welche uns das Werk einer nachäffenden Kunst dünken. Aber in ihrem Verfall, mit all' den Wunden vom Zahn der Zeit, in diesem frappanten Kontrast mit dem Modernen, sind sie so rührend. Sie winken, sie reden uns noch zu, und es gibt Stimmungen der Seele, wo man mit wahrer Erhebung in die Tage des Alterthums um solche Reste wandelt, und eine Zeit völlig vergessen kann, an der man sich so lange gesättigt hat. Dergleichen schönere Stimmungen nimmt man uns immer mehr! Man bessert dem Alterthum den zerrissenen Purpurmantel mit neuen Lappen aus, und Belisar, dessen blindes Auge man nicht ohne tiefe Rührung und erschütterndes Mitleiden sehen konnte, wird uns gleichgültig und lächerlich, seit wir eine Brille auf seiner Nase gesehen haben.

Wie elend die neue Zeit das Geld für geschmacklose Pracht zu verschleudern versteht, davon ist ein auffallendes Denkmal in Nismes zu

sehen. Die alten Intendanten von Languedoc hatten großentheils einen Hang zur Verschönerung der Städte ihrer Provinz, welche diesen viel Gelds gekostet, und ihr nichts genützt hat. Von der Art ist einer der öffentlichen Spaziergänge von Nismes, den man schlechtweg la fontaine nennt. Er kostete zwei Millionen, und ist das geschmackloseste Werk von Festungsarchitektur, das sich nur für einen solchen Zweck ersinnen ließ. Das Lokal bot alles an, was man immer wünschen mochte. Aus einer ungeheuer hohen Felswand ergießt sich eine Quelle, die sogleich Mühlen treiben könnte, wenn das Wasser einen stärkern Fall hätte. An die eine Seite jener Felsenwand lehnen sich die Ruinen eines alten Tempels, oder vielleicht von Bädern, die mit hohem Gebüsch überschattet sind. Aus diesem schönen Winkel blickt man auf die Stadt hin, welche sich vor ihm ausbreitet. Was hätte sich aus diesen Anlagen nicht machen lassen, und was machte man! Die Quelle wurde in einen ausgemauerten Graben gefaßt, und in wahren

Fortifikationslinien durch den schönen Kastanienspaziergang fortgeführt. Wer nicht fünf Schuhe hoch ist, kann über die unbehülfliche Balustrade gar nicht weg in die Tiefe hinuntersehen, in welcher das klarste Wasser langsam und traurig dahin schleicht, um weiter unten beinah unbeweglich zu stehen, zu faulen, und Fieberkrankheiten über die Stadt zu verbreiten. Hier und da gehen steinerne Brücken, gleich Zugbrücken, über das Wasser, und an hochklingenden Inschriften fehlt es auch nicht. Aber so mächtig ist der Reiz einer schönen Natur, daß alle künstliche Entstellung ihn nicht ganz verwischen kann! Ich brachte jeden Tag mehrere Stunden, oft allein in schöne Träume gewiegt, an dieser Quelle und unter dem Schatten ihrer Bäume zu.

Nismes ist, ausser Lyon, vielleicht diejenige Stadt Frankreichs, in welcher die meiste Seide verarbeitet wird. Der Bau des Maulbeerbaums macht in dem Garddepartement einen der ansehnlichsten Zweige der landwirthschaftlichen Cultur

aus, und die Seide der Kantone von Alais, Vigan, Saint Jean, Saint Hippolyte, Lasalle, Sumène und der meisten Cevennen-Gegenden, gehört zu der geschätztesten des südlichen Europa's. Inzwischen hat auch dieser Industriezweig durch die Revolution sehr gelitten. Da die Fabrikation einige Zeit stille stand, so vernachläßigten die Landleute den Maulbeerbaum so sehr, daß die Bewohner der Ebenen beinah die meisten Bäume ausrissen. Zuerst beschäftigten die Seidenfabriken dieses Departements 50,000 Fabrikanten, welche jährlich 40,000 Myriagramme (über 800,000 Pfunde) Seidenarbeiten lieferten *). Wie groß ihre Anzahl, und das Resultat ihres Fleißes gegenwärtig ist, weiß ich nicht genau. Zuverläßig aber hat sich beides wieder bedeutend gehoben. Auch haben sich andere Fabriken, besonders von Indienne-Druckereien, in der Stadt angesie-

*) Description abrégée du département du Gard, par l'Ingénieur en Chef, Granguent. Nismes. an VIII. 4.

delt, welche große Geschäfte machen, und vielen Menschen Arbeit und Brod geben.

Auch der Bau des Oelbaums hat seit 1789 ausserordentlich in diesen Gegenden gelitten. Der strenge Winter des genannten Jahres zerstörte die meisten Bäume ganz, und schwächte die übrigen so sehr, daß sie ihre alte Kraft nicht mehr zu erreichen vermochten. Überhaupt aber will man bemerkt haben, daß das Klima rauher geworden sei, und das Fortkommen des Ölbaums nicht mehr so sehr begünstige wie sonst. Eine sonderbare Erscheinung in einer Zeit, wo der Bau der Baumwolle, der offenbar südlichen Klimaten angehört, auf demselben Boden zu gedeihen scheint. Das geschätzteste Öl im ganzen Departement ist indeß das von Saint-Bonnet, Saint Gervasi und von Uzes.

Unstreitig hat aber der Weinbau seit der Revolution in diesen Gegenden gewonnen, besonders durch Vervollkommnung der Zubereitung des Weins. Bekannt sind die Weine von Chuselan, Codolet, Laudon, Tavel, Saint-Gilles,

und Ledenon. Letzteren besonders habe ich an Ort und Stelle bei Herrn Thurneisen von Basel getrunken, der alle neue Verbeßerungen in der Zubereitung und Aufbewahrung des Weins eingeführt, und ihm dadurch eine Dauer gegeben hat, der man ihn sonst nicht für fähig hält. Sein, in Lyon etablirtes, Handlungshaus, Jean Luc. Tourneisen et Comp. macht in diesem Fach die größten Geschäfte mit Rhoneweinen, und bedient seine Handlungsfreunde mit einer Pünktlichkeit und Redlichkeit, daß ich ihm diese öffentliche Anerkennung nach eigenen Erfahrungen mit Vergnügen zugestehe.

Ich machte mit meinem Freund von Nismes aus einen Ausflug nach der berühmten Wasserleitung, Pont du Gard genannt. Der Weg dahin ist größtentheils sehr angenehm, drei Stunden lang, und läßt sich ganz, wiewohl nicht immer auf dem besten Wege, zu Wagen machen. Dieses ungeheure Werk, welches zween Berge, die durch den Gardonfluß getrennt sind, mit einander verbindet, überrascht wirklich, da

es beim Umdrehen des Wegs um eine Anhöhe auf einmal ganz nahe in die Augen fällt, durch seine große Masse. Die Bogenreihen laufen über einander weg, von denen die niedrigste durch eine Brücke, welche man 1743 an sie angeklebt hat, entstellt ist, und auf sechs Bogen drei und zwanzig Toisen Länge, und über zehn Toisen Höhe hat. Auf diesen Bogen stehen eilf andere von gleicher Form und Höhe, in einer Länge von Einhundert und drei und dreißig Toisen, und über diese sind fünf und dreißig kleinere und niedrigere gestellt, welche nur um wenige Toisen länger sind. Auf letzterer Bogenreihe floß das Wasser in einem, vier Fuß breiten, und fünf Fuß tiefen, Kanal von einem Berg zum andern hinüber. Man hat den Bau dieses unzerstörbaren Monuments bald dem Agrippa, bald den Kaisern Hadrian und Antoninus Pius, zugeschrieben. So nannte man auch den Baumeister desselben Veranius. Allein alle diese Angaben sind bloße Conjekturen. Die Zeit mät die Menschen weg, löscht ihrek

Namen aus, und verschont nur zuweilen ihre Werke. Und dennoch geizt der Mensch emsiger nach Ruhm in Worten, als nach Ruhm in Werken! Er scheint es zu fühlen, daß die Menschen undankbar sind, wie er, und daß sie über der That leichter den Thäter, als über den Thäter die That vergessen.

Staatliche Bibliothek Bamberg

XXV.

Reise von Nismes nach Aix.

Dieser Weg unterscheidet sich wenig von denen anderer Gegenden in der Provence. Statt mich daher in Beschreibung von Natur-Schönheiten einzulassen, will ich lieber etwas von den merkwürdigern Orten sagen, durch welche wir kamen; wobei ich die französischen Schriftsteller, die ich zur Hand bekommen kann, nicht ungenutzt lassen werde *).

*) Ich nenne hier namentlich Millins Werk, das mir für den Südosten von Frankreich sehr nützlich geworden ist.

In Beaucaire nahmen wir ein Frühstück ein. Wir fanden in diesem Ort noch ziemlich viele Bewegung, da kürzlich die berühmte Messe in demselben gehalten worden war. Die Lage dieser Stadt auf dem rechten Ufer der, hier sehr breiten, Rhone, gegenüber von Tarrascon, das ein alterthümliches Ansehn hat, ist wirklich mahlerisch, und nimmt sich besonders, von der Mitte des Flußes betrachtet, sehr gut aus. Fließt dieser noch, wie es während der Messe gewöhnlich ist, unter einer Menge von Schiffen aus der Nähe, und selbst von den genuesischen und andalusischen Küsten dahin, die alle festlich aufgeputzt sind — ein Aufwand, den sich auch die ärmste Barke der Südländer selten versagt — flutet die Menge unaufhörlich zwischen den bei den Städten hin und her, und sind die Ufer des Stroms weit hin mit Buden und Gruppen von Tanzenden bedeckt — so genießt man von den Trümmern eines alten Damms, welche mitten in der Rhone stehn, und von Manchen für ein Ueberbleibsel des Pons aerarius der Römer ge-

halten werden, einen Anblick, dessen mannichfaltige Lebendigkeit wirklich selten seyn dürfte. Hier verschwindet dann das kleine Treiben des Eigennutzes und der Hinterlist, wie es auf allen Messen ist, in den großen Massen, und man kann sich auf Augenblicke in die Zeit zurückdenken, da Beaucaire einer der Hauptschauplätze der Liebesthaten war, welche die Troubadours besungen haben. So konnt' ich gerne der Erinnerung an das Hoflager nachhängen, welches Graf Raimond V. im Jahr 1172 hier gehalten hat. Der Kontrast war komisch-schneidend zwischen dem Ehmals und Jetzt. Wie gegenwärtig Jeder den Andern in Beaucaire durch Sparen und Gewinnen zu übertreffen sucht, so wetteiferten die Ritter bei jener Gelegenheit in der unsinnigsten Verschwendung miteinander. Nachdem beinah alle Thorheiten des Luxus erschöpft waren, gelang es dem Grafen Raimond selbst, doch noch neue zu erfinden, und hatte er den Verdruß, sich sogar übertroffen zu sehen. Er schenkte dem Raimond d'Agoust

die Summe von 100,000 Sous (2000 Mark Silbers), welche dieser sogleich unter 10,000 Ritter, die sich eingefunden hatten, vertheilen ließ. Wahrscheinlich brauchten diese Ritter — welche ich mir manchmal wie die ambulirenden Deklamatoren unserer Zeit denke — solche Noth-hülfe recht gut; aber das fühlte Bertrand Raimbaud nicht, der auch seinen Reichthum zeigen wollte. Dieser ließ durch zwölf Paar Ochsen ein großes Feld um das Schloß her umpflügen, und säete 30,000 Sous, in lauter Scheidemünze, in die Erde. Wilhelm Gromartel kam, um nicht nachzuahmen, auf den Einfall, alle Speisen, die er für 300 Gedecke bestellte, an Wachsfackeln kochen zu lassen, aber Raimond von Venoux übertraf ihn und alle andere noch weit, indem er dreißig der schönsten Pferde, welche er mitgebracht hatte, vor der ganzen Gesellschaft lebendig verbrennen ließ.

Jedes Zeitalter hat seine Thorheiten, aber dieses scheint eines der reichsten gewesen zu seyn! Auf jeden Fall beweißt es, daß die Großen des-

selben besser bei Kasse gewesen seyn mußten, als die meisten ihrer Enkel waren. Und was ist am Ende auch für ein Unterschied zwischen den Thorheiten Beider? Wenn ein französischer Duc im achtzehnten Jahrhundert Millionen an Schauspielerinnen und Tänzerinnen verschwendete, die ihn gewöhnlich zum Besten hatten, war er wohl viel klüger, als sein Ahnherr, der eine sehr bedeutende Summe unter zehntausend arme Wichte vertheilte, die, weil sie Ritter hießen, ihr Brod durch kein ehrliches Gewerbe verdienen durften?

Will man über die Freude spotten, welche die Bewohner von Tarascon an ihrem Drachen (Tarasque) haben? Soll denn Griechenland allein von Lernäischen Schlangen fabeln dürfen, und die Provence, welche der Dichtkunst so günstig war, ihre Ungeheuer von fremdem Boden holen? — Das sind die Bewohner von Tarascon nicht gemeynt! Sie schleppen daher verschiedene Male des Jahrs einen großen Popanz in Drachengestalt durch die Stadt, den

die, welche ihn tragen, so schnelle Bewegungen machen lassen müssen, daß das Beifallswort: „brav! Der Drache hat ihm einen Arm gebrochen!“ hier oft gehört werden soll. Will man wissen, was an der Geschichte dieses Drachen selbst ist, so kann man von jedem alten Weibe dieses Orts die Geschichte hören, wie das Ungeheuer einst eine Frau von Beaucaire entführte, um sie zur Wärterin seines Kindes zu machen. Sieben Jahre blieb sie in diesem Dienst, nach welcher Zeit sie gnädigst entlassen wurde, und wieder gesund und wohl nach Beaucaire zurückkam. Daß sie während dieser Zeit ganz besondere Dinge gesehen und erfahren hatte, wie die Drachen zum Beispiel von Menschenfleisch lebten, und sich in Menschen verwandeln konnten, das läßt sich begreifen. Ja, einst gab ihr der Drache ein Stück Aalpastete, mit deren Fett sie sich ein Auge rieb, das dadurch die Kraft gewann, unter dem Wasser zu sehen. Diese Gabe ihres Auges fiel aber schlimm für die gute Frau aus. Sie er-

kannte durch dieselbe den Drachen einige Jahre nachher auf der Straße von Beaucaire, redete ihn an, und erkundigte sich ganz höflich nach dem Befinden der liebenswürdigen Drachenfamilie. Der Drache erstaunt, sich in Menschengestalt erkannt zu sehen, frug die alte Dienerin, wie sie zu diesem Talent gekommen sey? Sie gestand es offen; da fuhr ihr das Unthier mit einem seiner Finger ins Auge, und stieß ihr dasselbe aus.

Ohne Zweifel liegt dieser Sage irgend eine wahre Geschichte zum Grunde. Aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn sie nicht einen Betrug bedeckte, den der Zwang des Mönchslebens, oder die Beschränkung der Herzensneigungen durch Feudalgesetze einem Zeitalter spielen mußte. Da gewisse Kenntnisse der Natur nur in wenigen Händen waren, die Religion sich zu jedem Dienste hergab, und die Köpfe allen Erfindungen des Aberglaubens, oder der List offen standen, war es so leicht, ganze Völker zu betrügen, und wurde es am leichtesten denjenigen Ständen,

deren Glieder durch die Nothwendigkeit, jedes Einzelnen Sache zu der allgemeinen zu machen, aufs festeste mit einander zusammenhingen.

Das Schloß von Tarascon hat, wie beinah alle ähnlichen Denkmale des Mittelalters in Frankreich, durch den Vandalismus der Revolution sehr gelitten. Das Äußere desselben bildet zwar noch imposante Massen; aber das Innere ist verfallen, und wo Ludwig III. und der gute Graf René oft gewohnt haben, da nisten nun Schwalben ungestört, und hat sich das Andenken an die heitern, der weiblichen Schönheit und der männlichen Kraft geweihten, Feste in abgeschmackte Volkssagen verkehrt.

Beaucaire's Wohlstand ist nur anscheinend, und beschränkt sich ganz allein auf die Meßzeit. Die übrigen Theile des Jahrs lebt man von dem Erwerbe dieser wenigen Tage, und bekümmert sich wenig um andern Verdienst. Wie verschieden dagegen das, nur durch den Fluß getrennte, Tarascon, in welchem ein fleißigerer und sorgfältiger Ackerbau, ein ansehnlicher

Getraidehandel und manche Zweige des Kunstfleißes ein unaufhörlich reges Leben erhalten, und den Ausdruck des Wohlstandes, und des, damit so gern sich verbindenden, Frohsinns erzeugen! Es scheint recht eigentlich auf den Gesichtern der Bewohner dieses Orts geschrieben zu seyn, daß ihre Lebensweisheit in dem Vers eines ihrer Dichter, des Kapitains Seguin, besteht, der die Komödien, welche er dichtete, trotz seinem hölzernen Beine, selbst spielte.

Der Frühling malt die Felder grün,
Der Sommer füllet unsre Speicher,
Die süßen Trauben reift der Herbst,
Der Winter kommt mit Schnee und Eise,
Dem wilden Sturme folgt die Stille,
Und aus dem Bösen kommt das Gute. *)

---

*) Lou printen douno lo verduro,
L'estiou remplis leis magasins,
L'autouno prouduit leis rasins,
E de l'hiver naisse la glasso;
De la tempesto la bounasso,
E dou mau se tiro lou ben.

Die Provencalen haben eine Menge von Dichtern in ihrer Mundart, von denen ich nach Millin nur einige in der Anmerkung aufführen will *); auch ist sie sehr reich an Sprüchwörtern, mit deren Sinnigkeit sich wohl wenige andere Sprachen messen dürften. Folgende z. B. verdienen gewiß Auszeichnung:

Hunde, Waffen und Liebe — Auf ein Vergnügen tausend Schmerzen.

---

*) Gedruckt sind folgende Werke derselben: Obros et rimos provençales de Louis de la Belaudière, revioudados per Pierre Paul etc. Marseillo 1595. 4. — Jardin dey Musos provensalos, per Claude Brueys, 1628 u. 1686. — La Perlo dey Musos et coumedies prouvensalos, per Gaspar Zerbin, à Ays, 1655. 12. — Lou jardin deis Musos provençalos, recueillidos deis plus doctes povetos d'aquest pays. 1665. 12. — Recuil de povesies provençalos de M.F.T. Gros, de Marsillo, corrigeado et augmentado per l'autour eme uno explication dei mots lei plus difficiles. Marsillo 1763. 8.

Wer gut gegessen hat, hält die ganze Welt für satt.

Lobe das Meer, und bleib' am Lande.

Wer sein Messer an allen Steinen wetzt, sein Weib auf alle Jahrmärkte führt, und sein Roß an allen Brunnen trinken läßt, der hat am Ende des Jahrs ein schlechtes Messer, ein sittenloses Weib, und eine Schindmähre.

Ein guter Diener muß Eselsohren haben.

Gäb' es keine Weiber, so wären die Männer ungeleckte Bären.

Wer sein Weib und funfzehn Sous verloren hat, lasse sich am leidsten um die funfzehn Sous seyn.

Der Mann hat zween Glückstage in der Welt: den ersten, wenn er mit seiner Frau Hochzeit macht, und den zweiten, wenn er sie begräbt.

Von Tarascon kamen wir durch eigentliche Gärten nach St. Remy, wo wir zu Mittag aßen, und den, etwas davon entlegenen, Resten des alten Glanum Livii einen Besuch machten.

Sie bestehen in dem, wirklich sehr merkwürdigen, sogenannten Mausolée und einem Triumphbogen.

Ersteres zerfällt in vier verschiedene Theile. Der niedrigste ist eine Grundlage von großen Quadern, auf welcher ein, mit Architektur und Bildhauerkunst verzierter, Würfel liegt. Leztere besteht in Basreliefs mit Schlachtstücken, und erstere zeichnet sich in den Kapitälern der vier Ecksäulen durch einen ganz bisarren Styl aus.

Auf diesem Würfel erhebt sich ein, in vier Arkaden durchbrochenes, viereckigtes Gebäude, das mit mancherlei Zierrathen versehen ist, und über demselben steht eine, aus zehn korinthischen Säulen bestehende, offene Rotonde mit einem, sich beinah zuspitzenden, ovalförmigen Dach. In diesem findet man zwei Statuen, eine männlichen, und die andere weiblichen Geschlechts, denen die Köpfe fehlen. Um den Frieß der Kuppel läuft ein eiserner Reifen herum, und an der Nord-Ost-Seite steht eine la-

teinische Inschrift, die so undeutlich abgefaßt ist, daß Jeder sich dieselbe nach Gefallen erklären kann. Das Ganze hat etwa fünfzig Fuß Höhe.

Der Triumphbogen ist klein, und ohne besondere Merkwürdigkeit. Wem er gegolten? — Das weiß Niemand mehr, so viel sich die französischen Antiquare auch die Köpfe darüber zerbrochen haben. Mir ist es ganz gleichgültig; denn die Schmeichelei hat im Alterthum eben so gut unverdiente Triumphbögen errichtet, als heut zu Tage, und ich sehe nicht ein, welchen Werth ein Fragment des Alterthums, das weder in Kunstrücksicht, noch in Bezug auf Geschichte merkwürdig ist, für mich haben sollte. Den seines Alters? — Lieber Gott! ist es nicht immer weit jünger, als jeder Berg, welcher die ferne Aussicht schließt, die ich überblicke?

In Pont National blieben wir über Nacht, und hatten das Glück, um das uns ein Spanier des sechszehnten Jahrhunderts gewiß beneidet hätte, das Zimmer zu bewohnen, in welchem

vier und zwanzig Stunden vorher der König, in dessen Staaten die Sonne nicht untergeht, mit seiner Gemahlin übernachtet hatte. Das, ziemlich artige, Wirthshaus war noch an allen Thüren mit den Namen markirt, welche gerade den Gegenstand so vieler Gespräche ausmachten. Zimmer der Königin von Etrurien — Zimmer Sr. Durchlaucht des Herrn Friedensfürsten u. dgl. las man überall, aber es ließ sich nicht läugnen, daß Se. Durchlaucht, der Herr Friedensfürst, das beste Gemach für sich genommen hatten. Sonst erzählten die Zeitungen viel von diesen Personen, wenn sie nur eine Spazierfahrt machten; nun wußte man nirgends mehr von ihnen, als daß sie da gewesen waren, und selbst dieses fanden Wenige in unserer Zeit, die das Größte in reißender Eile sich folgen sieht, merkwürdig.

Auf dem weitern Wege nach Aix begegneten wir noch vielen Wagen und Pferden, welche zu dem Gefolge des sogenannten königli-

chen Paares gehörten. Wir holten dasselbe noch in der letztern Stadt ein, und hörten gleich bei unserer Ankunft, daß Karl IV. einige Zeit seinen Aufenthalt in diesem artigen Städtchen nehmen würde.

XXVI.

Aufenthalt in Aix.

Diese ehemalige Hauptstadt der Provence ist einer der merkwürdigsten Orte in ganz Frankreich. Ein guter Ton und ein schönes Streben nach Geistesbildung zeichnen ihre Bewohner aus; an den Boden und seine Gebäude knüpfen sich große und angenehme Erinnerungen; das Klima ist das mildeste und angenehmste, und die berühmten Heilquellen sind ein Vortheil weiter, welcher die Kranken des Nordens, die eine wohlthätigere Luft suchen, statt nach Montpellier, nach Aix führen sollte.

Diese Stadt ist nicht von ansehnlichem Umfang, aber besser gebaut, als viele ihrer Nachbarinnen. Unter ihren Straßen zeichnet sich eine, die sogenannte Orbitelle, aus, welche auf einer Länge von hundert und funfzig, und einer Breite von funfzehn Ruthen, vier Reihen schöner alten Linden hat, in deren Schatten drei reichhaltige Springbrunnen spielen, von denen der mittlere Heilwasser von sich gießt. Die Häuser an dieser Straße sind in einem ziemlich großen Style gebaut, und enthalten großentheils Kaffee's und ähnliche öffentliche Orte. Verschiedene Kirchen und Privatgebäude zeichnen die Stadt noch weiter durch gute Architektur aus.

Der Ursprung dieser Stadt verliert sich in die Zeiten der römischen Herrschaft in Gallien. Ein gewisser Cajus Sextius Calvinus soll sie, wahrscheinlich den Gesundbrunnen zu Liebe, erbaut, und darum auch Aquae Sextiae genannt haben. Von diesen alten Zeiten scheinen keine Gebäude mehr übrig zu seyn. Die

Heereshaufen der Burgunder, der Visigothen, der Sarazenen und Normannen gingen nacheinander über sie weg, bis sie, von Alphons II., von Aragonien an, der gewöhnliche Sitz der Grafen der Provence wurde. Dieser Fürst brachte, mit den Troubadours, die fröhliche Wissenschaft (lou gai saber), die Poesie, in das Land, und wie der leichte Sinn der Provencalen ihr auf das freundlichste entgegen kam, so schien auch sie sich nirgends besser zu gefallen, als an dem Hofe von Fürsten, die manchen rührenden Versuch machten, den heitern Traum der Dichtkunst zur Wahrheit des Lebens zu machen, gleich dem guten René, der sich manchmal mit seiner zweiten Gattin, Johanne von Laval, schäfermäßig ankleidete, mit ihr eine Heerde weidete, und unter Gezelten mitten unter derselben auf dem freien Felde ruhte *).

---

*) Chatelain sagt in seiner gereimten Chronik hiervon:

Unerachtet Aix seinen Heilwassern den Ursprung verdankt, so verlor sich die Kenntniß ihrer Wirkung doch bald, und erwachte nicht früher wieder, als im Jahr 1600, da einige Ärzte der Stadt auf dieselbe aufmerksam machten. Von da an nahm ihr Ruf allmählig zu, bis er durch die größere Kraft der Wasser des Savoyischen Aix und der Pyrenäenbäder überwunden, sich nach und nach verminderte. Das Badegebäude ist modern, und zeichnet sich besonders durch eine kleine provencalische Freiheit aus, welche nicht ganz in die heuchlerische Sittenstrenge unsrer Zeit zu passen scheint. In einem der Badezimmer ist nämlich ein antikes

---

J'ay un roi de Sicile
Vu devenir berger;
Et sa femme gentille
De ce propre metier,
Portant la pannetière,
La houlette et chapeau,
Losgeant sur la brogère,
Auprès de leur trouppeau.

Basrelief in die Mauer befestigt, das nichts mehr, und nichts weniger, als ein Opfer darstellt, das gewissen Gottheiten das angenehmste seyn soll. Es enthält einen Altar, auf welchem ein Phallus dargebracht ist, und paßt, sobald man ein Bischen altrömisch denkt, recht gut in ein Bad. Ein Dichter der Stadt hielt die sichtbare Gegenwart dieser Gottheit gar nicht für nöthig; warum?

. . . Latet in calidis ipse Priapus aquis,

wie er in einem, daneben stehenden, Vers sagt, und man ihm gerne glauben darf, da es ihm wenigstens nicht an Gelegenheit fehlte, den Versuch so oft, als möglich, selbst zu machen.

Unter die Merkwürdigkeiten der Stadt, welche die Aufmerksamkeit eines Fremden verdienen, gehören mehrere Sammlungen für Gegenstände des Alterthums und der Naturgeschichte.

Die erste derselben, einem Herrn von Saint-Vincens gehörig, enthält manches merkwürdige Stück des Alterthums. Auffallend ist

eine etrurische Vase, welche den doppelten Brudermord von Polynikes und Eteokles darstellt, und als Aschengefäß doch gewiß sehr unpassend ist, wenn sie nicht die Überreste ähnlicher Unglücklichen enthalten soll. Die Etrurier haben diesen Gegenstand indeß auf ihren Sarkophagen öfters dargestellt, wie Herr Millin bemerkt, und er scheint auch wirklich dem finstern Geist, welcher im Kultus dieses Volks lag, zu entsprechen. Freilich waren die Alten überhaupt in der Wahl der Darstellungsgegenstände für ihre Grabmonumente nichts weniger als sentimental; und das begreift sich auch ganz, wenn ein Volk in dem Tode nur die Reise in ein anderes Leben, und in diesem nur eine Wiederholung der Freuden des ersten findet. Sonderbarer Weise fingen die Menschen erst an, es mit dem Tode ernstlicher zu nehmen, da er der Übergang in eine ewige Seligkeit wurde, mit der sich doch das Elysium der Alten in keine Vergleichung setzen ließ. Es schien ihnen ordentlich bange geworden zu seyn vor so vielem

Glück, und wenn die Zukunft noch so viel versprach, so gaben sie vor der Hand doch den Gaben der Gegenwart den entschiedenen Vorzug.

Auch das Munizipalitätsgebäude enthält mehrere Reste des Alterthums. Darunter befinden sich einige gute Mosaiken, ein Fragment von einem Sarkophag, auf welchem die Bundesgenien des Schlafs und des Todes ihre Fackeln löschen, und das mir hauptsächlich darum merkwürdig schien, weil man es für ein Denkmal gehalten hat, das Marius nach seinem Sieg über die Cimbrier errichtet haben soll. Ein solches Denkmal, und von einem rohen Krieger, wie Marius, auf den Sieg über eine Nation von Barbaren! Indeß erinnert der komische Verstoß wenigstens daran, daß Marius in der Nähe von Aix eine der folgereichsten Schlachten geliefert hat, welche die römische Geschichte kennet. Er zeigte in derselben, daß Kultur und Kunst die ungeheuerste, rohe Kraft bändigen; aber, was würde aus Rom geworden seyn, wenn die Besiegten auch dießmal Sieger ge-

worden wären; da der Schrecken vor den Cimbriern noch nach ihren Niederlagen so groß war, daß ein cimbrischer Schrecken in Rom zur Benennung eines ungewöhnlichen starken Schreckens überhaupt wurde?

Wegen seines guten Styls und schöner Ausführung merkwürdig ist ein anderes Basrelief, das die Entbindung der Leda von dem wunderbaren Ei darstellt. Merkwürdig ist, daß dieses selbst geöffnet unter den Gewändern der Mutter sichtbar wird, und daß in demselben nicht weniger, als drei Kinder enthalten sind, so daß es bei diesem Wunder also auf verschiedene spätere Schriftsteller herauskäme, die aus Einem Ei bald Pollux, Kastor und Klytemnästra, bald jene beiden und Helena entspringen ließen. Solche Erklärungen waren nöthig, wenn man mit Leda's Kindern fertig werden wollte. Nachdem sie das erstemal ein Ei geboren hatte, warum sollte dieß nicht auch zum zweitenmal geschehen? Denn zuverläßig ist es in solchen Dingen, um ein französisches

Sprüchwort zu benützen, nur le premier pas, qui coute.

Weil ich denn doch einmal an Gräbern bin, so will ich noch zwei andere Monumente der Art, aus sehr verschiedenen Zeiten, berühren. Beide sind Grabschriften, und beide bezeugen, was man so oft an Gräbern lernt, wie die Lebenden den Todten alles Gute sowohl gönnen, daß sie ihnen im Grabe gewöhnlich Worte der Wahrheit und Weisheit in den Mund legen, an welche diese nie gedacht haben, so lang sie im heitern Licht der Sonne wandelten. Die eine dieser Inschriften stand wahrscheinlich an dem Seeufer, und sagt in griechischen Versen:

„An diesen, von den Wellen ge-
„peischten, Ufern ruft dich ein
„Jüngling an, o Wanderer, der
„theuer den Göttern, und der
„Herrschaft des Todes entrissen
„ist Unbekannt mit Venus, ähn-
„lich an blühender Jugend den

„Zwillingsbrüdern, welche die „Schiffe beschützen, und selbst „Seemann, bracht' ich mein ir„rendes Leben auf den Wellen „zu. In diesem Grab, das mir „der Gebieter Liebe weihte, sagte „ich den Krankheiten, den Sor„gen und Mühen, denen das Le„ben unterthan ist, das ewige „Trennungswort. Unter den „Todten gibt es nur zwei Klas„sen; die eine, welche auf der „Erde herumirren muß, und die „andere, die sich in die Reigen„tänze der Gestirne mischt. Zu „der letzten gehör' ich; da ich „Gott zu meinem Führer ge„wählt habe.“

Die andere in gleicher Sprache ist den Wünschen für die Erhaltung der Gesundheit des Kaisers Alexander Severus und seiner Mutter Julia Mammäa geweiht.

Ich will sie nicht abschreiben, indem die kurze Angabe ihres Inhalts genug ist, um auch dieses Denkmal als eine der feilen Schmeicheleien verdächtig zu machen, mit denen die Großen aller Zeiten verdorben wor[den] sind. Gebührten indeß einem Kaiser der spätern Auguste Wünsche für sein langes Leben, so war es gewiß Alexander Severus, dessen Strenge (imperator sui nominis, sagte man damals schon von ihm) dem Verfall seines Staats und seines Zeitalters eben so nöthig und wohlthätig war, als sie Einzelnen beschwerlich und gehässig werden mußte. Dieser Kaiser war mir immer merkwürdig, und zwar durch zwei große Worte, die er ausgesprochen hat; das eine, indem er von seinen Söhnen sagte: „ich hinterlasse ihnen einen festgegründeten Thron, wenn sie kraftvolle Fürsten, und einen schwachen, wenn sie Schwächlinge sind;“ und das andere, da er am Schluß eines Lebens stehend, das ihn aus dem niedrigsten Stande zum höchsten Glanz der Erde erhoben

hatte, das traurige Bekenntniß that: „ich war Alles, und es war Alles nichts. *).

Auch auf einige Malereien kann ich die Reisenden aufmerksam machen, welche nach Aix kommen. Der Sonderbarkeit wegen sehe man in der Magdalenenkirche eine Darstellung der Empfängniß der Mutter Gottes, in welcher eine wunderbare Empfängniß nicht viel besser ausgedrückt ist, als das poetische Wunder von Leda's Schwängerung und Geburt. Die heilige Jungfrau kniet in demselben, um den göttlichen Strahl, der aus dem Munde des ewigen Vaters ausgeht, und in welchem ein Kindlein zu sehen ist, in ihr Ohr zu empfangen. Dieses Gemälde wird der deutschen Schule — wie die Franzosen oft die niederländische nennen — zugeschrieben. Ob es nun wirklich unserer Nation angehört, vermag ich nicht zu entscheiden; indem sich das Gemeine und Schlechte beinah unter allen Nationen ähnlich ist. Das aber weis ich, daß die

*) Omnia fui, et nihil expedit.

Deutschen sich schon lange über dergleichen Unschicklichkeiten in den bildenden Künsten aufgehalten haben, und ein altes Büchlein, das ich kenne *), beschuldigt solche Darstellungen der Empfängniß Mariä der Kezerei des Valentinus und Marcion; ja es geht so weit, daß es selbst die Abbildung Adams und der Eva mit dem Nabel nicht zuläßt, „wir wollen „dann,“ wie es sagt, „dem Schöpfer beimessen, „daß er in seinem ersten und vollkommensten „Werk überflüßige Dinge sollte angeordnet ha„ben, die ohne Gebrauch und Nutzen wären; „denn der Gebrauch des Nabels ist, daß dadurch „das Kind an die Mutter befestiget, und dem„selben durch dessen Adern die Nahrung und „der Unterhalt zugebracht werde.“ Da nun die

*) Erbauliche Nachrichten von allerhand Irrthümern derer Mahler, so sie in Entwerfung der biblischen Geschichte des alten und neuen Testaments zu begehen pflegen u. s. w. herausg. durch Huldericum Pulsnicensem. Frankf. u. Leipz. 1723. 8.

ersten Eltern nicht gebohren wurden, schließt der Verfasser ferner, so ist auch der Nabel überflüßig, und so lastet denn auf manchem schönen Werk der Kunst ein Vorwurf, den nicht jedes ängstliche Gewissen zu heben vermag, sobald es einmal jenen Grund anführt.

Ein anderes, in gewissen Rücksichten weit merkwürdigeres, Gemälde hängt heut zu Tage im Pallaste des Erzbischofs. Es ist von dem guten König René gemalt, dem die mannichfaltigen Kämpfe um seine Herzogthümer Anjou, Lothringen und Bar, um sein Königreich Neapel und seine Grafschaft Provence doch noch Zeit übrig ließen, um manche schöne Stunde den heitern Künsten des Friedens zu widmen. Dieses Gemälde diente als Altarblatt, und hat darum auch zwei Flügelthüren, welche von innen gleichfalls bemalt sind. Die Hauptmasse stellt Moses vor, wie Gott aus dem brennenden Busche mit ihm redet. In seiner Verlegenheit, den Allmächtigen selbst darzustellen, half sich der gute König etwas eigenmächtig damit, daß

er die heilige Jungfrau mit dem Kinde, statt des ewigen Vaters, in den Busch stellte. Die Wirkung auf den israelitischen Helden ist darum nicht geringer, und die Legende im übrigen getreu befolgt. Die beiden Flügelthüren enthalten, die eine den König betend, die andere, seine zweite Gemahlin in gleicher Stellung, beide mit drei Heiligen umgeben, die den Provencalen besonders theuer sind. In dem ganzen liegt die Naivität und Heiligkeit der frühsten modernen Kunst, und einzelnes ist auch wirklich vorzüglich gemalt, so daß man nicht einmal zu wissen braucht, daß das Kunstwerk von einem König, und, was noch mehr ist, von einem guten König herstammt, um es merkwürdig zu finden.

Für den Liebhaber ist auch in dem Hause eines Herrn Mieulars eine arabische Inschrift vom Jahr 585 der mohamedanischen und 1189 der christlichen Zeitrechnung zu sehen. Sie enthält gleichfalls eine Grabschrift, und endet, ob sie gleich mit Mohameds Ruhm anfängt,

so, daß sie auf jedes christliche Grab passen könnte, mit den Worten: „Jedermann muß „sterben, aber den Lohn, der dir gebührt, wirst „du am Tage der Auferstehung erlangen. Glück„lich, wer dem ewigen Feuer entrinnt, und „in das Paradies eingeht!“

Und mit diesem mohamedanischen Wunsch darf ich wohl diesen Abschnitt schließen.

XXVII.

Aufenthalt in Aix.

Fortsetzung.

Im Jahr 1208 sah die seliggesprochene Juliane, Nonne in einem Kloster in der Nähe von Lüttich, welche unaufhörlich über das Geheimniß des heiligen Abendmahls nachdachte, im Traum den Mond mit einer gewaltigen Lücke. Zwei Jahre lang, so wie sie sich zum Gebet anschickte, begegnete ihr jedesmal diese Vision, ohne daß sie sich dieselbe erklären konnte. Endlich ging ihr aber doch ein Licht auf. Sie fand endlich daß der Mond die Kirche war, und die Lücke einen großen Mangel bedeutete, an dem dieselbe noch litt. Unter den vielen Mängeln, welcher

war hier gemeint? — Wer es nicht weiß, der erräth es nicht, und wem ich es sage, der ruft vielleicht nicht gerade mit dem Pontifex in Diderots geschwätzigem Juwel *) aus: combien cela serait fou, si cela n'était pas révelé. Kurz, die Lücke bedeutete, daß dem Kalender, und somit der Kirche, noch ein Festtag fehlte. Wahrscheinlich fürchtete die gute Nonne im Anfang, mit ihrem Gesicht ausgelacht zu werden; denn sie verschwieg es zwanzig Jahre lang; als sie aber selbst Priorin wurde, konnte sie schon Leute finden, welche glauben mußten. Diese schwuren auf etwas, was sie selbst nicht gesehen hatten, und der Erzbischof, Robert, von Lüttich setzte im Jahr 1246 ein besondres Fest des Nachtmahls ein, das nachher, unter dem Namen des Fronleichnamsfestes, zu einer allgemeinen Feier in der ganzen Christenheit erhoben wurde.

---

*) Les bijoux indiscrets, im 10n Band der neuesten Ausgabe seiner Werke.

Dieses Fest setzte dem guten König Rene so zu, daß er es auch in Aix feiern hieß. Die erste Begehung geschah mit außerordentlichem Aufwand, und machte bei ihm und bei seinem Volk so großes Glück, daß er durch eigene Stiftungen für die Kosten der alljährigen Feier sorgte, und daß sich die Provencalen so toll bei demselben benahmen, als ob die gute Nonne mit ihrer Scharte im Mond nichts, als Spaß im Sinne gehabt hätte. Ja diese Ausschweifungen religiöser Ausgelassenheit, stiegen mit der Zeit so sehr, daß die frommen Christen wahres Ärgerniß an dem Frohnleichnamsfest nahmen, wie es in Aix gefeiert wurde, das Volk aber im Ganzen dasselbe so lieb gewann, daß es in der französischen Revolution kaum eine traurigere Erscheinung, als die Aufhebung dieser Feier, und in der neuen Ordnung der Dinge kein glücklicheres Zeichen der leztern erblickte, als die Wiederherstellung der Prozession des Frohnleichnamsfestes.

Wirklich ist diese Feier in Aix nichts weni-

ger, als ein religiöses Fest, sondern als eine Art von Maskerade, bei der sich der Frohsinn der Provencalen nicht den geringsten Zwang anthut, das Ganze besteht in einem grotesken Maskenzug, in welchem Heidenthum, Christenthum und Volksgeist mit einander wetteifern. Die Hauptrollen desselben sind nichts weniger, als religiös, sondern ein Fürst der Liebe (Prince d'Amour), ein Lieutenant des Königs der Basoche und ein Abbé der Jugend (Abbé de la jeunesse), welche sämmtlich in altspanischem Kostum mit dem kurzen Mantel auftreten: Der Abbé ist durch einen großen Blumenstrauß ausgezeichnet, welcher die Fadheit seiner Maske vollendet.

Durch diese drei Rollen, behaupten einige, sind die drei Stände dargestellt, und zwar — sonderbar genug — durch den König, das Volk, durch den Abbé, der Clerus, und durch den Fürsten der Liebe, der Adel. Wie dem sein mag, so ist unläugbar, daß sie sammt und sonders arme Wichte sind, die sich für einen Tage-

lohn um die Ehre streiten, in den Maskenzügen Figur zu machen. Und dieß ist wirklich keine Kleinigkeit; denn die Larven selbst, welche von Pappe gemacht, den ganzen Kopf fassen, sind äußerst schwerfällig; überdieß muß man allerhand Sprünge machen, und mitunter Stöße empfangen und austheilen, wobei man sehr leicht eine Ribbe einbüßen kann. Es ist also für einen unpartheiischen Beobachter immer eine Art von Verdienst, wenn einer in dieser Prozession figuriren will; allein nach diesem Verdienst streben die Bewohner von Aix so eifrig, daß manche Rollen ordentlich ein Familienerbe geworden sind, und bei der Austheilung derselben ein Grund, wie dieser: „mein Vater ist ein Teufel gewesen; mein Großvater war einer, warum sollt' ich es nicht auch sein?" nothwendig alle andere Ansprüche zu Boden schlägt.

Diese Maskenkleidungen gehören der Gemeinde und werden blos für diese Prozession gebraucht. Da die Götter des Alterthums hier

alle erscheinen müssen, so entstehen natürlich die lächerlichsten Kontraste zwischen der Rolle und dem Individuum, das sie spielt. Wo ein stehendes Theater ist, da gewöhnt man sich bald an dergleichen Kontraste; allein in Aix haben die Bewohner glücklicher Weise noch Gelegenheit, der Sache ihre ganze komische Seite abzugewinnen. Wenn sich daher Diana nicht so sittsam benimmt, als sie es, auch ohne Rücksicht auf den Karakter der Göttin selbst, wenigstens dem religiösen Feste schuldig wäre; wenn Venus ihre Coeffüre mit einem Talglicht in Ordnung bringt, und der dürrbeinige Mars weder von ihr, noch selbst von einer der Parzen ein freundliches Gesicht bekommt; wenn Jupiter mit der Bewegung seiner Augbraunen, gerade nicht Himmel und Erde, aber doch seine ganze Larve bewegt; wenn er überhaupt auch hier so unmächtig und unbedeutend erscheint, wie bei Homer; wenn Plutus so gut, als Penia, seine Larve vom Haupt nimmt, und die Geschenke, welche von den Häusern herabgeworfen werden,

in derselben auffaßt; wenn Momus so frostig ist, als Pluto, oder Herkules — dieß macht den Scherz für die Vernünftigere nur desto größer, und zeigt ihnen in dieser Prozession eine Reihe von Hogarthischen Szenen, zu denen sie sich mit geringem eigenen Aufwand von Wiz den Kommentar selbst machen können.

Einzelne, einmal herkömmliche, Gruppen in dieser religiösen Farce sind wirklich sonderbar. So erscheinen z. B. der Herzog und die Herzogin von Urbino, ohne daß die Erklärer recht einig über den Zweck ihrer Gegenwart sind. Sie reiten auf Eseln, und sind überhaupt so grotesk angekleidet, daß die Absicht, beide lächerlich zu machen, unverkennbar ist. Ein Herzog von Urbino wurde zwar einmal von dem Grafen Piccinino, dem General Johanns von Anjou, eines Sohns von Rene, geschlagen; allein leicht durfte ja dieser irgend einen besondern Grund, den die Geschichte vergessen, zum Haße gegen den Herzog gehabt haben.

Eine andere Gruppe enthält die Ritter vom

Halbmond, deren Orden Rene 1448 gestiftet hatte, aber eben so schnell wieder untergehen ließ. Sie tragen ihren halben Mond über der Stirne, so daß dessen Hörner Anlaß zu zahllosen Scherzen werden.

Eine dritte, die zu Pluto's Gefolge gehört, stellt die Aussätzigen dar. Daß in ihrer Maske nichts gespart ist, um den nöthigen Ekel zu erregen, mag man sich selbst denken; denn in solchen Darstellungen halten die Menschen selten gehöriges Maas. Diese Ungeheuer haben alle Kämme und Bürsten, mit denen sie sich unter einander in Handlung setzen, und an die Unreinlichkeit erinnern wollen, welche nur zu deutlich auf ihrem Anzuge liegt.

Daß es bei allem diesem an Teufeln fehlen könne, wird gewiß niemand fürchten. Diese Rollen gehören sogar zu den beliebtesten; indem sich der Mensch immer in der Nachahmung dessen, was er fürchtet, gefällt. Gewöhnlich sind sie im Kampf um eine arme Seele begriffen, welche ein Engel vertheidigt. Der Kampf

bleibt immer unentschieden, und wird daher jedes Jahr aufs Neue vorgenommen. Endigt er einmal, so ist freilich kein Zweifel, daß der einzige Engel über alle diese Teufel den Sieg davon tragen wird.

XXVIII.

Aufenthalt in Marseille,

vom 5. bis 9. Oktober.

Ich war durch Beschreibungen leider zu sehr vorbereitet, um von der Anhöhe la Vista herab den ersten Anblick von Marseille mit demjenigen Erstaunen aufzunehmen, das der Gebildete so oft dem Ungebildeten beneiden möchte. Ich fand die Aussicht ungefähr so, wie ich sie mir vorgestellt hatte; aber sie ermangelte gerade der schönsten Dekoration, der Beleuchtung durch die untergehende Sonne. Das Bergamphitheater, welches die Stadt umschließt, lag von dem hellen Mittag bestralt da. Die Stadt fiel zwar groß genug in das Auge; dem Hafen und der Rhede hingegen fehlten Leben und Bewegung.

Auch die Straßen der Stadt schienen mir nicht so bevölkert, wie sie es sonst in Seeplätzen zu sein pflegen; aber alles, was ich sonst erblickte, verrieth einen eigenthümlichen Südkarakter, dem ich wohl in andern Städten des mittäglichen Frankreichs auch begegnet sein mochte, der sich aber doch nirgends so stark aussprach, wie hier, wo die größere Bevölkerung und die Bewegung einer umfassendern und weitseitigern Thätigkeit allem einen kühnern Schwung gab.

Die Einfahrt in Marseille durch das Thor von Aix ist sehr freundlich. Sie eröffnet sich gleich mit einer langen und breiten Straße, dem Cours, welche, mit einer doppelten Reihe von Bäumen bepflanzt, in gerader Linie eine halbe Stunde fort, die ganze Länge der Stadt durchschneidet, und bis an das entgegengesetzte Thor von Rom läuft. Diese Straße senkt sich gegen die Mitte ihrer Länge, und läßt sich so von jeder ihrer Spitzen bis zu der andern überblicken.

Einer ihrer bedeutendsten Seitenarme ist die Straße de la Cannebière, welche rechts hin-

unter in den, am besten gebauten, Theil der Stadt, und an den Hafen führt. In dieser Gegend stehen die meisten öffentlichen Gebäude, befinden sich die glänzendsten Buden, die ersten Gasthöfe, die Theater, und drängt sich überhaupt das ganze bunte Leben zusammen, das jeden größern Seeplaz von den glänzendsten Städten des Binnenlandes so bedeutend auszeichnet. Die übrige Stadt verliert durch die Ungleichheit ihres Bodens an Regelmäßigkeit, was sie dadurch an Mannichfaltigkeit für das Auge gewinnt. Die vielen Bäume in den Straßen und auf den Plätzen tragen nicht wenig zur Verschönerung bei, und der gute Styl, welcher im Allgemeinen in der Architektur herrscht, gibt einzelnen Quartiren ein Ansehen von Größe und Bequemlichkeit, das man in den größten Städten von Europa vergebens sucht.

Marseille ist eine der ältesten Städte unseres Welttheils, und war eine Kolonie von Phocis. Schon Aristoteles schrieb ein Werk

über die Regierung derselben, von welchem uns Athenäus ein Fragment aufbewahrt hat. Sechshundert Jahre vor Christus gebaut, ist sie nicht viel jünger, als Rom, mit dessen Schicksal sie sich frühe verbunden hat. Als dieses von den Galliern erobert wurde, trauerte Marseille, und ergänzte mit freiwilliger Theilnahme das Gewicht von Gold, welches die Römer ihren Überwindern zahlen mußten. In den Kriegen mit Hannibal und in den meisten Unternehmungen der Römer in Gallien, wurden die Marseiller diesen sehr nützlich. Die Folge und der Dank dafür war, daß die Stadt gegen ihren Willen in die Bürgerzwiste von Cäsar und Pompejus hineingezogen, und, da sie neutral bleiben wollte von jenem nach dem alten Grundsatz der Übermacht: wer nicht für uns ist, ist gegen uns, erobert, im Triumph zu Rom aufgeführt, und von da an dem römischen Reich einverleibt wurde.

Die Verfassung der alten Massilia war im Alterthum berühmt, und wurde für ein wahres

Muster gehalten. Cicero ertheilt ihr einen Lobspruch, der freilich auf alle Verfassungen paßt, die sich durch die Erfahrung als vorzüglich erprobt haben. „Man kann ihre Einrichtungen," sagte er, „leichter loben, als nachahmen *)", und wirklich würde es schwer gewesen sein, in die, zu seiner Zeit bereits verdorbenen, Sitten der Römer die marseillische Strenge einzuführen. Die Frauen mußten sich z. B. des Weins gänzlich enthalten; Jeder war gezwungen, sich irgend einer bestimmten Beschäftigung zu ergeben; Niemand durfte die

*) Neque verote, Massilia, praetereo. Cujus ego civitatis disciplinam atque gravitatem, non solum Graeciae, sed haud scio an cunctis gentibus anteponendam jure dicam: quae tam procul a Graecorum omnium regionibus, disciplinis linguaque divisa, cum in ultimis terris cincta Gallorum gentibus barbarice fluctibus alluatur, sic optimatum consilio gubernatur, ut omnes ejus instituta laudare facilius possint, quam amulari.

Schwelle der Stadt bewaffnet betreten; die Aufwandgesetze waren in gleichem Geist verfaßt, und wurden auch, wie alle andere, so gut gehalten, daß man selten von Verbrechen hörte, und demnach auch selten Strafen angewendet werden durften.

Nichts beweißt den Einfluß der Gesetzgebung eines Volks auf seinen Karakter besser, als die Wirkung, welche die der alten Massilia bei ihren Bürgern hervorbrachte. Diese Menschen, die ihr Klima, ihr Boden, ihre Nahrung, und die, aus allem diesem entstehenden, Lebensweisen gerade so lebenslustig, so redselig, so leichtsinnig, so vergnügenliebend machen mußten, wie sie es wirklich sind; diese Menschen waren im Alterthum ernst, wortarm, bedächtlich und zur Schwermuth geneigt. Der Selbstmord war unter ihnen eine so häufige Erscheinung, daß die Gesetze denselben sogar berücksichtigten, und, ohne ihn zu verbieten, wenigstens von ihrer Entscheidung abhängig zu machen suchten. Wem das Leben entleidet war, der wandte sich an die

Obrigkeit, und bat um Gift, um seine Tage damit zu endigen. Man untersuchte die Gründe, welche er haben konnte, und fand man sie dringend genug, so erhielt er eine Dosis Gift, um sich seiner Last zu entledigen. So war der Staat auf der einen Seite so billig, niemand zu einem Leben zwingen zu wollen, das ihm schlimmer, als der Tod schien, und anderer Seits vorsorgend genug, einen augenblicklichen Verdruß nicht zum Beweggrund eines so wichtigen Schrittes machen zu lassen, und sich immer die Möglichkeit vorzubehalten, den Anlaß einer finstern Seelenstimmung durch äußere Hülfe zu heben.

Mit der römischen Herrschaft, oder vielmehr mit dem Untergang ihrer Freiheit, kam auch ein anderer Geist über die Bewohner dieser Stadt. Wie zuvor ihre Karakterkraft und ihr Sittenernst berühmt gewesen war, so wurden es bald ihre Sittenlosigkeit und ihre Schwäche. Er kommt von Marseille, war ein Sprüchwort, womit man einen völlig weibischen,

kraftarmen Menschen bezeichnete; und die Bürger der Stadt kleideten sich auch wirklich ganz weibisch in lange, faltige, gestickte Gewänder, und trieften von wohlriechenden Salben, die sie über sich ausgossen. Später bemächtigte sich Marseille des Levantinischen Handels, welcher eben nicht dazu geeignet war, den alten Ernst des Lebens wiederherzustellen, und heut zu Tage sind die Sitten der Bewohner so tief gesunken, daß ich lieber Millin's, wohl schwerlich übertriebene, Schilderung derselben nachschreiben, als auf eigene Faust vielleicht zu weit gehen will.

„Das Vergnügen", sagt er, „scheint heut zu Tage das einzige Ziel aller Handlungen der Marseiller zu sein. Der Kaufmann ergibt sich seinen Handelsgeschäften nur in der Hoffnung, sich durch Zerstreuungen für dieselben zu entschädigen, und nur diese Aussicht hält den Handwerker in Thätigkeit. Sie sind rechtlich und leicht zu behandeln in Geschäften; vom Geiz wissen sie wenig, und ihre Begierde, sich zu bereichern, hat keinen andern Grund, als den

Wunsch, recht viel Gelds durchbringen zu können. Alle ihre Vergnügungen sind lärmend, und das Geräusch derselben scheint ihnen eigentlich zur Überzeugung unentbehrlich, daß sie in denselben gefunden, was sie gesucht haben. Sie können das Vergnügen also nie im Schooße eines ruhigen Lebens suchen. Häusliche Freuden und stille Beschäftigungen mit den Wissenschaften sind gewöhnlich ohne Reiz für sie, und einige Unordnung scheint ihnen eigentlich als Würze aller ihrer Unterhaltungen unentbehrlich zu seyn."

„Es gibt wenige Häuser in Marseille," fährt Herr Millin fort, „wo man gewöhnlich Gesellschaft fände. Schon die natürliche Abneigung der Bewohner gegen allen Zwang ist ein Hinderniß dazu. Die Männer kommen lieber an Orten zusammen, wo sie weder Pflichten, noch Rücksichten gegen die Frauen zu beobachten haben; aber am meisten gefallen sie sich da, wo eine völlige Freiheit herrscht. Die Spielhäuser sind sehr häufig in Marseille, und

werden gewöhnlich von Weibern gehalten, die in jede Gesellschaft Zutritt haben. Man unterhält sich öffentlich von Gewinn und Verlust. Kein Kaufmann nimmt Anstand, Spielhäuser zu besuchen, und was überall wenigstens seinem Kredit schaden würde, gilt hier für etwas ganz Gleichgültiges."

„Man kann denken, daß die Zahl der Weiber, welche mit ihren Reizen ein Gewerbe treiben, nicht unbedeutend in dieser Stadt sein kann. Sie sind für alle Stände, für alle Vermögensklassen vorhanden . . . die meisten unter den Reichern unterhalten sich Mädchen . . . die Schauspielhäuser sind mit solchen Geschöpfen angefüllt. Sie nehmen ihren Plaz gewöhnlich im Orchester, wohin sich denn die Männer alle drängen, um im Angesicht ihrer Frauen und Familien diesen Verworfenen den Hof zu machen. Ein Neuverheiratheter sogar scheut sich nicht, sich mit seiner Mätresse in der Loge zu zeigen; und oft sieht man seine Frau gegenüber von ihm in einer andern Loge mit ihrem

Liebhaber allein, der sie tröstet, und den sie dem Publikum eben so wenig verbirgt, als es ihr Gatte in seinem Verhältniß thut."

Diese etwas starke Schilderung, welche Herr Millin indeß nur aus einem frühern Werk (Les soirées provençales, ou lettres de M. Berenger. Paris 1786. 3 Bdch. in 12. im 1 B. S. 134.) gezogen, hat ihm starke Vorwürfe zugezogen. Mehrere Bürger von Marseille erhoben sich in den öffentlichen Blättern gegen ihn, und führten den Streit mehr mit der Leidenschaftlichkeit einer schlechten Sache, als mit dem ruhigen und imponirenden Bewußtsein ihrer Gerechtigkeit. Wirklich sind aber auch Herrn Millins Vorwürfe zu stark, und dürfte die Klugheit wenigstens, einen großen Handelsplaz nicht in solchen Miskredit zu bringen, zur Unterdrückung derselben gerathen haben.

Zu den Lebensweisen der Marseiller gehört ihr Hang zu einer eigenen Art von Landleben. Die Berge, welche die Stadt einschließen, sind mit fünftausend, blendend weiß getünchten, klei-

ren Landhäusern bedeckt, die man hier Bastides nennt. Sie bestehen gewöhnlich in einem Salon mit einigen Zimmern, und einem kleinen, mit einer hohen Mauer eingefaßten Garten mit Gemüßen, Reben, Mandel- Feigen- Oliven- und Maulbeer-Bäumen. Quellwasser haben sie selten; der Schatten ist eben so dürftig, und die Hitze durch den Reflex der Sonnenstrahlen von dem Mauerwerk groß. Der Vögelgesang schweigt hier, und nur wer an dem der Zikaden großen Geschmack findet, kann sich hier nach Herzenslust gütlich damit thun.

Jeder Marseiller, der sich nur einigermaßen fühlt, muß eine Bastide haben. Der Genuß, den der reichste Banquier, wie der mittelmäßigste Handwerksmann darin findet, ist der nemliche. Man geht Samstags Abends hinaus, bleibt den Sonntag über außen, und kehrt Montag Morgens wieder nach der Stadt zurück. Essen und Spielen sind die beiden Hauptfreuden; die Veränderung des Wohnorts und der Luft wohl das beste, und das süße Nichtsthun das behaglichste

an der Sache. Es ist ein wunderschöner Anblick, wenn die untergehende Sonne alle diese niedlichen Häuserchen mit ihrem Purpur bemahlt.

In den Sitten der Marseiller und der Bewohner der Nachbarschaft haben sich manche Züge des Alterthums erhalten. Der Graf von Tressan versichert sogar, daß die Weingärtner hier zu Lande noch jetzt bei ihrer Arbeit Stücke aus Pindars Gedichten sängen, ohne daß sie den Inhalt der Worte selbst verständen. Ob dieß nun wahr sein mag, oder nicht — denn er gesteht selbst, daß die Worte völlig verdorben seien, und man zusammen setzen müsse, was zwanzig verschiedene Stimmen sängen — so sind andre Gebräuche genug übrig, welche an die graue Vorzeit erinnern. Die Prozession von Sankt Ferreol z. B. welche Chateaubriant in seinem Geist des Christenthums so schön beschrieben hat, ist ganz im antiken Geiste, und der Zug der, halb römisch, halb spanisch gekleideten Fleischer mit dem Stier erinnert an Vorstellungen, die man öfters auf geschnittenen

Steinen gesehen hat. Sie wird eigentlich erst christlich, wenn die ganze Prozession am Hafen angekommen ist, wie auf einen Wink aller Lärmen schweigt, und die ungeheure Menschenmenge auf die Knie niedersinkt, um den Segen des Erzbischoffs zu empfangen.

Eine gewiß ächt antike häusliche Sitte des Alterthums hat sich, unerachtet sie sich mit christlichen Ideen vermischt hat, vielleicht nur noch in einem Brauch erhalten, welcher vielen Familien eigen ist. Man ladet um Weihnachten alle Glieder der Verwandtschaft zusammen, und, wie sie auch miteinander stehen mögen, so müssen sie dießmal erscheinen. Natürlich ist die Zusammenkunft für die, welche miteinander gespannt sind, im Anfang sehr lästig; allein nach und nach wirken Speisen und Getränke, der heitere Geist der Andern wird ansteckend, und oft ist dieses Fest die Gelegenheit, bei welcher alle Streitigkeiten mit Vergessenheit bedeckt, und zerrissene Bande der Freundschaft und Liebe wieder zusammengeknüpft werden. Dabei darf

aber ja der Calignau oder Calendeau nicht fehlen. Dieß ist ein großer Eichenklotz, welcher, während die Gesellschaft bei einander ist, unaufhörlich im Kamin brennt, und von Zeit zu Zeit mit Wein und Öl begossen wird. Das Feuer, das durch diese Libationen entsteht, heißt das Freundesfeuer, und wirklich ist das Weihnachtsfest in der Provence recht eigentlich das Fest der Freundschaft.

Die gewöhnlichen Gespräche in eigentlichen Handlungsstädten drehen sich um die Geschichte von Leuten, die ein großes Vermögen durch ihre merkantilische Thätigkeit, oder durch ein seltenes Glück erworben haben. Jeder Ort der Art hat seine gewissen Legenden, die man dem Fremden gerne wiederholt, und die ich daher meinen Lesern auch nicht ganz über Marseille schuldig bleiben will.

Georg Roux, ein Kaufmann aus Korsika, ist der Held der Marseiller. Er lebte bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, und hatte eine solche Zuversicht auf sein Glück,

daß er täglich Unternehmungen wagte, welche Jedermann für verloren achtete. Nie ließ er ein Schiff durch Assekuranz sichern, und zweimal wettete er, daß diejenigen, welche er von der Insel Martinique erwartete, an einem bestimmten Tage und um eine bestimmte Stunde ankommen müßten — welches auch wirklich geschah. Im Jahr 1740 rüstete er auf seine Faust ein Linienschiff und eine Fregatte von vierzig Kanonen aus, um eilf Kauffahrern, die er in See schickte, zur Bedeckung zu dienen, und kündigte durch ein Manifest, das den Titel hatte: George Roux à George Roi, dem König von England den Krieg an. Diese kleine Flotte war im Anfang glücklich, und nahm mehrere brittische Schiffe weg; endlich schien aber auch die Göttin, die ihm bisher so getreu geblieben war, seines kaufmännischen Hochmuths satt zu seyn. Das Glück zerfloß recht eigentlich wie ein Traum in den arabischen Mährchen. Der Blitz zündete das Linienschiff an und verbrannte es. Die Fregatte ging im

Sturme unter, und die Handlungsschiffe wurden von den Engländern genommen.

Damals mochten die Marseiller von dem Krug gesprochen haben, der so lang zum Wasser geht, bis er bricht. Heut zu Tage aber ist dieß nicht mehr die lehrreiche Seite an der Geschichte. Man erzählt sie der Jugend als ein Muster der Nachahmung, und wirklich ist auch nicht abzusehen, warum nicht jeder solche Thorheit nachahmen sollte, wenn ihn solches Glück dazu berechtiget?

XXIX.

Aufenthalt in Marseille.

Fortsetzung.

Im Jahr 1777 stellte die Akademie von Marseille die Preisfrage auf: welchen Einfluß hatte der Handel zu jeder Zeit auf den Geist und die Sitten der Völker?

Ein, wegen seiner Tugenden und seiner Talente gleich geschätzter Kaufmann, Herr Liquier, gewann den Preis durch eine Beantwortung der Frage, die man wenigstens so nicht in einer See-Handlungsstadt hätte erwarten sollen. Er behauptete, daß der auswärtige Handel nur die beiden Extreme, Überfluß und Elend vermehre, und dazu diene, die natürlichen

Reichthümer eines Landes durch künstliche zu ersetzen, und schrieb den ungeheuren Bedürfnissen des Handels besonders den Mangel des Holzes zu, das er das erste Bedürfniß des civilisirten Menschen nannte; indem alle andern, selbst Lebensmittel, durch Transport befriedigt werden können.

Wie weit Herr Liquier recht haben mag, zu untersuchen, ist hier die Stelle nicht. Auf jeden Fall aber bildet die Krönung dieser Antwort einen Kontrast mit dem ganzen Leben der Akademiker, welche großentheils Kaufleute waren, und sich hier in dem Fall ihrer ehemaligen Mitbrüder von Dijon befanden, die in Rousseau's bekannter Lösung ihrer Preisaufgabe nur den guten Rath, alle Civilisation, und somit alle Akademien zu zerstören, belohnten.

Ob sich die Akademie von Marseille heut zu Tage noch mit dergleichen merkantilisch kezzerischen Ideen abgibt, weiß ich nicht; aber das hab' ich wohl gesehen, daß die Stadt ganz in der Lage ist, um Herrn Liquier's Vorschlag, den aus-

wärtigen Handel aufzugeben, zu befolgen. Mit Überzeugung geschah das indeß nicht; denn ich habe manchen Bewohner sich mit Thränen vom Anblick der vielen Schiffe, die im Hafen unthätig liegend vermoderten, wegwenden gesehen.

Marseille besitzt, wie die meisten größern Städte Frankreichs, seit der Revolution ein Museum, das auch einige Antiquitäten enthält. Unter diesen zeichnet sich ein Basrelief aus, welches Hektors Abschied von Andromachen, nach dem Homer, darstellt. Letztere sitzt auf einem Thron, während Hektor vor ihr steht, und ihr die Hand reicht. Diese Stellung Andromachens hat Manchem ein Beweis geschienen, daß das Kunstwerk irgend eine andere Szene darstellen müßte; allein die alten Künstler nehmen mehr auf die Mittel einer schönen und gefälligen Zusammenstellung, als auf Konvenienzen Rücksicht. Daß sie die sitzende Stellung gerne der stehenden zum Gegensatz geben, beweisen zahllose alte Basreliefs und Vasenge-

mälde; und am Ende dürfte es erst noch die Frage seyn, ob dieses Kunstwerk nicht schon aus einer spätern Zeit ist, wo man den Heldengeist Andromachens nicht mehr begriff, und die Künstler vielleicht von einer Ohnmacht faselten, die sie beim letzten Abschied von dem herrlichen Hektor anwandelte.

In diesem Museum, wie in so manchen andern dieses Landes, findet man Gegenstände, die noch vor wenigen Jahren als Heiligthümer in Kirchen aufbewahrt und verehrt wurden. Von der Art ist der Sarkophag der heiligen Eusebia, dessen Inschrift aus dem achten oder neunten Jahrhundert zu seyn scheint. Man weiß wenig von dieser Heiligen, aber das Wenige ist mehr, als Vieles von andern, gleich der Hesiodischen Hälfte, die besser ist als das Ganze. Sie war nämlich Äbtissin eines Klosters, und lebte in den Zeiten, da die Einbrüche der Sarazenen die Christen oft auf harte Proben stellten. Der heiligen Eusebia, welche wahrscheinlich hübsch war, wurde bange

für sich und ihre Heerde. Was thut sie? Sie schneidet sich und allen ihren Nonnen die Nasen ab, und läßt es nun muthig darauf ankommen, ob die Sarazenen ein halbes Gesicht auch hübscher finden werden, als ein ganzes.

Eine andere Bemerkung, die von allen französischen Provinzialmuseen und von den meisten ähnlichen Sammlungen gilt, betrifft die vielen berühmten Malernamen, welche man in denselben findet, und die, wenn sie alle wahr wären, die Thätigkeit der alten Künstler völlig unbegreiflich machten. So will man auch hier einen Raphaël haben, unerachtet man sich mit mehreren, völlig unverdächtigen, Gemälden von Pietro Perugino begnügen könnte. Die Werke von Annibal Caracci und von Dominichino sind gleichfalls nicht ohne Verdacht der Anmassung eines falschen Namens; dafür ist aber gegen einen Salvator Rosa, einen Solimene, einen Caravaggio, einen Paolo Veronese, einen Bassano, mehreren Rubens, einen Vandyck, einen

Guercino u. a. nichts zu sagen, als daß sie keine Hauptwerke von diesen Künstlern sind. Auf jeden Fall dürfte dieses Museum unter den Provinzialmuseen von Frankreich leicht das erste seyn — und mit allem Recht, da Marseille auch unter den ältern Städten Frankreichs nach Paris die erste ist *).

Unter die, auf die Bildung abzweckenden, Anstalten Marseille's gehören das Observatorium und die Marineschule. Ersteres liegt auf dem höchsten Punkt der Stadt, und genießt also wegen der nahen Meeresfläche eines ziemlich großen Horizonts. Der Gedanke ist sehr glücklich, und dennoch selten ausgeführt worden, die Sternwarten, wo es möglich ist, an den Seeküsten anzulegen. Hier ist die Lage doppelt vortheilhaft für ihren Zweck, da das schöne Klima, der heitere Himmel und die südliche Lage überhaupt dem Beobachter jener Welt

*) Die Bevölkerung wurde 1809 zu 102,227 Menschen officiell angegeben.

außer unsrem natürlichen Gesichtskreise mancherlei Vortheile anbietet.

Die meteorologischen Beobachtungen, welche auf dieser Sternwarte unermüdet fortgesetzt werden, geben die atmosphärischen Verhältnisse folgendermaßen an. Im Sommer ist die Hitze im Durchschnitt 21 bis 25° nach Reaumur; allein ein regelmäßiger, von zehn Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends wehender Seewind, Garbin genannt, erfrischt die Luft auf eine sehr wohlthätige Weise. Im Winter ist die Kälte 2 bis 3°, selten 5 bis 6°, und einige Stunden lang, beinahe jeden Winter einmal, 8 bis 9°. Daß es in der Geschichte der Stadt große Ausnahmen gibt, läßt sich denken. In den Wintern von 1508 und 1638 war der Hafen z. B. zugefroren, und lag der Schnee am Dreikönigstag ersteren Jahrs mehrere Fuß hoch in Marseille. Im Durchschnitt aber ist diese Jahrszeit daselbst sehr angenehm, und die Luft meistens bis zu 6 und 12° erwärmt. Man dürfte vielleicht überhaupt schwer irgendwo schönere klimatische

Verhältnisse finden — wenn nur Eines nicht wäre:

Le Parlément, le Mistral, la Durance
Sont les trois fléaux de Provence;

sagt ein altes Sprüchwort. Das Parlament ist weg, und die zweite Geissel, die Dürance, mit ihren Überschwemmungen kann eine weise und sorgfältige Administration im Zaum halten. Aber gegen den Mistral ist keine Hülfe. Er weht ziemlich kalt, und äußerst heftig von Nord-Westen, und hält oft in aller seiner Stärke vierzehn Tage lang an. Zuverläßig ist er eine weit größere Plage für das Land, als es der Scirocco für die Italiener ist.

Marseille hatte unter den größern Seehäfen Europa's sonst den Vorzug, daß es auch noch eine sehr bedeutende Fabrikindustrie beschäftigte. Natürlich ist auch diese durch die Zeitumstände gesunken, jedoch bei weitem nicht zernichtet. Die bedeutendsten Fabriken sind immer noch die von Seife, und die merkwürdigsten die Korallenfabriken, die Marseille, so viel ich weiß, nur

mit Livorno theilt. Was ihnen die Unterbrechung des auswärtigen Handels schadete, das ersetzte die Mode, welche leicht durch die Kunst der merkantilischen Spekulation oder der Politik diesen Impuls bekommen haben mag. Die Korallen fingen an, zum nothwendigen Putz einer eleganten Dame in Paris zu gehören — vielleicht weil eine Marseiller Fabrik in Gefahr war, zu fallen — und die Damen von ganz Europa waren menschenfreundlich genug, diese Nothwendigkeit anzuerkennen!

XXX.

Aufenthalt in Marseille.

Fortsetzung.

Der Hafen von Marseille ist lang, aber schmal, und faßt ungefähr neunhundert Schiffe. Gegenwärtig liegt er ziemlich öde da, und es wurden dieser Tage ansehnliche Kauffartheischiffe für 4 bis 6000 Franken verkauft. Er ist einer der sichersten und bequemsten von Europa, und hat nur den einzigen Fehler, daß er gar zu leicht verschlammt wird, und ununterbrochene Sorgfalt nöthig ist, ihn zu reinigen. Die Schiffe, welche hierzu gebraucht werden, sind bekannt, und werden in allen Häfen die es nöthig haben, angewendet.

Bekanntlich ist diese Stadt in Friedenszeiten der Hauptort für den levantischen Handel.

Die Quarantaineanstalten verdienen daher schon in dieser Rücksicht Aufmerksamkeit, wenn auch nicht die traurigsten Erfahrungen von ihrer Nothwendigkeit überzeugt, und ihre Vervollkommnung nöthig gemacht hätten.

Niemand, welcher nicht zu der Anstalt selbst, oder zu denen gehört, für welche sie errichtet worden ist, darf das sogenannte Lazareth betreten. Ich folge daher in diesem kurzen Abriß der Darstellung von Herrn Millin, welcher, ohne es selbst betreten zu haben, wenigstens vortreffliche handschriftliche Materialien benutzen konnte.

Alle Schiffe, die aus der Levante kommen und der Quarantaine unterworfen seyn können, müssen an der Insel Pomegue, sechs Stunden von Marseille, anhalten. Diese Insel ist ein unfruchtbarer, schwer zugänglicher Felsen, welcher eine kleine Besatzung hat, die von der übrigen Welt so sorgfältig abgeschnitten ist, als die Quarantaine-Haltenden selbst.

So wie ein Schiff angekommen ist, berich-

tet man seine Ankunft und sein Vaterland durch ein Flaggenzeichen nach Marseille. Dann wird der Kapitain durch das Sprachrohr nach den weitern Umständen befragt, und ihm, je nach deren Befinden, sein Ankerplatz angewiesen. Ein weiteres Verhör vor dem Kommandanten, bestimmt, ob er mit seiner Mannschaft in das Lazareth eingelassen, oder vor die Consigne gebracht wird. Lezteres geschieht, wenn ganz und gar kein Grund einer Besorgniß von Ansteckung vorhanden ist.

In diesem Fall wird das Fahrzeug des Kapitains also vor die Consigne geführt. Ein Beamter, welcher le Conservateur heißt, erscheint auf dem Balkon, und bietet dem Kapitain das Evangelium in einem Glaskasten dar. Dieser berührt es mit einem Stab, und schwört, auf jede Frage die volle Wahrheit zu sagen. Nach dem Verhör reicht er sein Patent an einem Stock auf den Balkon. Es wird mit eisernen Zangen gefaßt, in Essig getaucht, und vor dem Conservateur ausgebreitet. Je nachdem

das Patent und das Resultat des Verhörs lauten, erhält der Kapitain entweder die Erlaubniß, sich unter die Quarantaine-Schiffe am Hafen zu legen, oder bis auf weitern Befehl nach der Insel zurückzukehren. Zuvor nimmt man ihm die Briefe, die er mitgebracht haben kann, ab; sie werden vor dem Abgeben geräuchert und durchschnitten, oder in Essig getaucht, wenn sie blos an Privatleute gerichtet sind.

So kehrt der Kapitain denn nach der Insel Pomegue zurück, um auf weitere Befehle zu warten. Sein Schiff wird genau bewacht, daß niemand an das Land geht, und er kann zuweilen acht bis zehn Tage warten müssen, bis er nur in Quarantaine kommt. Die Reisenden beeilen sich das Schiff zu verlassen, ehe seine Ladung geöffnet wird, weil ihnen in diesem Fall jene acht oder zehn Tage von der Quarantainezeit abgerechnet werden. Diese wird durch das Patent des Kapitains und die Zufälle, welche sich während der Quarantaine ereignen können, bestimmt.

Die Patente sind von den Consuln oder ihren Stellvertretern ausgefertigt, und bezeugen den Gesundheitszustand der Mannschaft und die Unschädlichkeit der Ladung. Sie werden durch verschiedene Namen näher bezeichnet. Das Patente nette zeigt vollkommene Gesundheit an; patente touchée bedeutet, daß das Schiff zwar auch in diesem Fall ist, aber daß es von einem verdächtigen Orte kommt. Patente soupçonnée verräth, daß an diesem Orte wirklich Epidemien geherrscht haben; und Patente brute, daß es die Pest ist. Diese Unterscheidungen wirken auf die längere oder kürzere Zeit der Quarantaine.

Bei der Bestimmung der Dauer derselben wird aber auch noch auf andere Punkte Rücksicht genommen. Diese sind besonders die Länder und Orte, von welchen ein Schiff ausgelaufen ist. Sie werden folgendermaßen klassifizirt:

1) Das östliche Dalmatien, Egypten, Marokko;

2) Tripoli, Algier;

3) Konstantinopel, die Dardanellen, Smyrna und das schwarze Meer;

4) Nord-Amerika, Spanien und Italien, wenn das gelbe Fieber in diesen Ländern herrscht.

Bei den erstern kann die Dauer der Quarantaine von 18, 20, 25 und 30 Tagen verschieden seyn, wozu noch 9 bis 14 unter dem Namen de Purge kommen.

Bei den Schiffen von Tripoli und Algier von 25 bis 40, und von 15 bis 25 Tagen de Purge.

Die von Nro. 3. halten in der Regel 40 Tage Quarantaine und drei Wochen de Purge; indem sie immer für die gefährlichsten angesehen werden.

Die Quarantaine selbst ist wieder von dreifacher Art:

1) Quarantaine du Casco bezieht sich blos auf das Schiff, welches da, wo man es zuerst Anker werfen ließ, unter Aufsicht von zwei Wachtschaluppen liegen bleibt, und wäh-

rend dieser Zeit unaufhörlich gelüftet und gewaschen wird.

2) Quarantaine der Mannschaft und der Reisenden, die immer von gleicher Dauer, wie die vom Casco ist, und unmittelbar nach Wegschaffung der Ladung anfängt. Man reicht der Bemannung die Vorräthe an langen Stäben zu. Diese hat die Erlaubniß zu fischen; nur muß sie mit niemand außer dem Schiff in Berührung kommen. Wird Jemand krank von ihr, so schickt man ihn sogleich in das Hospital; stirbt er, so wird er ohne Zögerung geöffnet, und, nachdem die Ursache seines Todes gefunden ist, begraben. Ein, etwas verdächtiger, Todesfall kann ein Schiff zur Wiederholung seiner Quarantaine zwingen.

3) Quarantaine der Ladung. Diese dauert zehen Tage länger, als die vorige, und ist ganz besonders scharf. Die Waaren werden während derselben ans Land geschafft, und da ausgelüftet. Zu diesem Zweck sind eigene große und aufs zweckmäßigste eingerichtete Gebäude

vorhanden, in welchen die Waaren von allen Winden gelüftet werden können. Die zum Hin- und Herschaffen derselben bestimmten Arbeiter wohnen in denselben, und werden, wenn einer von einer Krankheit überfallen wird, wie die Pestverdächtigen behandelt

Die Quarantainekosten sind indeß dem Aufwand, welchen die Regierung für diese Anstalt macht, völlig angemessen. Bei der Casco-Quarantaine betragen sie Ein Prozent von der Ladung. Die Reisenden bezahlen zwölf bis achtzehn Franken täglich, und die Waaren, welche die ganze Reinigung durchmachen, sechs, acht bis zehen Prozent. Dafür ist aber das Lazareth von Marseille allen Schiffen offen, und man hat oft den Fall erlebt, daß solche, die die Pest an Bord hatten, und in allen Häfen des mittelländischen Meeres abgewiesen worden waren, hier aufgenommen wurden. Man wies ihnen einen eigenen Platz an; alle Wachen wurden verdoppelt, die Geräthschaften der Mannschaft alle vier und zwanzig Stunden

ins Meer getaucht, und dieses achtzig Tage lang fortgesezt.

So wie sich die Krankheit an einem Menschen zeigt, so wird er gleich in ein Zimmer gebracht, das keinen Ausgang in den Umfang des Lazareths hat. Der Arzt und die ersten Beamten der Anstalt besuchen ihn, und zeigt es sich, daß er wirklich pestkrank ist, so sind sie damit als selbst im Quarantainezustand befindlich erklärt, und wird der Kranke in den sogenannten Enclos de Saint-Roch gebracht. Während dieses Transports hören alle andere Kommunikationen im Lazareth auf, und die Sachen kehren nicht früher zu ihrem gewöhnlichen Zustand zurück, als wenn völlige Sicherheit ist, daß die Ansteckung nicht verbreitet werden kann. Dem Kranken werden alle seine Bedürfnisse an langen Ruthen in Körbchen zugereicht; und wer zu ihm ins Zimmer tritt, thut es nicht anders, als in Holzschuhen, und in einem völligen Anzug mit Handschuhen von Wachstuch, die er gleich vor der Thür wieder

auszieht, und immer der freien Luft ausgesezt läßt. Will sich Jemand mit dem Kranken einschließen, so ist es ihm nicht verwehrt. Der Arzt und der Wundarzt sprechen indeß nur aus der Entfernung mit ihm; und ist des Leztern Hülfe zur Öffnung der Pestbeulen nöthig, so sucht man den Kranken zu überreden, sich den Einschnitt selbst zu machen, wenn die Beule an einer Stelle ist, wo dieß möglich ist. Kann, oder will er sich nicht dazu verstehen, so nimmt der Wundarzt in vorbeschriebener Kleidung und mit Instrumenten mit sehr langen Heften die Operation vor, nachdem zuvor eine Menge Rauchwerks in dem Zimmer verbrannt worden ist. Ist der Kranke geheilt, was sich an der Vernarbung der Beulen erkennt, so beginnt er eine neue Quarantaine von achtzig Tagen, in der er sein Zimmer vor dem fünfzigsten bis sechszigsten Tage nicht verlassen darf. Stirbt er, so wird er in ungelöschtem Kalk begraben; Alles, was er berührt hat, verbrannt; werden die Wände des Zimmers abgekrazt und über-

tüncht, und wird überhaupt alle mögliche Vorsicht angewendet. Selbst Jeder, der etwas ihm Zugehöriges berührt hatte, muß eine Quarantaine von 80 Tagen halten

Jedes Schiff fängt seine Quarantaine aufs Neue an, sobald sich eine Krankheit unter seiner Mannschaft zeigt, oder einer derselben stirbt. Geschieht dieß dreimal, so wird das Schiff mit seiner ganzen Ladung verbrannt.

Diese Anstalt hat für diejenigen, für welche sie bestimmt ist, große Beschwerlichkeiten. Die Langeweile ist keine der geringsten, und alle Mauern des Lazareths sind daher mit Inschriften derer bedeckt, welche diese Qual hier erfahren haben. Sie verkündigen Eine Stimmung in allen Sprachen, und eine arabische dürfte leicht die merkwürdigste seyn, da sie dieselbe auf die originellste Weise ausspricht. Sie heißt: „das Leben ist die Quarantaine des Paradieses.“

Indessen ist der levantische Handel kaum anders, als mit solchen Vorsichtsmaaßregeln,

möglich. Ohne sie wäre Marseille ununterbrochen der fürchterlichsten Plage ausgesezt, die es auch mit ihnen nicht immer ganz vermeiden konnte. Die schreckliche Pest von 1720 war die zwanzigste, welche man in dieser Stadt erfahren hatte, und trug am meisten zur Schärfung der Quarantainevorschriften bei. Ein kurzer Blick auf diese, für die Stadt so nachtheilige, Epoche wird Jedermann überzeugen, daß gegen dieses Uebel nicht Vorsicht genug angewendet werden kann.

Am 25sten Mai kam der Kapitain Chataud mit einem Schiff aus der Levante an. Man wußte, daß die Pest gerade an den Ost-Küsten des mittelländischen Meeres wüthete, daß er auf seiner Ueberfahrt sieben Menschen, und nach seiner Ankunft noch mehrere andere verloren hatte, deren Tod man sämmtlich einem bösartigen Fieber beimaaß. Demungeachtet durfte das Schiff nach 15 Tagen ausgeladen werden, und die Mannschaft ans Land gehen.

Im Juni starben mehrere von den Lastträ-

gern, welche mit der Ladung dieses Schiffs beschäftigt gewesen waren, plötzlich. Man hielt ihren Tod geheim, und schrieb ihn einem Fieber zu, damit das Publikum nicht durch die wahre Ursache in Angst gerathen möchte. Sieben Wochen nach der Ankunft des Schiffs entschloß man sich dennoch, auf den Bericht eines Wundarztes, welcher das Fieber pestartig nannte, die Waaren desselben zu entfernen. Man brachte sie in aller Stille nach der kleinen Insel Jare, zwo Stunden von der Stadt.

Diese Vorsicht war aber umsonst, da Chataud Kontrebandzeuge mitgebracht, und gleich in den ersten Tagen in der Stadt verbreitet hatte. Am 9ten Juli berichteten einige Aerzte daher der Obrigkeit, daß die Pest in der Stadt sey. Diese hörte einen Wundarzt, welcher in der Levante gereißt hatte, darüber. Er erklärte, daß es nicht die Pest, sondern ein bösartiges Fieber sey, und ihm wurde geglaubt.

Wenige Tage nachher wiederholten alle Aerzte der Stadt, daß die Pest in Marseille

wäre. Jener Einzige widersprach wieder, und wurde geglaubt. Man machte sogar öffentliche Anschlagezettel, in welchen das herrschende Fieber nur den schlechten Nahrungsmitteln beigemessen wurde. Das Volk wurde wüthend über jene Aerzte, welche die Wahrheit gesagt hatten.

Beim ersten Gerücht von der Pest, waren die Offiziere der königlichen Marine im Hafen vorsichtiger gewesen. Sie versahen sich mit Lebensmitteln, und sezten ihre Galeeren außer aller Verbindung mit andern Schiffen und der Stadt. Auch das Parlament der Provence verbot allen Verkehr mit Marseille. Dadurch fingen die Lebensmittel an, in der Stadt zu fehlen. Die Obrigkeit derselben blieb immer noch ruhig; nur das Volk empörte sich gegen den Mangel.

Schon entfernten sich viele einzelne Bürger auf das Land, und schloßen die Klöster ihre Verbindung mit der übrigen Bevölkerung ab. Noch wollte die Stadtobrigkeit die Pest nicht eingestehn. Da sandte die Regierung einige

Aerzte von Montpellier nach der Stadt, um die Krankheit zu untersuchen. Auch sie erklärten sie für die Pest.

Nach ihrer Abreise machte die Stadtobrigkeit bekannt, daß die angebliche Pest nur ein bösartiges Fieber sey, gegen das sie die gemessensten Anstalten treffen werde. Der Gouverneur verbot die, gerade einfallende, Prozession der Reliquien des heil. Rochus, des Schutzpatrons der Pest. Das Volk erhob Drehungen gegen dieses Verbot, und die Prozession fand statt.

Die Sterblichkeit nahm täglich mehr überhand. Hunger, Durst, Unordnung, Mangel an Hospitälern und Arzneimitteln — alle diese Umstände vergrößerten das Elend. Die Straßen lagen voll Geräthschaften, die aus den Fenstern geworfen wurden. Neben ihnen seufzten Sterbende, und moderten Leichname, die niemand begraben wollte. Die Furcht vor der Ansteckung schien die heiligsten Bande der Natur aufzulösen. Man sah Eltern, die ihre Kinder

mit dem Stock aus dem Hause jagten, weil sie ein Zeichen der Krankheit an ihnen bemerkten. Die Hunde warfen sich auf die Leichname, und die Furcht, daß diese Thiere die Ansteckung noch weiter verbreiten könnten, verursachten eine allgemeine Verfolgung derselben. Manche Kranken stürzten sich zum Fenster heraus, um durch einen freiwilligen Tod die Leiden der Krankheit abzukürzen.

Unter diesen schrecklichen Umständen gab ein Geistlicher einen Beweis der hohen Tugenden und der Kraft der Aufopferung, welche man zuerst von seinem Stande erwarten sollte. Heinrich von Belzunce, Bischof von Marseille, versammelte die sämmtliche Geistlichkeit der Stadt, und ermahnte sie, ihn in seinen Arbeiten für die leidende Menschheit nicht zu verlassen. Dieß hielt das Domkapitel nicht ab, sich flüchtig zu machen; nur ein Glied desselben, Namens Bourgerel, welcher abwesend war, kam auf die Nachricht von dem Jammer der Stadt zurück, um seinen Bischof zu unterstützen.

Beide bringen Trost und Hülfe an die gefährlichsten Orte, beide wagen tausendmal des Tags ihr Leben. Bourgerel fällt endlich todt an der Seite des Bischofs nieder. Erschüttert wohl, aber nicht verändert, setzt dieser seine Bemühungen fort. Umsonst bittet, beschwört man ihn, an seine Rettung zu denken. Er hat weder Wagen, noch Pferde, noch Diener mehr. Sein ganzes Vermögen ist verkauft, um helfen zu können; er durchwandelt zu Fuß die Stadt, und erscheint, wo niemand mehr sich hinwagte.

Verschiedene Geistlichen ahmen das Beispiel ihres ehrwürdigen Führers nach. Beinah alle werden das Opfer ihrer tugendhaften Anstrengungen. Nicht für geistlichen Trost allein hatten sie zu sorgen, sondern leibliche Hülfe war nöthiger, als alles Andere.

Während dieser Zeit herrschte Ueberfluß und Gesundheit auf den Galeeren. Die Stadtobrigkeit bat die Führer derselben um ihren Rath. Diese erschienen auf dem Rathhaus, und so

beredete man sich über die Maasregeln, welche zu ergreifen wären.

Das nöthigste Geschäft war die Wegschaffung der Leichname. Sträflinge der Galeeren gaben sich, gegen das Versprechen ihrer Freiheit, dazu her. Ein Mitglied der Stadt-Obrigkeit, Namens Moustier, erbot sich, ihren Befehlshaber zu machen. Bald zu Pferd, bald zu Fuß, den Degen in der einen, und die Börse in der andern Hand, zog er, Strafe und Lohn wechselnd, mitten unter den Sträflingen einher. Einmal flog ihm ein Pestpflaster, das aus einem Fenster geworfen wurde, ins Gesicht. Ruhig nahm er es ab, reinigte sich, und setzte sein Geschäft fort.

Der Gouverneur der Stadt, de Piles, wurde selbst von der Pest ergriffen. Da trat der Geschwader-Chef, Langeron, an seine Stelle. Das verdiente Vertrauen auf diesen Mann brachte plözlich eine Veränderung in der ganzen Stadt hervor. Edelmüthige Männer, die die Stadt verlassen hatten, kehrten in die-

selbe zurück, um die Anstrengungen ihrer Mitbürger zu theilen. Viele boten Langeron Vermögen und Leben zu seiner Verfügung an. Der Mangel verschwand, Hospitäler wurden eingerichtet, aber noch starben täglich gegen tausend Menschen in der Stadt.

Gegen Ende Septembers fing die Sterblichkeit an, abzunehmen, und am Schluß des Oktobers war sie nur noch unbedeutend. Die Stadt athmete wieder freier, aber die Umgegend litt desto fürchterlicher. Hier war die Hülfe doppelt nöthiger, da die Verlassenheit auf dem Lande so schreckliche Folgen hatte. Man sah Menschen, die sich so allein fühlten, daß sie im Anfang der Krankheit Gräber gruben, und sich mit Erde bedeckten, um nicht noch lebend von den Hunden und den Raben zerfleischt zu werden. Mädchen, welche von ihren Eltern verstoßen worden waren, wurden von ihren Liebhabern gewartet, und eine Bäuerin nahm keine Hülfe von ihrem Gatten an, um ihn nicht anzustecken; ja sie band sich ein langes Seil an die

Beine, daß er sie, wenn sie tod wäre, nicht zu berühren brauchte, und an demselben nach dem Grabe schleppen könnte. Der Egoismus zeigte sich in seinen fürchterlichsten Gestalten; aber die Tugend erschien auch oft in einem beinah überirdischen Glanze.

Viele Namen, welche für die Menschheit gestorben sind, hat die Geschichte von Marseille aufbewahrt. Viele Unterstützung kam von Außen, aber größtentheils zu spät. Der Pabst schickte der Stadt Getreide auf acht Tage, und Indulgenzen auf sechs Monate. Jenes ging größtentheils in einem Schiffbruch unter, und diese kamen an, nachdem ihre Frist verflossen war. Erst im Juni des folgenden Jahrs verloren sich alle Aeusserungen dieser Krankheit ganz. Sie hatte in Marseille 40,000, in den Dörfern der Umgegend 10,000, in Toulon 13,000, in Arles 7000 und in Aix 7500 Menschen dahingerafft.

Schließen wir diesen Blick auf die Geschichte des menschlichen Elends mit einem erheiternden

Zug von Tugend, der mit Regulus Aufopferung wetteifern kann.

Ein Marseiller Bürger, Namens Nikolaus Compian, wurde von einem Seeräuber von Tripoli zum Sklaven gemacht, und an einen reichen Bewohner dieser Stadt verkauft.

Die Sehnsucht des Sklaven nach seinem Vaterland war die schmerzlichste. Sein Gebieter erkennt die Ursache, und glaubt diese Krankheit nicht besser heilen zu können, als daß er ihm die Erlaubniß gibt, eine Reise nach Marseille zu machen. Nur verlangt er sein Wort von ihm, daß er nach einem Jahr wieder zu seinem Gebieter zurückkehren wolle, den er mehr als seinen Freund ansehen durfte.

Compian reißt ab, und kommt nach Marseille. Aber nichts kann ihn abhalten, wieder nach Tripoli zurückzukehren, da seine Frist verflossen ist.

Er findet seinen Herrn in der tiefsten Trauer. Seine Gattin, die er über Alles liebte, ist dem Tode nahe. „Christ," spricht er zu Compian,

„vereinige deine Gebete mit den meinen; Gott ist gütig, und das Gebet jedes rechtschaffenen Mannes, von welcher Religion er seyn mag, muß ihn rühren."

Compian sinkt auf die Knie. Der Himmel erhört die Gebete, und die Frau wird besser. In der Freude seines Herzens umarmt der Mohamedaner seinen Sklaven, und schenkt ihm die Freiheit. Aber daß sein Freund in einer, seiner würdigen, Lage zurückkehre, ladet er ihm ein ganzes Schiff mit Getreide, und nennt es sein.

Dieses Schiff wurde der Grund von dem großen Vermögen, das sich der tugendhafte Compian erwarb. Aber auch in dem Besitz desselben veränderte dieser sich nicht. Eine schwere Theurung drückte die Stadt; da kam ein Schiff, mit Getreide beladen, an ihn an. Die Obrigkeit bot ihm sechszig Livres für den Scheffel. „Ich speculire nicht auf das Elend meines Vaterlands," antwortete Compian, und gab das Getreide zu dem Preis, den es in Zeiten des Ueberflusses hatte.

XXXI.

Aufenthalt in Avignon.

Ich kam schneller nach Avignon, als ich mir vorgestellt hatte; indem mein Vorsatz, Toulon zu sehen, vereitelt worden ist. Meine Pässe befanden sich in der besten Ordnung; aber die Polizei in Marseille verweigerte mir ihre Unterschrift zu einer Reise nach dieser Stadt, und zitirte eine Verordnung, die schon mehrere Jahre alt war, und vermöge deren ich mich Toulon selbst nicht auf einige Stunden nähern sollte. Diese Unannehmlichkeit traf natürlich nicht mich allein Es ist eine allgemeine Maasregel, welche in Frankreich bei allen Hauptorten der bewaffneten Marine beobachtet wird, und die ihre Gründe haben mag. Wenn ich indeß nicht

weise genug war, diese zu durchschauen, so war ich wenigstens so weise, mich bald trösten zu können, und reißte ohne großen Verdruß von Marseille ab.

Der Weg ging wieder über Aix, und führte von da an einer Art von Landinsel vorbei, die wirklich Merkwürdigkeit hat. Dies ist die sogenannte Crau, eine Ebene von dreieckigter Form, deren Spitze gegen das Meer ausläuft. Sie hat gegen funfzehn Stunden Umfang, und ist im Grunde nichts, als ein ungeheures Bette von Kieseln, dessen Rand man allmählig fruchtbaren Boden abgewonnen hat, und der daher auch vortreflich angebaut ist. Schon die Alten kannten diese Naturmerkwürdigkeit, und Aeschylus erklärt die Kieselsteine auf die natürlichste Weise von der Welt. Herkules kam nämlich mit Geryons Rindern an die Ufer der Rhone, wo er ein tapferes Volk fand, mit dem er einen gewaltigen Kampf zu bestehen hatte, wenn er seine Heerde behalten wollte. Schon hatte er alle seine Pfeile verschossen, und bedrängte ihn

der Feind auf die gefährlichste Weise, als Jupiter einen Steinregen um ihn ergoß, der seine Feinde zernichtete. Andere Schriftsteller des Alterthums erzählen, ohne gerade Dichter seyn zu wollen, diese Mythe mit aller möglichen historischen Ernsthaftigkeit; die Neuern haben mehr und minder wahrscheinliche Muthmaßungen gewagt, und diejenigen wohl am Ende recht behalten, welche diese Kieselsteine einem alten Bette der Durance zuschreiben.

Meine Einfahrt in Avignon wurde durch einen, für mich äußerst komischen, Vorfall bezeichnet. Ich hatte auf allen meinen Zügen durch die Welt jene Erzählung Sterne's von einem Reisenden in den Augen, dem der Wind den ersten Abend nach seiner Ankunft in dieser Stadt den Hut vom Kopf wehte, und der darum in sein Tagebuch schrieb: „Avignon ist heftigen Winden mehr ausgesetzt, als jede andere Stadt von Frankreich.“ Immer hatte ich sie als den Kanon der Karakteristik von Reisebeschreibern angesehen, die,

wie wir so oft gesehen haben, eine einzelne Thatsache für hinlänglich halten, um von ihr einen Schluß für, oder gegen ein ganzes Volk und Land zu machen.

Nun ging es mir wirklich, zur Hälfte wenigstens — und ich hoffe, nicht mehr! — wie jenem Reisenden. Die Diligence fuhr zunächst am Thor an: ich wollte während abgepakt wurde, die Aussicht auf die Rhone geniessen, trat heraus, und fühlte meinen Hut im Augenblick vom Winde fortgeführt, so daß ich ihm kaum noch einholte, eh' ihn der Strom mit fortriß. Nun hatte ich gleich die Gelegenheit, einen so unüberlegten Schluß zu machen; allein ich war durch Sterne's Erzählung so fest gegen die Gefahr desselben, daß ich immer noch nicht an die Winde in Avignon glauben wollte, unerachtet sie die vier Tage, welche ich in dieser Stadt verweilte, mit gleicher Gewalt fortwehten. Durch weitere Nachfragen und Lektüre fand ich denn freilich später, daß jener Reisende ganz recht gehabt hatte, Sterne mag auch

sagen, was er will. Ich kann ihn aus einem Buch überzeugen, gegen welches gewiß nichts einzuwenden ist, da es, wie alle Monographien, eher das Gute, als das Schlimme, übertreibt. Dieses, wirklich vorzügliche, Werk *) spricht hauptsächlich von zween Winden, welche gewöhnlich in dem Departement wehen, dessen Hauptstadt Avignon ist, und die zu den wirklichen Landplagen gehören. Der eine ist der Nordwind, la Bise, und der andere der Südwind, le Marin. Jener ist oft so heftig, daß er Bäume ausreißt, Häuser abdeckt, und im Frühjahr z. B. plözlich alle Hofnungen der neuen Vegetation zerstört. Er bringt manchmal mitten im heißesten Sommer wahre Wintertage, und weht in dieser Jahrszeit gewöhnlich drei, und im Winter acht, zehen bis fünfzehn Tage ununterbrochen fort. Dieser Wind

---

*) Memoire statistique sur le département de Vaucluse, par M. Pazzis. Carpentras, 1808. 4.

ist äußerst unangenehm und erzeugt den beschwerlichsten Wechsel in dem, sonst so glücklichen Klima des Landes. Zum Trost nennt ihn ein Sprüchwort zwar wohlthätig und gesund; allein unangenehm ist er auf jeden Fall. Er weht wenigstens ein Drittheil des Jahrs hindurch, und manche Beobachtungen verlängern seine Herrschaft sogar über die Hälfte desselben. Diesem und dem Südwind, ist Avignon durch seine Lage am stärksten ausgesetzt, und so mag dann die Bemerkung des Sterne'schen Reisenden minder lächerlich seyn, als sie das Ansehen hat.

Avignon ist die Hauptstadt des Departements der Vaucluse, welches größtentheils aus dem ehemaligen Comtat de Venaissin gebildet wurde, und eine der ersten Eroberungen des neuen, kriegerischen Staates war; indem das Comtat bekanntlich seit 1274 den Päbsten gehörte, denen es Frankreich dreimal früher schon (1662, 1688 und 1768.) abgenommen, und jedesmal wieder zurückgegeben hatte.

Die Stadt ist etwas hochgelegen, und beherrscht die ganze Ebene, in welcher sich, in geringer Entfernung von ihr die Rhone und die Durance vereinigen. Sie ist mit Mauern und Wällen umgeben, und hat ringsherum Spaziergänge. Ihr Inneres unterscheidet sich wenig von andern alten Städten in diesen Gegenden; nur daß Avignon für seinen Umfang vielleicht die entvölkertste unter allen ist; indem es mit Bequemlichkeit eine dreifach stärkere Bevölkerung fassen könnte, als es sie gegenwärtig hat.

Diese wurde im Jahr 1806 detaillirt folgendermaßen angegeben:

Ledige Mannspersonen . .	5891.
Ledige Weibspersonen . .	6296.
Verheirathete Mannspersonen	4349.
Verheirathete Weibspersonen	4679.
Wittwer	339.
Wittwen	1397.
Militärs bei den Armeen .	578.
Zusammen	23,789 Köpfe.

Nun kann ich aber nicht bergen, daß ich zu diesen, so wie zu den meisten heutigen, Bevölkerungs-Listen kein großes Zutrauen habe. Meine Zweifel werden immer größer, je länger ich die Tabellen, die ich von diesem ganzen Departement vor mir liegen habe, prüfe. Das Verhältniß zwischen der Zahl der ledigeu Mannspersonen und der der ledigen Weibspersonen kommt mit dem, was meine Augen gesehen haben, nicht angemessen vor.

Erstere war 1806 im ganzen Departement . . . . 53,194.
Letztere . . . . 53,958.

So daß diese jene nur um 764 Individuen überwiegt. Dies ist nun in Vergleichung mit andern Ländern, auf welchen die Conscriptions-Lasten noch nicht so lange ruhen, im höchsten Grad auffallend. So will ich nur aus einer glaubwürdigen Schrift der Art, die gerade neben mir liegt, einige ähnliche Thatsachen ausheben *).

*) Das Großherzogthum Baden nach seinen

Die Bevölkerung des Großherzogthums Baden betrug zu Anfang des Jahrs 1809 in Allem 924,307 Menschen. Unter diesen war die Zahl der weiblichen Bewohner gegen 20,000 Köpfe stärker, als die der männlichen. Im Departement der Vaucluse war dieses Verhältniß bei einer Total-Bevölkerung, von 205,832 und mit Einschluß von Wittwern und Wittwen, nur 4241. Nun ist freilich zuverläßig, daß in den südlichen Gegenden von Frankreich mehr Knaben geboren werden, als in den nördlichen; aber es ist doch kaum denkbar, daß diese Eigenthümlichkeit eine so auffallende Erscheinung bewirken sollte, um das Mißverhältniß, welches durch zwanzigjährige Kriege zwischen beiden Geschlechtern, rücksichtlich der Köpfezahl entstehen muß, auszugleichen. Sind jene Tabellen indeß zuverläßig so ist das Verhältniß zwischen den Wittwern und den Wittwen merkwürdig. Die

---

zehen Kreisen und Amts Bezirken topographisch skizzirt. Carlsruhe. 1810. in der Vorrede S. VII. und S. 110.

Zahl von jenen beträgt 4787, die von diesen 8264, und in der Stadt Avignon allein 339 und 1397. Militär-Personen befanden sich nach derselben Tabelle im Jahr 1808 abwesend; 3618. (?)

Die Stadt Avignon selbst hat wenige, oder keine eigentlichen Merkwürdigkeiten, wenn man anders das alte Schloß, in welchem Staatsgefangene aufbewahrt werden, und das einst der Pallast der Päbste war, nicht dazu rechnen will. Alles ist hier, wie in so vielen andern Städten, nur traurige Erinnerung an eine Vergangenheit, in welcher die Regierungskunst noch in ihrer Kindheit, aber die Menschheit recht wohl daran war. Man hat Avignon's Entvölkerung zwar dnrch Tribunale aller Art, durch Invaliden-Depots und dergleichen zu helfen gesucht; allein alle Städte der Art, wo die Bevölkerung nicht gleich gemischt ist, haben für mich einen widerlichen Karakter, und ich rechne hiezu nicht nur Garnisons- sondern auch Universitäts-Städte.

Der Karakter der Bewohner von Avignon

und der Umgegend soll manches Eigenthümliche haben, was man zum Theil durch den Geist der päbstlichen Regierung erklären will. Man behauptet z. B. daß in dieser Stadt weniger Einigkeit, Freimüthigkeit und Geselligkeit unter den Bürgern sey, als an andern Orten; Fehler, welche die vormalige Regierung absichtlich unterhalten habe, die mir aber hauptsächlich Wirkung der vielen ehemaligen Klöster *) scheinen, und die sich daher auch, nach Aufhebung der letztern, allmählig verlieren werden.

Bekanntlich war die Zahl der Juden ehemals in Avignon sehr groß. Die Päbste beschützten dieses Volk vom Anfang ihres Besitzes vom Comtat an; aber eben so bald erhoben sich auch von allen Seiten Klagen gegen sie. Eine Menge Verordnungen suchten umsonst ihren Wuchergeist

*) Avignon hatte vor der Revolution bei einer Bevölkerung von 25 – 30,000 Menschen acht Kapitel; sechs und dreißig Klöster; sieben Brüderschaften, drei Seminarien, und zehn Hospitäler.

einzuschränken; die Stände forderten mehrere=male ihre Vertreibung, und erhielten am Ende nicht mehr, als daß das Volk Gottes, um leich=ter über demselben wachen zu können, auf die vier Städte, Avignon, Carpentras, Lisle und Cavaillon beschränkt wurde.

Heut zu Tag hat sich ihre Anzahl bedeutend vermindert; indem die Revolution ihnen ein freies Feld eröffnet hat. Aber in denen, welche noch vorhanden sind, erkennt sich allgemein ein verdorbener, nie aufgefrischter, tief herabge=sunkener Völker=Stamm. Durchgängig klein, größtentheils übelgewachsen, bleich, rachitisch, kraftlos sind beide Geschlechter, und die Con=scription findet unter den Juden dieser Gegend selten einen jungen Mann, der für den Kriegs=dienst brauchbar wäre.

Ob der Nachbarschaft dieses Volks der haus=hälterische Geist beizumessen ist, welchen man den Bewohnern von Avignon gewöhnlich nach=rühmt, weiß ich nicht; wie er sich aber mit der weit allgemeinen Spielsucht verträgt, vermag

ich noch weniger, zu bestimmen. Zuverläßig ist aber, daß nirgends häufiger und leidenschaftlicher gespielt wird, und die Kartenauflage der Regierung in keinem Departement mehr einträgt, als in dem von Vaucluse. So gränzen oft Laster mit den ihnen entgegengesetzten Tugenden zusammen, und wo dies der Fall ist, findet man beide gewiß in ihrer ganzen Größe, und die Tugenden selbst in ihren kühnsten Uebertreibungen.

XXXII.

Besuch der Quelle von Vaucluse.

Nicht das Andenken an die alte Zeit, von siebenzig Jahren, welche die Italiener „die babylonische Gefangenschaft, die Verwüstung des Hauses Gottes, das Aergerniß des christlichen Volkes“ nennen, weil die Päbste so lang in dieser Stadt residierten, hat Avignon die vielen Besuche zugezogen, welche es von Fremden unaufhörlich erhält. Die Nähe der Quelle von Vaucluse erwarb ihr solche Ehre; und auch diese Quelle verdankt dieselbe nur dem Glück, von Petrarka besungen worden zu seyn.

Darum könnte man das deutsche Sprüchwort: er ist in Rom gewesen, und hat

den Pabst nicht gesehen, was gerade in Avignon einst unpassend wurde, für jeden Bewohner dieser Stadt verständlich in die Worte übersetzen: er ist in Avignon gewesen, und hat die Quelle von Vaucluse nicht gesehen. Da ich nun in Spanien die Ehrfurcht vor Sprüchwörtern nichts weniger, als verlernt, ja sogar die Erfahrung gemacht hatte, daß mit mancher Rede Sancho-Pansa's ganze Völker-Schicksale sich ändern ließen, wenn die Völker nur wollten, so hatt' ich natürlich nichts Eiligeres zu thun, als die Wallfahrt nach diesem Heiligthum der Liebe anzutreten.

Hier kann ich aber nicht umhin, jedem Reisenden, der nicht mit einem eigenen, leichten Wagen versehen ist, zu empfehlen, das Fuhrwerk, in welchem man ihn nach der Quelle bringen will, zusammt den Pferden in Augenschein zu nehmen, eh' er mit dem Kutscher accordirt. Die Bewohner dieser Stadt und Gegend sehen die Schaulust des Fremden, wie die Schweizer und Italiener, als eine Waare an, welche man

sie tüchtig verzollen lassen muß, unerachtet sie, um in diesem trivialen Bilde zu endigen, bloses Transitogut ist. Man kann daher in Avignon so wenig, als in Neapel, zu vorsichtig seyn, und ich verkümmerte mir z. B. die gute Laune, welche eine solche Reise erfordert, größtentheils durch die Gutmüthigkeit, mit der ich mir für schweres Geld auch gute Bedienung zu erkaufen wähnte. Ich hatte auf dem langen, größtentheils über alle Maßen schlechten, Wege eine so enge, kurze, schwerfällige Kalesche, daß ich am Abend so müde war, als ob ich einige Tage und Nächte ohne Unterbrechung fortgefahren wäre, und an derselben so kraftlose Pferde, daß das eine sogleich beim Hinausfahren aus dem Stadtthor stürzte.

Ich will den oft beschriebenen Weg nicht beschreiben, und mich eben so kurz über die berühmte Quelle selbst fassen. Ich besuchte sie in der Mitte Oktobers, und da ist die Wassermasse so klein, daß sie beinah gar keine Kaskade zu nähren vermag, und der sämmtliche Ueberfluß

des Bassins sich unter den Steinen, welche im Bette des Flusses lagen, verlor. Im Ganzen getrau' ich mir wohl zu behaupten, daß diese Quelle den Lärmen nicht verdient, welchen man von derselben macht. Die Bergschlucht, worin das Bassin derselben liegt, ist nakt, ohne Abwechslung und Vegetation, und blos durch eine einzige Felsenwand imponirend. Die Kaskade muß, wie ansehnlich das Wasser auch seyn mag, immer in Rücksicht auf Form unbedeutend seyn, und ist es ganz gewiß in Bezug auf die Höhe vom Fall des Wassers. Das Monument, welches in derselben steht, ist eine geschmacklose Ausgeburt der falschen Sentimentalität unsrer, an wahrem Gefühl armen, Zeit, und das Bassin der Quelle selbst erregt weder durch Umfang, noch durch den Schein einer gefährlichen Tiefe Bewunderung. Ein Knabe der Gegend, welcher mich begleitete, brachte indeß einen eigenthümlichen Eindruck in mir hervor. Er erzählte mir in der höchst verdorbenen Mundart seines Vaterlands von Kindern, die sich oft in dem

Bassin schwimmend zeigten. Natürlich nahm ich das ohne weiteres, um doch auch etwas Ungewöhnliches gehört zu haben, für einen Volksglauben, der die Quelle mit Sylphen und Nymphen bevölkerte, gefiel mir bereits erstaunlich wohl in dem Bilde, das ich mir entwarf, mußte aber unglücklicher Weise bald merken, daß ich den Knaben falsch verstanden hatte, und er nichts weiter sagen wollte, als er und seine Kameraden schwämmen manchmal in dem Bassin herum.

Desto artiger war ein anderes Spiel des heitern Lebens, von dem ich hier unbemerkter Zeuge war. Es kam eine Gesellschaft von Personen beider Geschlechten, welche nach ihren Gesprächen und der Bequemlichkeit, die in ihrem ganzen Wesen lag, zu urtheilen, in der Umgegend auf dem Lande wohnten. Ein sehr hübsches achtzehnjähriges Mädchen blieb, da ihre Begleitung wieder umkehrte, einige Schritte hinter dieser zurück, zog etwas aus einer Felsenritze hervor, und eilte, es schnell im Busen verbergend, damit den Andern nach. Ich stand in

einiger Entfernung, und gab mir das Ansehen, als ob ich mit gespannter Aufmerksamkeit die Inschrift des Denkmals läse, während sie ihren Schatz erhaschte; aber ich brauchte eben nicht gerade Laura's und Petrarka's Namen herzurufen, um sogleich überzeugt zu seyn, daß da, wo Lezterer

a soupiré jadis ses vers et ses amours,

noch heut zu Tage, die Liebenden, wenn auch nicht in Versen, doch wenigstens in guter Prosa, von der ich mit Herrn Jourdain ein großer Freund bin, sich ihre Gefühle zuseufzen.

Unerachtet sonst bei solchen Belauschungen unbemerkt gewähnter Liebesspiele, nicht viel mehr Freude ist, als dem Volk durch die Gnade zu Theil wird, wenn die Fürsten offne Tafel halten, so versetzte mich meine Beobachtung doch in eine angenehme Stimmung. Nicht jeder Busch kann Jedem Rosen tragen, dacht' ich; die meinigen blühten ja auch, und haben wohl noch nicht alle verblüht! Und so ging mir das Herz fröhlich auf im Gedanken an die schöne Laura und an

so manche ihrer Schwestern, die, wenn sie auch nicht in so vielen Sonetten besungen worden sind; darum nicht minder herzlich geliebt wurden.

Offenbar hat sich die malerische Ansicht dieser Quelle seit Petrarka's Zeit sehr verändert. Sie muß ehemals wirklich romantischer gewesen seyn, als heut zu Tage; wenigstens weiß man mit Zuverlässigkeit, daß die hohe Felsenwand, die das Bassin umschließt, und heut zu Tage kahl ist, oben ganz mit Bäumen bedeckt war. Auch hätt' ich statt des geschmacklosen Obelisken, wenn ja ein Denkmal der Kunst hier stehen sollte, lieber die Ausführung der Idee gewünscht, welche Petrarka hatte, der Mutter Gottes am Rande der Quelle eine Kapelle zu erbauen. Wo die Natur durch erhabene oder schöne Formen zu dem Menschen spricht, sind nur Menschenwerke, welche den religiösen Sinn ansprechen, an ihrer Stelle.

Bekannt ist die Geschichte von Petrarka's schöner Liebe, und Baldelli's Werk hat für

mich wenigstens die Reinheit seines Verhältnisses zu Laura'n außer allem Zweifel gesetzt. Aber nicht Jeder ist einer solchen Ansicht fähig, und Viele zweifeln gar mächtiglich an Petrarka's Verstande, wenn man sie von Laura's Tugend überzeugt hat. Dies ist nun namentlich in Frankreich der Fall, wo man dergleichen Erscheinungen weniger begreift, als in andern Ländern; und wirklich tragen auch Bücher, die einen sonst ganz verdienten Ruf genießen, dazu bei, dergleichen Ansichten zu historischen Sätzen zu machen. Mit wahrem Unwillen las ich daher vor einigen Tagen in den Melanges tirés d'une grande bibliotheque: „man behauptet sogar, „daß Laura gewissermassen zum Heirathen ge„zwungen wurde; indem Petrarka die Dis„pensation ausschlug, welche ihm Pabst Bene„dikt XIII. anbot, um seine Geliebte selbst zu „heirathen, und daß er dem heiligen Vater ge„antwortet hat, er würde sie nicht mehr so gut „besingen können, wenn sie seine Frau wäre.“ Dergleichen Albernheiten werden nachgeschrieben,

und die ganze Dichtkunst dadurch in Vieler Augen zu einem bloßen Gewebe von Träumen, dem alle Wirklichkeit mangelt.

Von der Quelle fuhr ich den kurzen Weg nach dem Städtchen Lisle zurück, wo ich über den Mittag blieb. Ich kehrte in dem gewöhnlichen Gasthofe der Reisenden, welcher außer der Stadt steht, und Laura'n und Petrarka'n im Schilde führt, ein. Gegen dieses Wirthshaus wäre nun so wenig einzuwenden, als gegen sein Schild, wenn der Wirth nur etwas ehrlicher wäre, und den Fremden nicht so unverschämt übertheuerte.

XXXIII.

Reise von Avignon nach Lyon.

Für einen Freund und Kenner des Alterthums hat dieser Weg wirklich viel Merkwürdiges. Allein ob ich gleich wenigstens jenes bin, so habe ich doch, da ich mich bewogen fand, den Rest meiner Reise in größter Schnelligkeit zu schliessen, den Alterthümern in Oranges und Vienne so wenige Zeit widmen können, daß ich mich nicht für berechtiget halte, etwas über diese, oft beschriebenen, Denkmale zu sagen, welche, besonders von Herrn Millin, mit beinah italienischer Weitläuftigkeit behandelt worden sind.

Ich bemerke nur, daß die Rhone-Ufer auf diesem Weg häufig viel malerischere Ansichten gewähren, als weiter südwärts, und daß man

sich von ihnen und dem See-Ufer überhaupt nicht weit entfernen muß, um in dem südlichen Frankreich nicht ganz in seinen Erwartungen von den ausgezeichneten Natur-Schönheiten getäuscht zu werden, denen zu Lieb schon so manche beschwerliche, kostspielige und undankbare Reise unternommen worden ist.

Ich machte diesen Weg mit einigen Bewohnern der Gegend von Grenoble, und da in diesen Gegenden noch jener glückliche, wenn gleich beschränkte, Vaterlandsstolz zu Hause ist, der nichts größer und bewundernswürdiger findet, als die Geschichte und die Merkwürdigkeiten des heimathlichen Bodens, so konnt' es nicht fehlen, daß der Namen der schönen Lhanda nicht öfters genannt wurde.

Diese Frau, die Tochter einer armen Bauersfrau von Bachet, einem Dorfe in der Nähe von Grenoble, hatte so merkwürdige und romanhafte Schicksale, daß es dem Dichter Millet um so weniger übel zu nehmen ist, wenn er sie zur Heldin eines Pastorales im Dialect der

Dauphiné machte, da dieses Gedicht wirklich gut seyn soll. Ihr eigentlicher Name ist Claudine Mignot, und der Schluß ihres Lebens-Romans die Ehre, Königin zu heißen.

Natürlich war das Bauermädchen Claudine sehr schön, und ist es darum eben gerade nichts außerordentliches, daß sich ein junger Mann in sie verliebte. Dies war der Secretär des damaligen Schatzmeisters der Dauphiné, des Herrn von Amblerieux, eines sehr reichen Adelichen. Er warb um die Hand Claudinens, die dieses, wirklich in ihrer Lage große, Glück sogleich ergriff. Es fehlte nichts mehr zu der Hochzeit des Paars, als die Einwilligung des Herrn von Amblerieux, um welche auch der Verliebte bat. Allein Herr von Amblerieux, der in seinem Amte sich wahrscheinlich gewöhnt hatte, immer selbst zu prüfen, eh' er sich entschied, wollte die Schöne denn doch auch selbst sehen, bevor er zu dem dummen Streiche, wie er meinte, Ja sagte. So geschah es. Claudine ward ihm vorgeführt, und fand so viel

Gnade vor seinen Augen, daß er sogleich jene Thorheit auf seine eigene Rechnung zu nehmen sich entschloß. Er verschickte den verliebten Secretär in Geschäften, heirathete die Braut während seiner Abwesenheit, und gab ihm seine Entlassung mit einer bedeutenden Summe Geldes.

Durch diese Mißheirath überwarf sich Herr von Amblerieux mit seiner ganzen Familie. Dieses war Claudinens Glück. Unerachtet zwei Kinder, die sie ihm geboren, schnell starben, setzte er sie doch zu seiner Universalerbin ein, und durch seinen, bald hierauf erfolgten Tod, in den Besitz seines ganzen großen Vermögens.

So zufrieden Claudine mit ihrem Schicksal seyn mochte, so wenig war es die Familie ihres Gatten. Sie griff das Testament desselben an, und Claudine sah sich genöthigt, eine Reise nach Paris zu machen, um ihren Prozeß hier durch das sicherste Mittel, ihre schönen Augen, zu betreiben.

Aber diesen schönen Augen gelang noch mehr, als der Gewinn des Prozesses. Der Marschall

de l'Hopital sah die reizende Wittwe, vergaß seine 75 Jahre, und heirathete Claudinen.

Diese Ehe dauerte zwei Jahre. Ob glücklich, oder unglücklich — darauf kömmt es ja bei solchen Glückssprüngen nicht an. Zuverläßig wenigstens ist, daß auch der Marschall seiner Wittwe Grund zur Dankbarkeit zurückließ, wenn sie deren fähig war.

Claudine lebte nun einige Zeit in dem ehrenvollsten Wittwenstand, als sie König Johann Casimir V. von Polen kennen lernte. Sie sehen, um sie werben, und sie heirathen, war das Werk weniger Tage. Bekanntlich hatte dieser Fürst die Krone freiwillig niedergelegt, und so mußte seine Hand vielleicht einen höhern Werth haben, als wenn er noch König gewesen wäre. Wenn er in Claudinens Besitz den Werth menschlicher Dinge eben so sicher zu schäzzen verstanden hatte, als in dem seiner Krone, so kann man sich wirklich eine hohe Vorstellung von den Vorzügen dieser Frau machen.

Das Publikum schien dies auch zu bestätigen; denn als ihr Gemahl 1672 gestorben war, und ihr sein ganzes Vermögen hinterlassen hatte, lebte Claudine noch mehrere Jahre im Besitz einer allgemeinen Verehrung.

Dies ist die Geschichte der berühmten Chanda, und mit dieser will ich meinen Reisebericht durch ein Land schließen, in welchem die weibliche Schönheit unumschränkter herrscht, als in jedem andern.

XXXIV.

Schluß.

Genf, den 22. October 1808.

Vorgestern verließ ich Lyon nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen zum zweitenmal. Ich bin diesmal nicht glücklicher gewesen, als vor einem Jahr, da ich aus Italien in diese Stadt kam. Es regnete beinah unaufhörlich; ich war größtentheils auf mein Zimmer beschränkt, und befinde mich jetzt in gleichem Fall in Genf.

Von meiner Reise hieher weiß ich Weniges zu melden. Die Hälfte des Weges machte ich bei Nacht; und am Tage lag ein dicker Nebel auf den, sonst so merkwürdigen, Aussichten. Auch meine Gesellschaft war eben nicht die angenehmste; doch befand sich in derselben ein

alter Spießbürger aus der Gegend von Grenoble, welcher viel von den sieben Wundern der Dauphiné schwäzte, und ein vernünftiger Mann, der mir sie erklärte.

Die Vaterlandsliebe hat sich ehemals gar sehr in den wunderbaren Geschichten gefallen, die man beinah überall von dem Boden erzählte, auf dem man lebte. Man that sich viel darauf zu gut, und beinah in allen Ländern wetteiferten die einzelnen Provinzen in Erdichtung und im Glauben solcher Mährchen. Dergleichen Interessen sind uns heut zu Tag fremd geworden. Ob zu unserem Vortheil? — dies ist eine große Frage. Mit dem alten Aberglauben und den Vorurtheilen unsrer Väter ist auch leider so manche schöne Sitte und Tugend untergegangen!

Wer also an der Geschichte der schönen Lhanda und an den sieben Wundern der Welt nicht genug hat, dem will ich von den sieben Wundern der Dauphiné erzählen. Sie verdienen diesen Namen wirklich, und brauchten nur wahr zu seyn, um den größten Theil unsrer

Schulweisheit umzustürzen. Diese Wunder sind folgende:

ein brennender Bach, dessen Fluthen eine brennende Fackel auslöschen, und eine nicht angezündete anzünden;

ein unbesteigbarer Berg, dessen Gipfel breiter, als seine Basis ist;

ein Thurm, in welchem sich kein giftiges Thier aufhalten kann, und der überhaupt jede Art von Gift sogleich auswirft;

zwo prophetische Stufen, die sich an einem bestimmten Tage von selbst mit Wasser füllen; die eine, um die Ergiebigkeit der Erndte, die andere die des Weinstocks anzuzeigen;

Bäume, die sich mit einem nahrhaften Thau bedecken, der so köstlich ist, als die Manna, welche in der Wüste für die Israeliten vom Himmel fiel;

eine schwimmende Wiese, die sich von selbst dem Ufer nähert, wenn es Zeit ist, ihr Gras abzumähen, und sogleich wieder vom Lande stößt, wenn dies geschehen;

eine Quelle, deren Wasser dem Burgunder-Wein gleichkommt.

Dies sind doch zum wenigsten Wunder, wie ich mir sie so oft statt der unfruchtbaren Wunderwerke der meisten Heiligen gewünscht habe. Es war daher auch gewiß kein Wunder, wenn sie den Präsidenten Salvains de Boissieu zu einem lateinischen Gedicht begeistert haben, und König Ludwig XI, nach der Versicherung des Advokaten Chorier, der die Geschichte der Dauphiné in zween Folio-Bänden geschrieben hat, stolz auf den Besitz einer Provinz war, welche einen solchen Reichthum von Wundern umfaßte.

Leider wird die Welt aber täglich klüger und ungläubiger, und es giebt sogar Leute, welche an gar kein Wunder mehr glauben wollen. So behaupten nun die Freigeister von Grenoble ohne weiteres, daß sich dasjenige, was an diesen Wundern wirklich wahr ist, wohl begreifen lasse, und daß das Uebrige völlig falsch sey.

Das ist leichter gesagt, als bewiesen, sagte

der Spießbürger, welcher in unsrer Reisegesellschaft diese Wunder zuerst zur Sprache gebracht hatte. — Haben Sie sie mit eigenen Augen gesehen? frug ich ihn. — Nein, war die Antwort; aber unzählige andere, und glaubwürdige Leute, die mir davon erzählt haben.

Der Freigeist, welcher lange still zugehört hatte, nahm endlich das Wort, und war grausam genug, dem Spießbürger seine Wunder wegzustreiten. Und so fand sich dann, daß sie sich auf folgende Thatsachen beschränken.

Die Fontaine ardente ist ein kleines Bächlein, das sonst wohl über ein Bette von brennbaren Stoffen weggeflossen seyn mag. Seit mehreren Jahrhunderten hat es aber einen andern Lauf genommen, und ist so anspruchslos, als jedes andere Gewässer in ganz Frankreich. Inzwischen erkennt man noch den vulkanischen Grund, über den es ehemals sich ergossen hat.

Jener berühmte Thurm, la Tour sans venin, heißt auch la Tour du Pariset, und steht, eine Stunde von Grenoble, an dem Ufer

des Drac. Eine Menge Schlangen und Spinnen in demselben beweisen, daß wenigstens in neuern Zeiten seine Wunderkraft aufgehört hat, und es hat mehrere so starke Geister in der Dauphiné gegeben, welche glückliche Versuche, dieses zu beweisen, angestellt haben. Der Name und das Wunder mit ihm entstand eigentlich aus der Entstellung des Namens von einem Heiligen, der hier in der Nahe einst eine Kapelle gehabt hatte, und Saint-Verain hieß. Da nun in der Mundart des Landes Verain so viel, als venin (Gift) ist, so gehörte eben kein Wunder dazu, um diesem Mißverständniß seinen Ursprung zu geben.

Der unbesteigliche Berg (la montagne inaccessible) ist heut zu Tage völlig zugänglich geworden. Er liegt zwei Stunden von Die, ist ein nakter, platter Felsen, der auf einem Gebirge steht, und etwas steil ist. Der Volksglauben ließ auf demselben sich die Feen versammeln, und wollte an weißen Fahnen, die sie aussteckten, schöne Werke ihres

Fleißes erkennen. Diese Fahnen kann man zur Noth noch heut zu Tage sehen. Denn die Bäuerinnen der Umgegend bleichen auf dem Felsen ihr Tuch, und es braucht nur eine etwas warme Einbildungskraft, um sie für Feen zu nehmen. 1492 wurde dieser Berg, so viel man weiß, zum erstenmal von einem Jäger bestiegen, der auf demselben eine Menge Gemsen, aber keine Schaafe fand, wie Rabelais erdichtet hat.

Die prophetischen Stufen sind unter dem Namen der Cuves de Sassenage in Grenoble bekannt. Es sind zwei ausgehöhlte Steine, welche sich in einer Grotte bei dem Dorf jenes Namens befinden, heut zu Tage aber, selbst am Drei-Königs-Tag, trocken bleiben, weil niemand mehr an dergleichen Wunder glaubt, also auch kein Korn- und kein Weinhändler mehr auf sie spekuliren kann. Uebrigens hat diese Grotte noch eine andere Merkwürdigkeit; sie war nämlich das Absteige-Quartier der Fee Melusine, wann diese das

Schloß Lusignan verließ, um dem alten Hause von Sassenage einen Besuch zu machen.

Was an der Manna von Briancon ist, weiß jeder, welcher die Naturgeschichte nur oberflächlich kennt.

Die wunderbare Wiese (le pré, qui tremble), ist eine Menge Schilfs und Gräser, die zusammengewachsen sind, und auf einem See bei Gap schwimmen. Bekanntlich giebt es auch solche Inseln in der Nähe von Tivoli, und von Saint-Omer; allein der Volksglaube hat ihnen nicht so viele Ehre angethan, wie in der Dauphiné, wo, wie man sieht, die Feen besonders zu Hause waren.

Die Weinquelle (la fontaine vineuse), fließt in dem Dorfe Argenson, bei Gap. Leider hat sie aber diese ihre Eigenschaft verloren, und ist nun, was freilich immer noch dankenswerth ist, zu einem heilsamen mineralischen Wasser geworden.

Dies sind die sieben Wunder der Dauphiné, auf eine natürliche Weise erklärt. Der

Spießbürger schwieg unglaubig, aber ärgerlich; wir lachten, und frugen uns: wie es möglich sey, daß sich der Glauben an dergleichen Mährchen so lange erhalte, wenn selbst der Glaube an die festesten, die wohlthätigsten, ja die unentbehrlichsten Wahrheiten des menschlichen Geistes so leicht zusammenstürzte?

B e i l a g e n.

I.

Reise nach Paris.

im Juli 1815.

Ich war am 11. Juli Morgens über Namur, Avesnes und Compiegne in Paris angekommen, und fand die Stadt noch in ziemlicher Verwirrung durch ihre neuen Gäste, welche sich eben in die verschiedenen Quartiere derselben getheilt hatten und sich auf einen längern Aufenthalt einzurichten anfingen. Von den fremden Monarchen war noch keiner angelangt, und die Einwohner standen in banger Erwartung der Dinge, welche sich bald entwickeln mußten.

Nur Ludwig XVIII. war, auf Wellingtons Einladung, seit Kurzem eingetroffen. Obwohl die Gegenwart dieses Fürsten kaum bemerkt

wurde, so war sie doch bereits sehr lästig für die Maßregeln, welche von den verbündeten Heeren nothwendig ergriffen wurden. Das Ansehn des Königs mußte, selbst durch das Unvermeidliche in den Augen der Franzosen herabgesetzt werden, und zuverlässig würde sich die Stimmung in der Hauptstadt besser für die Bourbons gewendet haben, wenn sie ihre Ankunft in Paris verzögert hätten. Vielleicht dürfte diese Stadt dadurch etwas mehr gelitten haben; aber der Unmuth würde sich allein gegen die fremden Heere gewendet haben; statt daß ihn der König von Frankreich nun mit diesen theilte; indem er als Verbündeter der fremden Monarchen, wie die Franzosen meinten, doch in seiner Hauptstadt Meister seyn mußte. In sofern hatten die Engländer für Ludwigs XVIII. Befestigung nicht zum Besten gesorgt, und Viele wollten darin sogar eine Hinterlist suchen, der man, unter diesen Umständen, doch wahrlich nicht bedurfte.

Der König war sogleich in den Tuilerien

abgestiegen; aber er hatte in denselben mehr das Ansehn eines Gefangenen, als eines Herrschers. Auf dem Carrousselplatze waren große Haufen von Preußen gelagert, und von allen Seiten, selbst dem linken Seineufer, standen ihre Kanonen gegen das Residenz-Schloß gerichtet. Keine Mündung derselben kehrte sich denen entgegen, welche die Tuilerien angreifen wollten. Nur an dem Zudringen vieler geputzten Menschen mochte man erkennen, daß in denselben Jemand wohnen müsse, der Gnaden, wenn auch nicht auszutheilen, doch wenigstens zu versprechen hatte.

Ludwig XVIII. verdiente keine Schonung von den Verbündeten. Wenn auch die Briefe an Talleyrand, die in seinem Namen durch Aller Hände liefen, falsch waren, und man es nur lächerlich finden konnte, daß ein, durch fremde Waffen in sein Land geführter, Fürst, nachdem er kaum angekommen war, sich die Drohung beigehn lassen könnte, sich an die Spitze seines Volks gegen die fremden Unterdrücker zu

stellen, wenn man, im Gedanken an die Person des Königs, seine unbehülfliche Gestalt, seine Krankheiten, und seine noch auf keine Weise erprobte Kühnheit, diese Briefe nur komisch fand und für einen sehr gemeinen Kunstgriff ansah, uns zu imponiren, so hatte doch Ludwig XVIII. in Proklamationen die verbündeten Heeren immer nur Fremde genannt, und sich selbst darüber zu wundern geschienen, daß sie in Paris waren, unerachtet er selbst nur durch sie dahin gekommen war. Auch die Zeitungen fingen bereits an, in diesen Ton einzustimmen, und zeigten ihre alte Kunst, die Einen übertrieben zu loben, um die Andern eben so tadeln zu können. Die Engländer, ihre Großmuth, die Uneigennützigkeit des Herzogs von Wellington waren die stehenden Artikel; die Vorwürfe gegen die Preußen waren es nicht minder; bis der General von Müffling diesem Unwesen steuerte, und die Redaktoren nach Wesel zu schicken drohte. Der Weihrauch gegen die Engländer hingegen stieg noch lange

empor, und ließ erst nach, als das pariser Publikum mit Erstaunen vernahm, es sey von Verschüttung der Häfen von Cherbourg und Dünkirchen, und andern, nicht viel minder demüthigenden Friedens-Bedingungen die Rede.

Es ist gewiß, daß kein Pariser seinen Haß gegen die Verbündeten, uud besonders gegen die Preußen zu verbergen der Mühe werth achtete. Aber eben so wenig Zwang thaten sie sich auch in Rücksicht auf die Bourbons an, gegen welche die Stimmung wirklich, man darf wohl sagen, allgemein war. Und dennoch beklagten sich die Franzosen über die Lasten eines Kriegs, den sie nicht verschuldet haben wollten, und fanden die kleinste Unbequemlichkeit, welche die Beherbergung der fremden Gäste nach sich zog, unerträglich. So halten sich die Franzosen noch immer für das auserwählte Volk Gottes, welches sich Alles gegen andere Völker erlauben darf, aber nichts von ihnen gefallen zu lassen braucht.

Auf dem ganzen Wege bis Paris war die Stimmung dieselbe, und geschah auch gar nichts,

um die Sieger etwas freundlicher zu machen. In Charleroy waren mehrere Hospitäler mit Verwundeten aus der Schlacht von belle-Alliance gefüllt; aber die Einwohner zeigten nur den Franzosen Theilnahme, und die verwundeten Preußen mußten mit Ingrimm ansehn, wie das Privatmitleid an ihnen vorüber ging, und sich an ihren französischen Nachbar wendete. Wer kann von einem Soldaten, der dieses Gefühl hat, verlangen, daß er ein besiegtes Volk glimpflich behandeln solle?

An der ganzen Militärstraße war die Hälfte der Bewohner weggelaufen. An den einzeln stehenden Häusern waren fast überall die Fenster eingeschlagen und die Thüren ausgehoben. Wenig davon hatten die Preußen, vieles die Franzosen auf ihrem Rückzug, das Meiste die Einwohner selbst gethan. Diese waren, weniger aus Furcht vor Plünderung, als vor der, mit den Truppen-Durchzügen verbundenen, Unbequemlichkeit mit Hab und Gut in das Innere geflüchtet. Der Soldat fand nach dem stärksten

Marsche oft kaum ein Obdach, noch weniger eine Erquickung von dem Einwohner. Wenn die nächsten physischen Bedürfnisse fehlen, schweigt auch bei dem Gebildeten oft die Stimme des Rechts und der Moral. War es nicht noch überaus gelinde, daß der Soldat, ich will nicht sagen, die, eben in Reife stehenden, Getreide-Felder, sondern nur die von den Einwohnern verlassenen Häuser nicht anzündete? — Einer solchen Zerstörung habe ich nirgends begegnet.

In den Städten an der Straße zeigte sich der Willen der Einwohner nicht besser. In Beaumont, einem recht artigen Städtchen in einer sehr fruchtbaren Gegend, konnt' ich nur mit Mühe ein erbärmliches Mittagessen auftreiben. Alles wurde dem Fremden mit Widerwillen gereicht, und ein ungeheurer Preis gefodert, wenn er bezahlen wollte. Von Namur aus bis Paris fand ich in keinem Gasthofe mehr silbernes Geschirre. Alles war versteckt, wie vor einer Räuberbande, und das Volk, welches sich so viel auf seine Manierlichkeit einbildete, ließ

sich gar nicht einfallen, daß dies seine Sieger beleidigen müßte. Alle guten Betten und Möbeln, selbst die Spiegel, waren aus den meisten Zimmern geflüchtet, oder wenigstens versteckt. Sogar die Postpferde wurden den verhaßten Fremden, wenn sie sie gleich bezahlten, so lang, als möglich versagt, und in Gegenden, wo eine große Pferdezucht herrscht, fehlte es, blos aus Mangel an gutem Willen, unaufhörlich an Vorspann. Was eine Armee noch so nothwendig braucht, mußte mit Härte erpreßt werden — und dennoch beklagte man sich über diese Härte!

Wahrlich, es war so leicht nicht, die Geduld mit den Franzosen zu behalten, wenn man sah, wie wenig sie sich in ein, nur zu wohl verdientes, Schicksal zu finden wußten, und wie sie nur sich allein Alles erlaubt wähnten. Ein merkwürdiges Beispiel der Art ereignete sich wenige Tage nach meiner Ankunft in Paris. Ein Tageblatt erzählte mit großer Erbitterung, wie sich ein preußischer Soldat gegen eine Demoiselle in dem Palais royal eine

Freiheit erlaubt hätte, welcher Jedermann, der diesen Weg macht, in einem noch weit höhern Grad von den vielen Demoisellen in dem Palais royal ausgesetzt ist. Es ward zwar hinzugesetzt, daß der freche Soldat sogleich arretirt und bestraft worden sey; allein diese Genugthuung wollte dem Zartgefühle des Tagsblatts nicht genügen. Es warf einen hämischen Blick auf den deutschen National-Karakter, und bedachte gar nicht, daß dieser durch einen wahrscheinlich betrunkenen Soldaten, und noch überdies in dem Palais royal, keinen Flekken erleiden könnte, daß aber der französische National-Karakter schon lange genug durch die grenzenlose Frechheit geschändet ist, mit welcher die schaamlosen Weiber des Palais royal am hellen Tage selbst ihr Gewerbe treiben. Ja, wir Deutschen fanden es höchst unanständig, wenn ganze Gruppen von Mädchen kichernd hinter den Bergschotten herliefen, um ihre nakten Beine zu betrachten; aber das feine, zartfühlende, geschmakvolle Pariser-Volk ließ sich gar nicht

einfallen, daß solche freche Neugierde unter keinem Volke möglich sey, das sein Zartgefühl nicht aus Büchern lernt, sondern als eine Gabe der Natur rein bewahrt hat.

Es ist schwer, an sich zu halten, wenn man das auserwählte Volk Gottes von dieser Seite zergliedert. Auch hätt' ich meinen Reisebericht damit nicht unterbrechen sollen!

In Avesnes war der Greuel der Verwüstung wahrhaft schauerlich. Der mächtige Arm, der in den letzten Jahren so wunderbar durch die Völker-Schicksale gewaltet, hatte eine der ersten Kugeln der Preußen auf das Pulvermagazin dieser Festung geleitet, das in die Luft sprang, und beinah die Hälfte der Stadt zertrümmerte Die Einwohner hatten sich gerade soweit von Entsetzen und Trauer erholt, um ihre Gäste recht aus tiefstem Herzen zu hassen. Der preußische Kommandant trug freilich dazu nicht wenig bei; ob er ihnen gleich den Trost gab, seinen eigenen Landsleuten mit gleicher Brutalität zu begegnen, wie den Franzosen.

In Compiegne war die Kommandatur, wie billig, in das Schloß einquartirt. Man hatte nicht Zeit gehabt, die kostbaren Geräthschaften zu flüchten, und so setzte man sich denn unbefangen auf die schönen Gobelins, mit welchen die Sopha's und Sessel überzogen waren. An den zahllosen Spiegeln hatte der Soldat seine herzliche Freude; denn ein braver Mann sieht gerne den braven Mann, und ein solcher trat ihm auf allen Seiten vielfach aus den Spiegeln entgegen.

In diesem schönen Schloß hatte Bonaparte seine Hochzeit mit der Kaiserl. Tochter vollzogen. Welche Kluft des Schicksals zwischen damals und jetzt! Dieser Mann hatte zu jener Zeit über ganz Europa eine ungeheure Macht geübt, und eine noch viel größere über Frankreich. Dieses hoffte Ruhe von der Ehe seines Monarchen, und gab sich dem lauten Jubel über dieselbe hin. Nun aber — und wenige Jahre lagen dazwischen! — war dieser furchtbare Mann von ganz Europa geächtet, von der

ganzen Magie seiner Macht und seines Genie's verlassen, und besprachen sich Feinde, denen er nur Gnade zu geben wähnte, weil er sie nicht ganz zernichtet, auf denselben Stühlen über seine Feigheit, auf welchen er den Hohn gegen sie und ihren König so oft von sich geschäumt hatte.

An der ganzen Straße, von der Grenze bis an die Barrièren von Paris, wehten mich noch die Gerüche der Verwesung an. Der schnelle Rückzug und die, nicht minder rasche, Verfolgung hatte einer Menge von Pferden das Leben gekostet. Die meisten lagen noch unbegraben am Wege. Menschliche Leichname mochten hie und da in den Getreidefeldern und in den Gehölzen faulen. Niemand rührte sich für die Straßen-Polizei; aber der Eigennutz war bereits desto thätiger. Große Lastwagen mit Kaufmannswaaren hatten die Umstände lange benützt, um zollfrei über die Grenzen zu kommen, und fast hätte man glauben mögen, daß, während bei belle-Alliance noch um die blu-

tige Entscheidung gerungen wurde, in Brüssel und Lüttich bereits die Frachtwagen in Ladung standen, um, je nachdem der Würfel fiel, das Glück der Alliirten, oder ihr Unglück zu benützen.

Hie und da waren die Straßen noch etwas unsicher gewesen durch die Streifzüge, welche zuweilen aus den von den Franzosen besetzten Festungen herauskamen. Allein unerachtet ich Tag und Nacht fortfuhr, und immer ohne Bedeckung war, so begegnete mir doch kein Unfall. Am meisten hatte ich von der Hinterlist der Postillone zu fürchten, welche den Reisenden sehr leicht bei Nacht in eine Festung führen konnten, was auch mehr, als einmal, geschehen seyn soll.

Außer den vielen fremden Truppen in Paris, hatte indeß Alles das alte Ansehn gewonnen. Alle Läden standen offen und warteten auf Käufer. Ueberall waren die Lilien schon an die Stelle des Adlers zurückgetreten und das kaiserlich in königlich verwandelt worden. Darin zeigte sich wirklich die Gewandheit der

Franzosen auffallend; wenn sie auch gleich damit ihre Gesinnungen nichts weniger, als geändert hatten. Ja, der Muthwillen that sich sogar keine Gewalt an, und ich begegnete den zweiten Tag meiner Ankunft auf dem Boulevard den Gyps-Büsten von Heinrich IV. und Ludwig XVIII., hinter deren letztern ein Hirschkopf mit einem gewaltigen Geweih so glücklich aufgestellt war, daß man sich augenblicklich an die Landparthie in Hogarths Hahnrei erinnern mußte.

Kaum war ich in Paris, als mir sogleich folgender Aufruf an die Pariser, in die Hände fiel. Er war noch den Tag vor dem Einzug der Verbündeten allgemein verbreitet worden, und hatte die Aufschrift: sollen wir uns ausplündern, sollen wir unsre Häuser anzünden lassen?

„Während der Kaiser im Rücken des Feindes heranzieht, wagt es ein tollkühner Partheigänger, unsre Mauern mit 25 bis 30,000 Mann zu beunruhigen. Werden sich 500,000 Men-

schen, welche im Stande sind, diesen Haufen in einem Augenblick aufzureiben, von ihm in Furcht jagen lassen? Er weiß es selbst, daß er nicht mächtig genug ist, Paris zu behaupten, und will blos einen Coup de main versuchen.“

„Da der Feind nur wenige Tage bei uns aushalten kann, so wird er sich eilen, uns zu plündern, und sich mit Gold und Raub zu beladen. Zwingt ihn die siegreiche Armee, die Hauptstadt wieder zu verlassen, so wird er ihr den Rücken nicht früher wenden, als bis sie in Flammen steht.“

„Nein! wir werden uns nicht ausplündern, wir werden uns unsre Häuser nicht anzünden lassen! Laßt uns unsre Habe, unsre Weiber und Kinder vertheidigen, und unsre brave Armee Zeit gewinnen, heranzuziehen, um die Barbaren unter unsern Mauern zu zernichten. Sind wir nur entschlossen zu siegen, so werden sie uns gewiß nicht angreifen. Unsre Hauptstadt würde das Grab einer Armee, die ihre Thore sprengen wollte. Ein starkes Heer der Unsrigen

steht dem Feind gegenüber. Geschickte und muthige Heerführer sind an seiner Spitze; wir brauchen sie nur zu unterstützen.“

„Wir haben Kanonen, Bajonetten, Piken, Eisen. Unsre Vorstädte, unsre Straßen, unsre Häuser, Alles muß uns zur Vertheidigung recht seyn. Barikadiren wir, wo es nöthig ist! Laßt uns unsre Wagen, Alles herausstellen, was die Wege sperren kann! Durchlöchern wir unsre Mauern mit Schießscharten, graben wir Gräben, tragen das Straßenpflaster auf unsre Dächer, und der Feind wird vor Entsetzen zurückweichen!“

„Denkt euch eine Armee, welche unter solchen Hindernissen durch unsre Vorstädte dringen wollte, unter dem Musketenfeuer aus allen Häusern, unter dem Steinregen von allen Dächern!“

„Eine solche Armee ist zernichtet, ehe sie in die Mitte von Paris kommt. Aber nein! Der Anblick solcher Vertheidigungsanstalten wird sie zwingen, ihre eiteln Plane aufzugeben. Eiligst wird sie sich entfernen, um sich nicht zwischen

Paris und dem Heer des Kaisers gepreßt zu sehen.“

Aber so schnell geht man in Paris von einem Aeußersten zum andern über, daß auch bereits, als ich dieses las, eine Broschüre des Tags an die Worte erinnerte, welche Bonaparte im Jahr 1809 den Deputirten der Stadt Wien gesagt hatte. Er sprach nämlich, wie der Moniteur damals versicherte, von dem unsinnigen Widerstand, welchen Wien hätte leisten sollen. „Seine Majestät bezeugte den Deputirten den Schmerz, den er über das unmenschliche Benehmen ihrer Regierung empfunden, die sich nicht gescheut, ihre Hauptstadt allem Jammer des Kriegs aussetzen zu wollen. Der Kaiser (nämlich Franz II.) habe dadurch seine eigenen Rechte verwirkt; indem er, statt Fürst und Vater seiner Unterthanen zu seyn, sich als ihr Feind und Tyrann erwiesen hätte.

II.

Die Rückgabe der Kunstwerke in Paris, im Jahr 1815.

Als der Pariser Frieden im Jahr 1814 bekannt wurde, seufzte man in ganz Europa über die Gelindigkeit, mit der die Franzosen behandelt worden waren. Besonders aber konnten sich wenige Verehrer der Kunst und des Alterthums trösten, daß die vortreffliche Gelegenheit, ihnen den reichen Kunstraub, welcher in ihren Museen aufgehäuft stand, wieder abzunehmen, nicht benutzt worden war. Der Krieg brach im folgenden Jahr aufs Neue los, und die blitzschnellen Fortschritte der Preussen hoben viele

gesunkenen Hoffnungen wieder empor. Nach wenigen Schlachttagen ward um die Uebergabe der feindlichen Hauptstadt unterhandelt, und die Franzosen, denen das böse Gewissen wenig Gutes versprach, suchten den Besitz ihrer Museen zu einem Bedingungsartikel der Kapitulation von Paris zu machen.

Lord Wellington ließ sich auf diesen Punkt gar nicht ein, indem er darüber keine Instruktionen zu haben versicherte, und General Müffling, Preussischer Seits, hielt es für überflüßig, etwas über einen Gegenstand festzusetzen, welcher sich von selbst verstand. Ludwig XVIII. hatte dem König von Preussen schon vor einem Jahre die Rückgabe aller, aus seinen Staaten weggeführten, Kunstsachen versprochen, und, nach Franzosen Sitte, nicht Wort gehalten; wie konnte er nun wohl, da er zum zweitenmal durch Preussische Waffen auf seinen Thron zurückgeführt worden war, ausweichen, ein Wort zu lösen, das er als Fürst einem Fürsten gegeben hatte?

Es wurde darum zwar nur mündlich, jedoch ganz ausdrücklich festgesetzt zwischen den beiderseitigen Kommissarien, daß die Sache wegen der Kunstwerke auf die Entscheidung der Monarchen gestellt bleiben müsse; denn die Sieger konnten es sich wohl gestatten, des Gegenstands auf keine Weise in der Konvention zu erwähnen. Von allem diesem schwiegen die französischen Kommissarien wohlweislich. Ihre Regierung nahm den 11ten Artikel der Konvention, welcher von öffentlichem Eigenthume handelt, in Anspruch; als von der Rückgabe der Kunstwerke die Rede wurde.

Das Preussische Kabinet fühlte wohl, daß diese Sache, wenn sie zum Gegenstand der allgemeinen Unterhandlung gemacht würde, schwerlich gut ablaufen könnte. Der Höflichkeit wegen erinnerte es jedoch an Ludwigs XVIII. Wort von 1814, und die Franzosen ließen die Preussen ihr Eigenthum ohne weiteres nehmen; theils weil sie fühlten, daß mit Blüchern und Gneisenau'n eben nicht zu spaßen sey;

theils weil sie hofften, das preussische Kabinet durch diese Nachgiebigkeit gleichgültig gegen die Sache der Kunst überhaupt zu machen.

Die Franzosen schoben hier die eigene Schlechtigkeit ihren Feinden unter, und täuschten sich, wie billig; da indeß in Paris, der Stadt der besten Formen und der höchsten Kultur, Alles mit einer, nur den Franzosen frommenden, Förmlichkeit und Schlaffheit betrieben werden muß, so konnte es nicht fehlen, daß die Rückgabe der Kunstsachen ein Gegenstand weitläuftiger Untersuchung und Verhandlung wurde.

Durch den Vorgang der Preussen, welche auch das Eigenthum des linken Rheinufers nahmen, ward die belgische Regierung zuerst aufmerksam. Ihr Minister wandte sich an Lord Wellington, um, da alle diplomatischen Wege in neue Labyrinthe führten, die Sache auf militärische Weise ins Reine zu bringen. Allein, der edle Lord, welcher damals noch fein säuberlich mit den Franzosen umging, unterwarf

diese Angelegenheit wiederholt der Entscheidung der Minister der verbündeten Mächte.

Letztere fanden indeß glücklicherweise das Verlangen der belgischen Regierung gerecht, und Lord Wellington theilte dem Fürsten Talleyrand das Resultat ihrer Konferenzen mit. Talleyrand versprach eine Antwort auf den andern Tag, welche, im Geiste der so oft gepriesenen diplomatischen Weisheit dieses Mannes, ausblieb, und nachdem der Lord sie selbst holte, dahin ausfiel: „daß der König in Bezug auf das Museum keine Befehle ertheilte, daß man sich an den Direktor desselben wenden müßte, und überhaupt thun sollte, was man gut fände“ Offenbar hätte Talleyrand diese Antwort gleich im Anfang geben können; allein die Franzosen haben einmal in die Diplomatie Derbheiten eingeführt, die niemand im gemeinsten Lebensverkehr duldet. Und so geschah es denn auch, daß Herr Denon den Adjutanten Wellington's den Bescheid gab: „er habe keine Befehle, um etwas aus dem

Museum abzugeben, und müsse es auf die Gewalt ankommen lassen." Gegen alle Erwartung wurde diese angewendet, und das Museum leerte sich von nun an mit einer Eile, als ob man jeden Augenblick einen Gegenbefehl erwartete. So war die Sache, wegen Zurückgebung der Kunstwerke, obgleich durch die öffentliche Meinung von ganz Europa längst entschieden, doch noch zum Gegenstand der Untersuchung und Unterhandlung gemacht, aber nur auf militärischem Wege beendiget worden.

Es ist wirklich kaum begreiflich, daß unter den ersten Staatsmännern Europa's hierüber verschiedene Meinungen Statt finden konnten; ja, es ist traurig, sagen zu müssen, daß selbst Männer, auf welche Deutschland in andern Rücksichten stolz seyn darf, aus übel verstandnem Kosmopolitismus für die Sache Frankreichs geredet haben.

Die Anerkennung, daß Kunstwerke ein unbewegliches National-Eigenthum sind, wie sie trotz aller Kabalen dennoch durchgegangen

ist, wird für alle Zukunft zu einem völkerrechtlichen Grundsatz erhoben werden.

Es ist darum nicht ohne Werth, die Untersuchung von allen ihren Seiten zu beleuchten.

Die Franzosen erkannten, wie sich denken läßt, in dieser Entscheidung keinen Grundsatz des Völkerrechts, sondern höchstens des Kriegsrechts, also der Waffengewalt an. Sie nannten die Kunstwerke ein Eigenthum des französischen Volks, und gründeten deren Besitz auf die Rechtlichkeit des Erwerbs derselben. Dieser bestand nach ihrer Behauptung in folgenden Modifikationen:

1) Ein Theil dieser Kunstwerke war von der französischen Regierung erkauft worden, wie z. B. die Sammlungen der Borghesischen Familie, welche dafür bedeutende Summen baar und in Gütern erhalten hatte.

Dagegen ist indeß Verschiedenes zu bemerken, und zwar zuerst der Umstand, daß die Familie Borghese gar nicht befugt war,

ihre Kunstschätze außer Rom zu verkaufen. Ein bestimmtes päbstliches Gesetz verbot alle Verkäufe der Art; indem der heilige Stuhl schon lange genug einsah, daß Rom in neuern Zeiten seine vielen fremden Pilger nicht den Reliquien, sondern seinen Kunst- und Alterthums-Schätzen verdankte. Die französische Regierung hatte sich, ohne allen Rechtsgrund, in den Besitz des Kirchenstaats gesetzt, der Pabst war ihr Gefangener, und es hängt daher von diesem ab, Alles, was während seiner Gefangenschaft gegen seine landesherrlichen Rechte geschehen ist, wieder aufzuheben. Wenn er es nur in diesem Punkte thut, wer wird Pius VII. tadeln wollen?

Die Borghesische Familie war ferner größtentheils mit Staatsgütern in Piemont, und mit Renten auf andre, nun abgetretenen, Länder bezahlt worden. Der König von Sardinien machte daher Ansprüche auf diese Sammlung, so wie ein andrer Monarch, der sie wenigstens als ehemaliges Eigenthum einer Bonapartischen

Familie in Beschlag nehmen ließ. So viel ich weiß, hat der König von Sardinien seine Staaten auf dem Kontinent nicht alle tractatenmäßig an die Franzosen abgetreten. Er befindet sich daher in dem Falle des Pabsts, jede Verfügung derselben als einen Eingriff in seine Rechte ansehen zu können, und wird gleichfalls sehr zu loben seyn, wenn er blos in diesem Punkte eine Reaktion eintreten läßt, und entweder der Borghesischen Familie die, ihr von seinen Domänen abgetretenen, Güter wieder abnimmt, oder dasjenige anspricht, was sie für dieselben gegeben hat.

2) Behaupten die Franzosen, daß viele ihrer Kunstschätze auf die Kriegs-Kontributionen der Länder, welchen sie sonst angehörten, abgerechnet worden seyen.

Dieses war allerdings an einigen Orten der Fall, aber die Sache im Grunde ein bloßes Spiel mit Worten gewesen, und beim Ansetzen der Kontribution schon darauf gerechnet worden,

diese Schätze gleichsam nur in den Kauf zu erhalten. Die Regierungen, welche solche Abtretungen machen mußten, hatten dies auch so gut gefühlt, daß sie bei der Vertheilung der Kriegslasten auf die Allgemeinheit ihrer Unterthanen diese Artikel gar nicht in Rechnung brachten; unerachtet die Kunstsachen häufig Privateigenthum der Fürsten gewesen waren, welche jene Berechnung gewiß nicht unterlassen haben würden, wenn die Sache nicht so ganz klar gewesen wäre.

Man hätte den Franzosen daher allerdings zu der zu zahlenden baaren Kontribution noch ein Fünfhundert Millionen in Kunstsachen setzen können, wenn man es nicht verachtete, Werke der Art, die, weil sie einzig sind, gar keinen Werth haben, in Taxation zu bringen, und wenn die ganze Art ihres Erwerbs durch die Franzosen überhaupt nicht eine Verletzung des Völkerrechts gewesen wäre. Solche Beleidigungen muß ein Volk in Zeiten seines Unglücks wohl schweigend ertragen, aber es vergißt sie nie,

und harret nur auf den Tag der Vergeltung, welcher nie ausbleibt.

3) Nahmen die Franzosen die Friedensschlüsse in Anspruch, welche die Abtretung von Kunstwerken in eigenen Artikeln bedungen hatten.

Dergleichen Traktate waren allerdings geschlossen, das heißt: von dem Sieger diktirt worden.

Dieser hatte damit etwas rechtlich Unmögliches verlangt; indem keine Regierung befugt ist, mit dem Privateigenthum ihrer Bürger die eigene Existenz zu erkaufen. Mit welchem Rechte konnte Pius VI. z. B. Gemälde aus Kirchen abtreten? und dennoch war dies bei den meisten Raphaëlen der Fall gewesen. Die Gewalt hatte dies möglich gemacht; aber sie konnte keinen rechtlichen Besitz begründen, und in so fern möchte der Pabst, da er nicht als kriegsführende Macht mitgewirkt hat, höchstens zu einer Geldentschädigung an Frankreich verbindlich gemacht werden können, wenn die Beleidigung, die ihm

von den Franzosen widerfahren, ihr mehrjähriger Besitz und Genuß seiner Einkünfte, und das durch sie herbeigeführte, Elends seines Staats ihm nicht zu einer Zeit, da eine allgemeine europäische Gerechtigkeit geübt werden soll, noch weit größere Ansprüche an eine Entschädigung von Frankreich gestattete.

4) Behaupteten die Franzosen, daß sie, indem sie die Kunstwerke aus Brüssel, Aachen u. d. gl. weggeführt, blos das Staats-Eigenthums-Recht ausgeübt haben.

Dieser Punkt ist eben so unhaltbar, als die andern. Waren diese Kunstwerke in dem Museum zu Paris ein allgemeines Staats-Eigenthum, so hatten die Provinzen und Städte, welche sie zuvor ausschließend besaßen, ihren Theil an demselben, den sie um so eher ansprechen konnten, so wie sie selbst von dem französischen Staate getrennt wurden, da nur sie ihn erworben hatten. Gleiche Verbindlichkeit zu den Lasten, erzeugt gleiche Verbindlichkeit für die

Vortheile, und mit welchem Rechte sollten solche abgetretenen Länder z. B. ihre Landesschulden mitnehmen müssen, wenn sie nicht auch ihren Antheil an dem Staatsvermögen überhaupt ansprechen dürften? Ueberdies hatte die französische Regierung in Bezug auf viele dieser Kunstwerke ein Staats-Eigenthums-Recht ausgeübt, das ihr gar nicht zustand. Die meisten derselben hatten in Kirchen gestanden, die noch immer dem Kultus geöffnet waren, waren Eigenthum von Stiftungen gewesen, welche noch nicht aufgehoben waren, oder von Gemeinden, denen nur die Gewalt sie rauben konnte. Welchen vernünftigen Grund konnte die französische Regierung anführen, indem sie alle diese Malereien in Paris aufhäufte? — Keinen andern, als die Laune eines Despoten, oder den Egoismus einer Hauptstadt, welche zu ihren unzähligen Vortheilen auch diesen noch schlagen wollte! Die Unstatthaftigkeit der französischen Besitzgründe wurde so allgemein gefühlt, daß man auf andere, großentheils kosmopolitische, ver-

fiel, durch welche Paris seine Museen behalten sollte. Diese Gründe waren die allergefährlichsten; indem sie die Unschlüßigkeit begünstigten und Männern, die in ihrem Leben nie ein Interesse für die Kunst gefühlt hatten, gerade durch ihren Mangel an demselben das Ansehn hoher allgemeiner Kultur und Humanität gewinnen ließen.

So sagte man denn also:

1) Die Vereinigung der Kunstschätze in Paris ist ein Mittel zu ihrem allgemeinen Genuße und Studium für alle Nationen.

2) Es befindet sich nirgends eine so vollständige Sammlung aller Schulen, nirgends eine solche aller Antiken; darum es Sünde wäre, sie zu trennen.

3) Die französische Regierung gab sie mit einer Liberalität, welche Dank und Anerkennung verdient, dem allgemeinen Genusse Preiß,

und hatte sie dadurch für einen Gesammt Schatz aller civilisirten Völker erklärt.

Alle diese Gründe sind nur scheinbar, und völlig seicht, wie sich leicht darthun läßt.

Und zwar darf man vor allen Dingen behaupten, daß die Vereinigung so vieler Kunstwerke gerade ihren Genuß und ihr Studium außer den Parisern, nur den Wenigen gestattete, welche wohlhabend genug waren, um große Reisen machen zu können. Bei jenen war dieser Genuß blos Befriedigung einer geistlosen Gafferei; und bei diesen im Durchschnitt nichts viel besseres. Ehemals hingegen waren diese Schätze durch eine ganze Reihe von Ländern vertheilt, wodurch ihr Genuß, so wie die Nacheiferung, vervielfacht wurde. Noch mehr, sie waren großentheils auf ihrem vaterländischen Boden, auf dem sie allein in ihrem ganzen Werth empfunden, und studirt werden konnten. Keine moderne Kunst hat sich ganz von der Nationalität losgemacht; wovon man sich am leich-

testen durch die Vergleichung der italienischen und spanischen Schulen überzeugen kann. Wie viel auch italienische und niederländische Kunst auf die leztere eingewirkt haben, so ging doch immer ein rein spanisches Wesen aus ihren Strebungen hervor, das man außer ihrem Vaterland im Anschaun seiner Kunstwerke wohl bemerken, aber nicht in seiner ganzen Tiefe fühlen und begreifen kann. Wie viel mehr noch ist dies bei der italienischen Kunst der Fall! Wo kann Raphaël ganz verstanden werden, als in Rom, wo seine größten Werke, weil sie auf der Mauer gemalt sind, immer noch bleiben mußten, wo die ganze Welt noch steht, durch die sein wunderbares Genie entwickelt wurde, und wo der Kunstschüler immer noch mehr oder weniger von der Wirkung dieser Welt empfindet? Fühlte das doch vielleicht selbst der gefühlloseste Mensch unsrer Zeit! Bonaparte ließ die französische Akademie in Rom fortbestehen, obgleich die Franzosen durch sein Museum, zwischen Wachen und Schlafen, große Künstler zu werden meinten.

Diese Ansicht, welche weitläufig entwickelt werden könnte, ist besonders auf die Antiken anwendbar. Diese unübertrefflichen Götterboten der Schönheit aus fernen, der Kunst, wie nie mehr möglich ist, günstigen, Jahrhunderten können blos im Zusammenhang mit allen Resten jener Vorzeit genoßen und studirt werden, ein Zusammenhang der nur noch in Italien, und, vor allen Städten dieses Landes, in Rom übrig ist. Dazu ist die Welt der Konvenienz und Mode, der Sitz und das Vaterland aller überladenen Modernität, dazu ist das lärmende, ewig in dem kleinlichen Umtrieb wogende, wahrhaft geschmaklose, Paris nicht der Ort. Der Künstler wanderte daher immer noch nach Italien, und besuchte am Ende seiner Lehrjahre zuweilen nur Paris, um seine encyclopädische Kunstkenntniß zu vervollständigen. Sogar die bessern und wohlhabendern französischen Künstler machten es nicht anders! Denn wirklich hatte diese Vollständigkeit des pariser Museums, wie man sie als einen Grund für den, zu verlängernden, Besitz

der Franzosen ansah, nicht nur keinen Werth für den Künstler, sondern sie war dies nicht einmal in seinen Augen.

Sie hatte keinen Werth für ihn; indem die Menge von Kunstwerken immer dem Studium schädlich ist. Sie erdrücken einander in solcher Anhäufung, sie heben gegenseitig ihre Wirkung auf. Der Geist gewinnt noch weniger Ruhe, als das Auge, und der stille innige Genuß ist unter diesem Treiben der vielen Gaffer in einer Stadt, wie Paris, schon nicht möglich, wenn ihr nicht selbst die Zusammenstellung des Verschiedenartigsten in seinem Museum gestört hätte. Ja, die Flachheit des französi chen Kunstsinns schien sich ordentlich darin zu gefallen, jenen stillen Genuß unmöglich zu machen. So wie die Gemälde gestellt waren, hatte das, den Franzosen überhaupt eigene, Streben nach Kontrasten, nach Antithesen, nach dem Witzigen seinen Einfluß geübt. Man war ordentlich bemüht, das so überaus sanfte, wohlthuende religiöse Gefühl, welches eine heilige Familie z. B. in dem

Beschauer weckt, durch jedes Mittel zu stören, und war selbst so weit gegangen, frivole Darstellungen, die ein zartfühlender Mann nicht einmal seiner Gattin zeigen würde, mit Bildern hochreligiösen Inhalts zu umgeben, und dadurch ein wahrhaft schmerzliches und zurückschreckendes Gefühl in dem Beobachter zu erwecken. Diese Vollständigkeit, wenn sie auch erreicht worden wäre, war überdies dem Kunststudium völlig unnütz, und begünstigte blos die Kunstkennerei, welche freilich unter einem Volk, bei dem der Eigennutz eine der stärksten Triebfedern ist, großen Werth hat.

Wie weit war das Pariser Museum von der angeblichen Vollständigkeit entfernt!

Ich will gar nicht gedenken, daß es nicht einmal alle Kunstschulen hatte, und die englische und portugiesische z. B. ganz fehlten; daß die, so überaus reiche, spanische nur einige Bilder von Murillo zählte, und von den übrigen Kunstheroën der Halbinsel gar nichts enthielt. Selbst den italienischen Schulen fehlte es an einer Voll-

ständigkeit, welche bei der Frechheit der französischen Raubsucht wirklich unbegreiflich ist. Von den sicilianischen Malern enthielt das Museum nichts; die florentinische Schule war durchaus armselig, und selbst Michael Angelo's Namen fehlte. Gleich sparsam waren die Genueser und Neapolitaner, gleich mangelhaft die teutsche und die niederländische Schule, und in der Auswahl, womit die Franzosen die Kunstwerke geraubt hatten, legte sich die allgemeine und wahrhaft nationale, Beschränktheit ihrer Kenntnisse am auffallendsten an den Tag. Die größten Werke der Kunst fehlten ganz; weil sie zum Glück auf die Mauer gemalt sind, und die Franzosen zu ihrer Zerstörung nichts thun konnten, als daß sie die Gebäude, welche sie enthielten, zu gemeinem Gebrauch verkauften, niederreißen, oder von selbst in Trümmern fallen ließen.

Diese Unvollständigkeit war in den Antiken gleich auffallend. Wo waren die Kolosse von Monte-cavallo, eines der wenigen Werke,

die noch unmittelbar und original aus der besten Zeit der Griechen übrig sind? Kann eine Sammlung der Antiken, welche auf Vollständigkeit Anspruch macht, ohne die Nioben-Gruppe, ohne den farnesischen Hercules, ohne die Flora dieses Hauses, ohne den barbarinischen Faun wohl gedenkbar seyn? Die Franzosen wollten in Paris einen Cyklus aller Kunstgeschichte aufstellen, und es wurde nicht einmal ein vollständiger Cyklus ihrer Eroberungen! Wie wurde es dem Freunde der Kunst zu Muthe, wenn er Italien gesehen hatte! dort konnte er in einem Vormittag die Geschichte der Bildhauerkunst von ihrem ernstesten Styl von Scopas, bis auf die gefälligen Schöpfungen Canova's, durchlaufen. In Rom und Florenz ging er von Phidias zu Michael Angelo, von Donatello zu Thorwaldson. In Paris konnte man freilich eine Gruppe von Dupaty neben einem Werke von Praxiteles sehen; aber welch ein widriger Kontrast! Es warnte nicht einmal wie

der Berninische Styl in Rom, der doch immer noch ein großes Kunstgenie mit gewaltiger Kraft ausspricht! Was half denn diese Liberalität, mit der die Franzosen ihre Kunstschätze dem öffentlichen Genusse Preis gaben!

Zuverlässig ist diese Liberalität aller Anerkennung würdig, und kontrastirte besonders gegen die ewige Bettelei der Aufseher in Rom, welchen jeder Kunstbesuch bezahlt werden muß. Allein gerade diese Liberalität war in Paris, einer Stadt von über einer halben Million Einwohner, nicht an ihrer Stelle; indem die nothwendige Folge derselben, das Verderben aller Gemälde seyn mußte.

Man denke sich die Zahl der Menschen, welche in einem Jahre die Pariser Sammlungen besuchten, und den ungeheuren Staub, den sie in dieselben brachten. Um die Gemälde vor demselben zu schützen, mußten sie mit starkem Firniß bedeckt werden. Aber dieser Firniß hielt den Staub fest, und würde in einigen Jahren zuverläßig jedes Gemälde ganz un-

kenntlich gemacht haben, wenn man ihn nicht von Zeit zu Zeit wieder abgenommen, und mit neuem ersetzt hätte. Diese, obgleich nothwendige, Operation ist für jedes Gemälde nachtheilig; aber bei öfterer Wiederholung verderblich, darum auch mit Sicherheit angenommen werden darf, daß kein großes Kunstwerk unsrer Zeit nach einem Jahrtausend noch in einem Zustand übrig seyn wird, der seinen jetzigen Werth nur noch ahnen lassen kann. Jeder Firniß ist an sich schon den Farben schädlich, aber es liegen auf den Werken der größten Meister Tinten, die sich beinah so leicht verwischen, wie der Farbenstaub auf Schmetterlingsflügeln. Von diesen Tinten ist heut zu Tage freilich auf den ältesten Gemälden wenig mehr übrig; allein in dem pariser Museum würden sie in einem Jahrhundert ganz entflohen seyn. In einer längern Zeitperiode müßte jedoch noch mehr, als dieses sich verwischt haben. Die fertige Restaurationspinselei der Franzosen würde solches freilich mit Auftragen neuer Farben zu bedecken

gesucht haben; aber was wäre damit nach zwei bis dreihundert Jahren aus den unersetzlichen Werken einer Kunstperiode geworden, zu der sich die heutigen Völker, was auch immer für die Kunststudien geschehen mag, nie wieder empor schwingen können?

So ist es entschieden, daß das Zusammenhäufen der Gemälde in dem pariser Museum, und besonders die, so sehr gepriesene, Liberalität, womit sie dem öffentlichen Genusse und Studium hingegeben wurden, den Untergang dieser, durch nichts mehr zu ersetzenden Kunstwerke nur um mehrere Jahrhunderte beschleunigte. Aber es ist noch ein anderer Grund übrig, welcher diese Aufhäufung auf einem Punkte zu einer Besorgniß für die ganze gebildete europäische Welt machen mußte.

Wenn auch zu der beabsichtigten Vollständigkeit dieses Museums immer noch unendlich viel fehlte, so ist doch unläugbar, daß es einen unschätzbaren Reichthum von Werken alter und neuer Kunst, und von mehreren großen Mei-

stern beinah alle ihre ausgezeichnetsten Kunstwerke enthielt. War es aber wohl jemals räthlich, diesen großen, der ganzen Kultur der Menschheit angehörigen, Schatz auf einem einzigen Punkte zu vereinigen, und damit den Gefahren einer plötzlichen Zerstörung blos zu stellen? — Man schaudert bei dem Gedanken zusammen, daß ein einziger Brand, ein einziger Volksauflauf, ein einziges Erdbeben, alle diese Herrlichkeiten in wenigen Stunden, in einem Augenblicke zernichten könnte. Die beiden ersten Gefahren sind vielleicht nirgends so groß, wie in Paris, und wer weiß, ob wir nicht bald die Zeit erleben, da eine neue blutige Revolution, ein Bürgerkrieg, eine Belagerung am klarsten beweisen wird, wie nöthig es war, daß die, in Paris aufgehäuften, Kunstschätze wieder zerstreut wurden, um sie im Ganzen vor den Gefahren einer krampfhaften Zuckung der Zeit zu sichern?

Schließlich darf man bei dieser Untersuchung denn doch wohl auch der Möglichkeit gedenken,

daß eine Regierung die Kunstwerke durch Gleichgültigkeit, oder selbst mit Absicht zu Grunde gehen lassen kann. Der menschliche Geist ist so fruchtbar und erfindungsreich in seinen Verirrungen, und es wäre ja, wenn es geschähe, doch gewiß nicht das erstemal, daß alle Kunstwerke, wie Feinde, verfolgt wurden. Eine religiöse Bilderstürmerei hat die Welt schon gesehen; ist eine ästhetische nicht möglich? Kann eine religiöse nicht wiederkehren, und läßt sich selbst nicht eine politische Schwärmerei denken, welche ein Volk zu Spartanern machen, und damit anfangen wollte, ihm Alles zu rauben, was ihm die Künste des Friedens als würdige Gegenstände seiner Liebe zeigt, und einem Genie Bahnen eröffnet, die von denen des militärischen Volksgeistes so weit abweichen?

III.

Aufenthalt in Paris.

I.

Die Tagsgeschichte einer großen Stadt ist immer reich an Vorfällen, welche oft aus dem gewöhnlichen Karakter einer Nation heraustreten. Und dennoch beurtheilen wir die meisten Völker häufig nur nach solchen einzelnen Zügen. Ja es ereignen sich oft Dinge, die außer den Gränzen aller Civilisation liegen, und dies beweißt zur Demüthigung des Menschenfreunds, daß es Stimmungen und Verhältnisse giebt, in welchen der Mensch wieder in die rohste Barbarei des Naturzustands zurückfallen kann.

Eine Begebenheit, wie sich dieser Tage eine in Paris ereignet hat, würde man eher von

London, als von der Hauptstadt Frankreichs glauben, und eher einem wilden Volke, als einer civilisirten Nation beimessen. Es ist in derselben ganz der rohe Begriff von Recht und Eigenthum waltend, wie er nur unter Völkern herrschen kann, die beinahe durch kein Band der Gesellschaft in sich selbst verknüpft sind. Mögen meine Leser selbst über diesen Vorfall urtheilen!

Man arretirte, auf geschehene Klage, einen Miethkutscher, Namens Quetteville, der beschuldigt wurde, einem gewissen Lenoir, Soldaten der Departements-Garde von Paris, ein Ohr abgeschnitten zu haben.

Quetteville läugnete dies gar nicht, behauptete aber, es im Rausch, und mit der Ueberzeugung eines vollen Rechts gethan zu haben; indem Lenoir seinen Hut abgenommen, ihm sein Ohr hingeboten, und wiederholt von ihm verlangt, dasselbe abzuschneiden, das er im Spiel an ihn verloren habe.

Letzterm Umstand konnte Lenoir nicht

widersprechen; allein in den übrigen Aussagen war er von Quetteville etwas abweichend. Die Zeugen, welche vorgefordert wurden, erklärten den Verlauf der Sache auf folgende Weise:

Quetteville, ein Mann von 42 Jahren, trank in einem Weinhause mit Lenoir, der nicht mehr als 19 Jahre hatte, und vormals als Stalljunge bei ihm gedient hatte. Jener schlug diesem ein Spiel vor, und da er kein Geld zu haben behauptete, so sagte er ihm, er solle seinen Säbel daran setzen.

„Dieser Säbel ist nicht mein“, erwiederte Lenoir; „wie darf ich verspielen, was einem Andern gehört?“

„So setze deinen Rock daran!“

„Um dann halb nackt nach Haus zu laufen?“

„Was hast du denn, um das wir spielen könnten?“

„Nichts.“

„Du hast doch ein Paar Ohren am Kopfe; spielen wir um diese.“

„Meine Ohren sind mein; um sie kann ich spielen.“

„Es gilt also eins deiner Ohren?“

„Top!“

Man spielte, und Lenoir verlor.

„Zahle mir zwei Bouteillen Weins,“ sagte Quetteville, „oder ich schneide dir ein Ohr ab.“

„Ich habe nichts, als drei Sous in der Tasche; bist du auf mein Ohr versessen, so schneid' es mir ab.“

„Das kann gleich geschehen; ich muß nur einen Augenblick auf die Seite gehn.“

Quetteville ging wegen eines Bedürfnisses hinaus, zog, als er wieder hereinkam, sein Messer hervor, schnitt Lenoir ein Ohr ab, und hielt es den Umstehenden mit den Worten vor: „es ist mein; er hatte es an mich verloren.“

„Wenn er also um seinen Kopf gespielt hätte,“ bemerkte einer von den Anwesenden, „so hättest du ihm auch diesen abgeschnitten?“

„Ganz gewiß!“ gab er zur Antwort.

Man brachte nun Wasser, um Lenoir'n zu waschen, und dieser sagte während dies geschah: „Ah, der Spitzbube! So hat er mir es wirklich abgeschnitten? Das hätt' ich nicht von ihm geglaubt!"

Lenoir wurde beinahe bewußtlos in das Hospital getragen. Trunkenheit und Blutverlust wirkten gleich stark auf ihn, und der Wundarzt erklärte, daß die nothwendigste Folge dieser Wunde Harthörigkeit seyn würde.

Quetteville, welcher auf weitern Nachforschungen nach seinem vorigen Leben für einen gefährlichen, von allen seinen Nachbarn gefürchteten, Menschen erfunden wurde, führte verschiedene Umstände zu seiner Vertheidigung an. Besonders bestand er auf völliger Betrunkenheit, in welcher er die Schandthat verübt habe. Dann wollte er von Lenoir selbst zu diesem Spiel aufgefordert, und durch Schimpfworte, wenn er sich nicht bezahlt mache, zum Ohrabschneiden gezwungen worden seyn. Dieser habe ihm, setzte er hinzu, sein Ohr mehreremale angeboten,

und ihn einen J... F... genannt, wenn er es nicht abschnitte. So habe er endlich in Aerger und Trunkenheit das Messer ergriffen.

Die Erkundigungen, welche man über Lenoir einzog, schilderten diesen als einen redlichen, gutmüthigen, selbst sanften Menschen. Andre Umstände bewiesen, daß er von Quetteville zum Trinken, so wie zum Spielen, verführt worden war.

Die Jury verurtheilte den Angeklagten zu zweistündiger Ausstellung auf dem Greve-Platz, und zu vierjährigem Gefängniß.

Diese Geschichte, welche das hiesige Publikum so lange beschäftigt hat, als nichts Neues kam, reicht indeß bei weitem nicht an die, eigentlich romanhafte Verworfenheit eines Verbrechers hin, welcher kürzlich in Brügge zu zwölfjähriger Galeeren-Strafe verurtheilt wurde.

Dieser Mensch, Peter Joseph de Häse, war in einer Armenanstalt in Brabant erzogen worden, und im zwanzigsten Jahr als Noviz in ein Kloster zu Dünkirchen getreten. Die

Revolution trieb ihn aus diesem heraus; er ging nach Paris und von da in der Franziskaner-Kutte nach Rom, wo er in einem Collegium Aufnahme fand. In diesem blieb er bis 1792, wo er nach seinem Vaterland zurückkehrte, und in eine fromme Brüderschaft trat, welche eine Erziehungsanstalt hatte.

Ein sehr angesehener Kaufmann von Courtray schickte seinen vierjährigen Sohn um diese Zeit in die Erziehungsanstalt. Häse, der mit den niedrigen Diensten des Hauses beschäftigt war, erhielt Gelegenheit mit den Eltern des Knaben in Verbindung zu kommen, und ihnen hie und da Nachrichten von ihrem Sohne zu bringen. Man lud ihn einmal zum Essen ein; allein er wiederholte seine Besuche so oft, daß man ihm, weil man von seinem sonstigen schlechten Lebenswandel Kenntniß erhalten hatte, das Haus verbot.

Häse beschloß fürchterliche Rache, und führte sie aus. Er erhielt von seinen Obern die Erlaubniß, eine kleine Reise zu machen, ging

nach Courtray, und erhob von den Eltern der Zöglinge in der Anstalt mehrere Summen für diese. Damit begab er sich nach Menin, in ein Frauenzimmer-Kloster, wo Herr . . . von Courtray eine e[illegible]ährige Tochter in Pension hatte. Er nannte sich hier den Freund von seinem Hause, gab genaue Nachrichten über dasselbe, und gewann so viel Glauben und Zutrauen, daß man ihm das Mädchen übergab, um es, wie er den Auftrag von diesen zu haben behauptete, seinen Eltern auf einige Tage zum Besuche zu bringen.

Mit diesem Raub nahm er die Post und ging nach Lille. Das arme Mädchen bemerkte bald, daß dies nicht der Weg nach Courtray war, und erhielt auf ihre Fragen die Antwort, daß das Leben ihrer Eltern von ihrer Folgsamkeit abhänge. Eine Menge Vorstellungen und Drohungen machen sie furchtsam. Sie läßt sich zu Lille in ein Zimmer verschließen, während ihr Entführer die Verwandten der Erziehungsanstalt ihres Bruders in dieser Stadt aufsucht, und gleichfalls

Geld von denselben erpreßt. Die Abwesenheit Häse's dauert dem armen Kinde zu lange. Die schrecklichsten Vorstellungen bemächtigen sich seiner, sie bricht in laute Klagen aus. Ein Fremder, der im nämlichen Gasthofe wohnt, hört sie, tritt die Thüre ein, und übergibt sie der Familie des Gastwirths. Sie erinnert sich, daß ein guter Freund ihres Vaters in Lille wohnt, und bittet nach diesem zu schicken. Unglücklicher Weise macht die Person, welche den Auftrag auszurichten hat, ihre Sachen so schlecht, daß Niemand erscheint. Häse kommt in der Nacht endlich zurück, bemächtigt sich seines Opfers wieder, tröstet sie, thut freundlich, und weiß die Leute so zu beschwatzen, daß man ihn am andern Morgen ohne Hinderniß mit ihr nach Paris abreisen läßt.

Häse setzt sich in dieser Stadt mit einem jungen Menschen von Gent in Verbindung, und beide vereinigen sich zu einer Reise nach Italien. Häse verkauft die guten Kleider des armen Mädchens und bedeckt sie mit Lumpen.

Zu Fuß und bettelnd, muß sie den beiden Schändlichen nach Italien folgen, und sich jede Nacht der frechen Lüsternheit ihres Verführers hingeben. So kommen sie nach Florenz. Hier gelingt es der Unglücklichen das Herz von Häse's Kameraden zu rühren, der ihr verspricht, sie zu ihren Eltern zurückzuführen. Häse merkt ihr Einverständniß, und beschließt, ihn zu Grunde zu richten. Er hatte früher seinem Kameraden einen auf ihn selbst ausgestellten Paß übergeben, und weiß, daß der Name Häse durch einen großen Theil von Europa verfolgt wird. Er giebt also jenen als Häse an, der bei diesem Namen im Anfang auch bleibt, weil sein Paß auf denselben lautet. Der Betrogene, aber wahrscheinlich sonst nicht ganz Schuldlose wird gefangen gesetzt, und die Polizei von Florenz schreibt nach Courtray, daß der verfolgte Häse in ihrer Verwahrung sey.

Der eigentliche Verbrecher dieses Namens begiebt sich nun mit seinem Raub nach Rom, und heirathet die arme Entführte daselbst.

Kurz nachher wird er aber auf die Forderung des französischen Gesandten arretirt, und seine Frau in ein Kloster untergebracht. Häse war völlig entdeckt, und hatte seine Strafe zu erwarten, als die Revolution des Kirchenstaats ihn in Freiheit setzt. Er streift in Italien umher, gelangt plötzlich zu großem Reichthum, und verläßt einen Genuesischen Kaufmann in dessen Vaterstadt, nachdem er ihn nach Palermo, Civita vecchia u. a. Orte begleitet hat. Nach einigem Aufenthalt in Italien, und von da in Tyrol und Schwaben, geht er nach Flandern im Jahr 1799 zurück.

In diesem Jahr heirathet er zu Gent, und verläßt seine schwangere Frau nach einigen Monaten ihrer Ehe, und nachdem er sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte. Er geht nach Antwerpen, und dient eine Zeitlang in einer Brandtweinfabrik. Von da nimmt er Dienste in einem Bordel, und setzt sich bald an die Spitze desselben. Seine verlassene, zweite Frau stirbt, er bemächtigt sich ihrer Hinterlassenschaft,

und läßt sich in Brüssel nieder. Er begleitet einen Kaufmann im Jahr 1802 nach London, und kommt ohne diesen, von dem Niemand erfuhr, was aus ihm geworden war, wieder zurück, und heirathet zum Drittenmal. Dies geschah 1803, und die einzige Ehe, welche er mit den gesetzlichen Formalitäten einging. Mit dieser Frau lebte er in Brüssel, im Besitz einer Destillir-Fabrik und zweier Häuser, und führte sich so gut auf, daß die Polizei lange anstand, ihn als den Häse zu ergreifen, dem sie schon seit sieben und zwanzig Jahren nachforschte.

Das einstimmige Urtheil der Jury verdammte diesen schändlichen Verbrecher zu zwölfjähriger Ketten-Arbeit.

Diese kurze Skizze eines, wirklich romanhaften, Verbrecher-Lebens schildert, neben aller Verdorbenheit einer, aufs tiefste gesunkenen, Menschennatur, die Verwirrung der Revolutionszeiten, in welchen die größten Unthaten begangen wurden, und oft ohne Folge blieben. Manche brachte aber auch die, wieder zurück-

gekehrte, bürgerliche Ordnung an den Tag, und mancher Kopf ist schon gefallen, der sich lange schon, durch die Verjährung seiner Schuld, sicher wähnte.

Eine dritte peinliche Prozeßsache, mit der ich diesen traurigen Artikel schließe, gibt zu andern Betrachtungen Anlaß. Es ist die Untersuchung eines Mädchens, welche durch viele unwidersprechliche Umstände, als Kindsmörderin erwiesen, dennoch von den Gerichten freigesprochen wurde, weil den Beweisen die Vollständigkeit fehlte.

Eine Köchin, Namens Aimée, die in einem guten Haus in Paris diente, verließ dieses, ohne ihrer Herrschaft etwas davon zu sagen, eines Morgens frühe, und begab sich zu einer ihrer Freundinnen, Rosine Leriche, die im fünften Stock einer Wohnung eingemiethet war.

Sie kommt weinend bei Rosine'n an; klagt über Uebelbefinden, und bittet um die Erlaubniß, sich niederlegen zu dürfen. Rosine

ist erstaunt, daß sie in diesem Zustand das Haus ihrer Herrschaft verlassen; allein Aimée antwortet: sie fürchte, daß man sie ins Hospital schicken möchte.

Rosine verläßt sie, und geht in den vierten Stock herab zu einem Schuster, wo sie im Tagelohn arbeitet.

Dieser sieht Aimée'n kurze Zeit nachher gleichfalls herunterkommen und in die Bequemlichkeit gehen, welche die Bewohner der fünften Etage hier suchen mußten. Ein andrer Bewohner des Hauses hört gleich nachher ein ungewöhnliches Geräusch im Rohr des Abtritts; seine Frau vernimmt es gleichfalls, und beide sind erstaunt über diese Erscheinung.

Rosine wird unruhig über den Zustand, in welchem sie ihre Freundin verlassen hat. Sie beauftragt die zehnjährige Tochter des Schusters, nach derselben zu sehen. Das Mädchen findet die Thüre verschlossen; sie wird nur ein wenig von Aimée'n geöffnet, die ihr sagt, daß sie nichts nöthig habe. Das Mädchen bemerkt aber

doch, daß sie weint und schluchzt; es kommt wieder, und findet die Jammernde vor dem Bette knieend, das Haupt mit beiden Händen haltend.

Um zehn Uhr verläßt Rosine ihre Arbeit, um selbst nach der Freundin zu sehen. Diese sagt, daß sie nichts bedürfe, und daß sie Kopfschmerzen, Kolik und Gallenverlust habe, gibt ihr aber einen Auftrag für ihre Herrschaft. Rosine will die Thüre schließen, damit sie ruhiger schlafen könne. Aimée verweigert das. Nach einer Stunde kommt jene zurück, und findet Blutflecken auf dem Boden und auf dem ganzen Weg bis zur Bequemlichkeit. Aimée sagt, sie habe starken Blutverlust gehabt, indem sie sich ihrer Galle entledigen wollte, und bittet sie, das Blut aufzuwaschen.

Nachmittags kommt die Dame, bei der die Kranke in Diensten ist, selbst, sieht mit Erstaunen die Kleider ihrer Köchin mit Blut befleckt, und im Fenster ein Körbchen mit ganzen Klumpen geronnenen Blutes stehen. Sie nimmt sie in

ihrem Wagen mit, und läßt sie sich sogleich, nachdem sie zu Haus angekommen, ins Bette legen.

Einem der Hausbewohner Rosinens sind alle diese Umstände verdächtig. Er sucht eine Hebamme auf, und führt sie in das Haus, wo Aimée nun lag. Die Herrschaft der Letztern widersetzt sich einer solchen Untersuchung, weil sie nicht legal sey. Beide gehen wieder weg, und der erste giebt die Sache bei der Polizei an.

Rosine besucht ihre Freundin am andern Morgen, und findet sie bereits an der Arbeit; aber kaum ist jene wieder weg, so läßt Aimée einen Wagen kommen, und reist in demselben ab zu ihren Eltern.

Die Unpäßlichkeit der Letztern war am 11ten Juni vorgefallen; und erst am 17ten öffnete man den Kanal des Abtritts vom Hause, in welchem sie verdächtig geworden war. Man fand den Leichnam eines neugebornen völlig gezeitigten Kindes in demselben; aber keine Spur, daß es mit Gewalt umgebracht worden war.

Erst am 1. Juli wird Aimée bei ihren Eltern arretirt, und in die Gefängnisse von Paris gebracht. Am 15. 17. und 27. Juli wird sie, nach einander, von drei Chirurgen untersucht, welche kein Zeichen einer neuen, oder ältern Entbindung an ihr finden.

Der Prozeß eröffnet sich. Die Untersuchung brachte folgende Umstände zum Vorschein.

Aimée hatte mit einem Schneider in Verbindung gestanden, den sie zu heirathen hoffte, und von dem sie sechs Monate vor dem verdächtigen Vorfall verlassen worden war.

Die verschiedenen Personen, bei denen sie gedient hatte, gaben ihr das beste Zeugniß in Rücksicht auf ihren Karakter, ihre Treue, und selbst ihre sittliche Aufführung. Alle erklärten, daß sie eine ganz besondere Neigung zu den Kindern habe; daß sie diese schnell an sich zu gewöhnen verstehe, und daß dieser Umstand den Kindermord sehr unwahrscheinlich mache.

Nach langem Streite, bei welchem der Generalprokurator für die Entbindung des Mäd-

chens und für die freiwillige Entledigung ihres Kindes durch die Bequemlichkeit war, jedoch den Vorbedacht dieser Handlung nicht einräumte, nach langem Streit wurde Aimée dennoch von der Juri freigesprochen.

Ehe man sie entließ, hielt der Präsident eine Rede an sie, in welcher unter andern folgende Worte vorkamen:

„Der Gerichtshof respektirt die Erklärung der Juri, welche von Ihrer Schuld nicht überzeugt ist. Gewiß aber bleiben in der Seele der Geschwornen und in der der Richter Zweifel über Ihre Unschuld, und vielleicht wirft Ihnen Ihr Gewissen, das richtiger blickt, als die Gerechtigkeit, in diesem Augenblick das Verbrechen vor, um das Sie angeklagt wurden. Wenn Sie die Natur durch den Mord Ihres Kindes verletzt haben, so suchen Sie Ihr Verbrechen wenigstens durch eine musterhafte Aufführung in Vergessenheit zu bringen. Vergessen Sie nie die schrecklichen Folgen, welche diese Anklage für Sie hätte haben können, und bedenken Sie be-

sonders daß wenn Ihr Betragen Sie wieder zu den Füssen der Gerechtigkeit führen sollte, diese Sie mit aller Strenge behandeln würde. Vergessen Sie ja nie, daß eine Mutter, die ihr Kind selbst zerstört, ein Ungeheuer ist, das die süßesten und heiligsten Pflichten verkennt, und das, außer der Gerechtigkeit, noch durch den allgemeinen Unwillen der Gesellschaft bestraft wird.“

Aufenthalt in Paris.

II.

Die Auferstehung des Comnenischen Kaiser-Hauses ist doch gewiß keine unmerkwürdige Erscheinung des Tags, wenn sie auch weiter keine Folge haben sollte. Auch beschäftigt sie die Müssiggänger dieser Hauptstadt nicht ausschliessend; sondern diejenigen, welche Alles gern von der ernsten Seite nehmen, gewinnen der Sache wenigstens historische Seite ab, wenn sie an die politische gleich nicht rühren wollen.

Bei dieser Gelegenheit ist dann, wie das gewöhnlich in dieser Stadt geschieht, alles Aehnliche, Verwandte, darauf entfernt sich Beziehende zur Sprache gekommen. Man suchte, nachdem die ernsthafte Seite nur zu bald erschöpft war, die unterhaltende hervor, erinnerte sich aber

nicht einmal an die Geschichte jenes Grafen Andreas Comnenus, der im sechszehenten Jahrhundert noch in Italien seine Rolle gespielt hat.

Er lebte um diese Zeit in Rom, und hatte vom Pabst eine Pension von 100 Gold-Skudi's monatlich, die ihm so unrichtig ausbezahlt wurde, daß er allmählig mit 28,000 Dukaten in Rückstand kam. Da er nichts zu leben hatte, so eröffnete er sich die einzige Hülfsquelle, die ihm seine Abstammung noch übrig gelassen hatte.

Das Groß-Meisterthum des Konstantins-Ordens war in seinem Hause, und er, als das Haupt desselben, im Besitz dieser Würde, die ihm erlaubte, das Kreuz des Ordens nach Gefallen auszutheilen. Dazumal war es um solche Auszeichnungen noch etwas Ungewöhnliches, und so fand denn der Graf Andreas Leute genug, welche ihm die Ehre, zu Konstantins-Rittern ernannt zu werden, theuer genug bezahlten. Unter andern gab er das Kreuz auch zween Abenteurern, Namens, Gorget von Cephalo-

nien und Nikolaus Alessio, welche von seiner Familie zu seyn behaupteten, und deshalb, oder ums Geld mancherlei weitere Privilegien von dem Grafen erhielten. Kraft der Letztern wollten sie auch das Recht von ihm erhalten haben, das Konstantins-Kreuz selbst zu ertheilen, und übten dasselbe auch geraume Zeit aus. Allein der Neffe des Grafen Andreas, Peter Comnenus, der ihm in der Groß-Meister-Würde folgte, hielt sich dagegen auf, und fing im Jahr 1591 zu Rom einen Prozeß mit ihnen an, der schnell entschieden wurde, und sich mit der Verbannung des Alessio, und mit lebenslänglicher Galeerenstrafe des Gorget endigte.

Troz diesen und andern Spuren, welche man noch später von den Comnenen entdeckte, hatte Herr Koch in seinem Gemälde der Revolutionen von Europa behauptet, daß die ganze Familie derselben in der Person Davids, des letzten Kaisers von Trebisond, erloschen sey. Dagegen erhob sich ein Herr Demetrius Comnene, welcher sich in Paris mit einem Brief

an Herrn Koch wandte, in dem jene Behauptung wiederlegt ist. Dieser Brief, mit andern, den Streit betreffenden, Aktenstücken, erschien so eben, und es ist gewiß nicht ohne Werth, dieser Broschüre eine längere Dauer zu geben, als alle Dinge, welche die Stadt Paris einige Tage beschäftigt haben, sonst zu gewinnen pflegen. Die Papiere sind folgende:

1.

Brief des Demetrius Comnene an Herrn Koch.

In rebus humanis nihil tam fauste feliciterque, quod non error aliquis interpolet.

Lucian.

Mein Herr! Ich kann Ihnen wohl keinen bessern Beweis meiner Achtung geben, als indem ich Ihnen Aufklärungen über einen Punkt der Geschichte mittheile, den Sie in Zweifel zu ziehen scheinen. Einen Schriftsteller vom gewöhnlichen Schlag würd' ich vielleicht damit beleidigen; aber bei einem Mann, der tiefes Wis-

sen mit geradem Willen vereinigt, hab' ich das nicht zu fürchten.

Sie sagen in Ihrem Werk (B. II. S. 95.): „David Comnenus, der lezte Kaiser von Trebisond, sey in den Fesseln Mahomets II. gestorben, und mit ihm seine ganze Familie vertilgt worden.“ So weit wäre das Ihre eigene Meinung, der es übrigens nicht an dem Zeugniß gleichzeitiger Schriftsteller fehlt; aber Sie setzen noch hinzu (S. 263.): „Chalkondylas habe ausdrücklich gesagt, daß die ganze Familie Davids mit ihm untergegangen sey.“

Ich bemerke Ihnen hierüber, daß Chalkondylas dies nicht gesagt hat, und vermuthe, daß Sie seinen Text mit der Note seines Herausgebers, die am Rande steht, verwechselt haben; denn sie wiederholen diese Wort für Wort, ohne eine Sylbe vom Verfasser selbst anzuführen.

„Die Comnenen von Corsika,“ fah-

ren Sie fort, „behaupten demungeachtet, daß sie von einem seiner Söhne (Davids) abstammen, welcher Mittel gefunden habe, sich zu retten."

Dieser Sohn hat sich wirklich gerettet, und das Werk, das Sie anführen (Précis historique de la maison imperiale des Comnénes) bezeugt es. Ein Jahrhundert früher hatte es der gelehrte Ducange *) und Gaillet **) bestätigt. Es muß Ihnen wohl sehr sonderbar scheinen, daß der Erstere sich auf das Zeugniß des Chalkondylas, und zwar auf die Stelle selbst beruft, in welcher Sie zu finden glaubten, daß er ausdrücklich von Davids und seiner ganzen Familie Tod spreche. Andere Geschichtschreiber sind den beiden genannten Schriftstellern gefolgt ***), und derjenige von unsern

*) Famil. illustr. Byz. S. 195.

**) Vie de Mahomet II. trad. de l'ital. S. 89.

***) Anecd. de la fam. ottom. S. 191. — Dict. histor. Artikel: David u. Mahomet.

Landsleuten, welcher diese Materie am tiefsten kannte, bestätigt es, nachdem er alle Gründe der Ueberzeugung, auf denen menschliche Wahrheiten nur immer ruhen können, erschöpft hatte.

Mächtige Feinde, welche die Familie der Comnenen dazumal hatte, veranlaßten vielleicht die strengere Untersuchung; aber die Eifersucht gewisser Hofleute brach in Vorwürfe gegen Herrn Cherin aus, so wie seine Meinung bekannt wurde *). Aber nicht Alle indeß theilten diese Ungerechtigkeit, und meine Dankbarkeit muß unter denselben namentlich den Herrn von Choiseul-Gouffier nennen.

Indeß erschienen die Patentbriefe des Kö-

---

*) Cherin's Stelle ist folgende: „es ist kein Zweifel, daß Herr Comnene in gerader Linie von David, dem letzten Kaiser von Trebisond, abstammt, welcher 1462 auf Mahomets II. Befehl getödtet wurde, und daß er daher aller Auszeichnungen seiner Abstammung würdig ist." In dem Precis hist. de la mais. imp. des Comn. S. 52.

nigs, die ich Ihnen hier beilege (S. am Schluß). Sie wurden damals von den fürstlichen Höfen, welche sie einregistriren ließen, als Muster von Klarheit und Bestimmtheit in diesem Fach, und von den Gelehrten als Urkunden der neuern Geschichte angesehen. Nun frag' ich Sie, was vermag eine bloße Verneinung gegen so festgestellte, auf alle Grundsteine menschlicher Wahrheiten gestützte, Thatsachen?

Ich muß Ihnen gestehen, daß ich stille geschwiegen hätte, wenn ich mir nicht vorgenommen, in diesem Brief weiter zu gehen, und Ihnen zu beweisen, daß nicht nur Ein Sohn Davids, sondern Mehrere der Grausamkeit Mahomets II. entgangen sind, und daß sich die Comnenen nicht nur in Lakonien, und später in Corsika, sondern auch in verschiedenen Gegenden Italiens uud in andern Ländern fortgepflanzt haben.

Da Sie das Zeugniß von Chalkondylas anführen, mein Herr, so muß ich, vor allen Dingen, ein Wort zur Kenntniß dieses Man-

nes sagen. Ich werde aber einen Schleier über die Fehler derjenigen Schriftsteller machen, die ihn angeführt haben, ohne ihn zu verstehn, und dabei beweisen, daß seine Autorität nur dann zulässig ist, wann sie allein steht. Er ist Verfasser einer Geschichte der Türken, die wegen ihrer Dunkelheiten häufig unverständlich, und im höchsten Grade fabelhaft ist. Urtheilen Sie nach folgenden zwei Stellen *).

„Mahomed II.“ sagt er**), „verurtheilte fünfhundert Griechen zu einer neuen Todesart, und diese bestand darinn, sie einen nach dem andern in der Mitte des Leibs von einander schneiden, und so auf dem Richtplaz, bei Konstantinopel, liegen zu lassen. Ein Stier ging an dem schrecklichen Ort vorüber, entsetzt sich über diese Szene, und erfüllte die Luft mit kläglichem Gebrülle. Er erkannte einen Venezianer unter

*) Ducange fam. ill. Byz. S. 191. — Ism. Bouilland in der Vorr. zu Mich. Ducas.

**) Chalcond. S. 300.

den Unglücklichen, und vereinigte sogleich dessen beide, getrennte Körpertheile. Das Gerücht dieser sonderbaren Begebenheit kam vor Mahomeds Ohren. Er wollte es bestätigt wissen, und gab Befehl, den Körper aufs neue zu trennen, um zu sehen, was der Stier machen würde, wenn er wieder vorbei käme. Wirklich kam er wieder vorüber, sah die beiden Stücke getrennt, und ging mit zornigem Gebrülle auf sie los. Aber nicht zufrieden, sie zusammen zu setzen, nahm er sie, und legte sie in einige Entfernung von den übrigen Leichnamen. Mahomed erstaunte über dieses Wunder, und befahl, daß man den Venezianer begraben, und dem Stier in seinem Pallast einen Stall anweisen sollte, wo er immer mit Auszeichnung behandelt wurde."

Diese Erzählung ist nur abgeschmackt, und würde Lachen erregen, wenn ihr Gegenstand nicht eine so grausame That wäre. Aber gibt es etwas Empörenderes, und dem gebieterischen, wilden und blutgierigen Karakter Mahomeds II. widersprechenderes, als seinen Eintritt in das

Zimmer des jungen Drakala, welcher als Geisel im Serail bewahrt wurde, und die Mittel, die der Sultan anwendet, um den Widerstand zu besiegen, den der junge Mensch seinen schändlichen Begierden entgegen setzt? Der unbärtige Jüngling zieht am Ende seinen Säbel (ein Gefangener im Serail mit einem Säbel!), haut gegen den Tyrannen, und verwundet ihn schwer. Aber während dieser sich verbinden läßt, entflieht jener, und verbirgt sich auf einem Baum. Damit ist er aber noch nicht gerettet. Der Tod befreit ihn nicht von der Schande; nein, er steigt selbst vom Baum herab, um sich durch Mahomed schänden zu lassen, der sich bei seinem Anblick über seine Wunde tröstet *).

In allem Ernst, mein Herr, kann ein Schriftsteller, der alle Vernunft, allen Menschenverstand und alle Rücksichten des Wohlstands so tief beleidigt, als Zeuge gegen eine ausgemachte Wahrheit angeführt werden **).

*) Chalcond. S. 264.

**) Offenbar sind solche Beweise nicht hinläng-

Kommen wir aber wieder auf David Comnenus zurück. Von dem Ueberwinder Konstantinopels in seiner Hauptstadt belagert, wurde er, nach einem muthigen Widerstand, und nachdem alle Hoffnung, Hülfe zu erhalten, verschwunden war, zur Kapitulation gezwungen. In dieser war die Freiheit seiner Person, seiner Blutsverwandten und der Ersten seines Hofs, so wie eine Entschädigung für das Reich, das er abtrat, bedungen. Statt allem diesem fand er

---

lich, um die Autorität des Chalkondylas zu verwerfen, und es giebt in der Geschichte sogar Fälle, wo alle die angeführten Fehler der Leichtglaubigkeit und des Unverstandes zur Glaubwürdigkeit eines Geschichtschreibers — in einzelnen Punkten — beitragen können. Das Mährchen aber, welches der Verfasser anführt, könnte leicht ein Kompliment für die Venezianer seyn, die dazumal über solche Histörchen anders urtheilten, als wir. Gründe für diese Höflichkeit lassen sich aus der Lage des schlauen Griechen wohl anführen.

Anmerk. d. Herausg.

nur Beleidigungen und eine Gefangenschaft, welche ihm den nahen Tod verkündigte. So wie Mahomed Meister von Trebisond war, ließ er den unglücklichen Fürsten nach Konstantinopel, später nach Adrianopel, und von da wieder nach Konstantinopel zurückführen. Alles dies erzählt Chalkondylas.

Es ist schwer, die Umstände, welche, seinem Bericht nach, dem Tode Davids vorangegangen, und die Phranza's Erzählung ganz entgegen sind, die Gefangenschaft dieses Monarchen z. B. mit diesen, immer wiederholten, Gefangennehmungen zu vereinigen. Wenn David einen Augenblick Freiheit genossen, würde er sie nicht, nachdem er Mahomeds Treulosigkeit so sehr erprobt hatte, benutzt haben, um, wie verschiedene andere Prinzen, zu entfliehen? Man sehe, wie seine letzte Gefangennehmung erzählt ist: „Mahomed ließ den König David, seine Söhne (d. h. die, welche bei ihm waren, — doch wir wollen dem Gang unsrer Untersuchung nicht voraneilen!) und seinen

Neffen (der vier Jahre alt war,) in Fesseln setzen, kurze Zeit nachher nach Byzanz führen und tödten, oder vielmehr: er verfügte über sie; denn dies ist die doppelte Bedeutung des Worts: διεχρισαϑο. Und dennoch gebraucht der griechische Schriftsteller, welcher eben von Davids Tode allein gesprochen hat, (diese Bemerkung ist auffallend!) einen Ausdruck, den man nur durch Erdrosseln übersetzen kann: σφαγισανϑοσ ϑȣ βαλιλεοσ Δαβιδ, und die lateinische Uebersetzung giebt das διεχρισαϑο durch necavit, er tödtete ihn. Ich will mich gern an diese Uebersetzung halten, und sie selbst noch bestimmter dahin annehmen, daß Mahomed den David mit seinen Söhnen umbringen ließ. Aber daraus folgt noch nicht, daß alle Söhne dieses Monarchen mit ihm umkamen. Ein Beispiel wird Sie überzeugen!

Lebeau erzählt: „Aaron, Fürst der Bulgarei, war im Verdacht, die Griechen zu begünstigen, oder vielmehr regieren zu wollen,

und wurde deshalb von seinem Bruder Samuel ermordet, welcher ihn mit seinen Kindern umbringen ließ." Und doch spricht dieser nämliche Schriftsteller nachher von zween Söhnen des unglücklichen Aarons, die der Wuth Ihres Oheims entgingen! *)

Nicht nur in so fürchterlichen Katastrophen, sondern in jedem Collektiv-Ausspruch, wo die Totalität der Objekte nicht ausgedrückt ist, werden die Ausnahmen vorausgesetzt, und die Sprache des täglichen Lebens giebt uns Beispiele genug hievon. Sogar die Rechtsgelehrten bezeugen diese Regel oft, um das Gesetz mit Gerechtigkeit anzuwenden, und die Richter, um Unschuldige in einer Anklage zu finden, welchen auf mehrern Individuen zugleich lastet. Gebrauchen Sie diese weise Regel nicht, so werden sie oft Widersprüche in Schriftstellern finden, die diesen Vorwurf wirklich nicht verdienen.

---

*) Lebeau, hist. du Bas-Emp. B. XVI. S. 255.

Der vorliegende Fall ist noch bemerkenswerther. Ein Sohn Davids, der noch sehr jung war, wurde seiner Familie, weil er den Islamismus ergriffen hatte, fremd, aber den Muselmännern dadurch heilig. Um ihn daher in die angebliche Hinrichtung aller seiner Verwandten einzuschließen, hätte er nothwendig namentlich angeführt werden müssen. Auch nehmen ihn Ducange und eine Menge Geschichtschreiber davon aus. Schon daraus folgt, daß Chalkondylas nicht ausdrücklich von dem Tode Davids mit seiner ganzen Familie gesprochen hat.

Aber ich kann noch einen stärkern Grund anführen, und Sie werden erstaunen, wenn ich Ihnen zeige, daß dieser nämliche Schriftsteller im Gegentheil ausdrücklich versichert, David habe nicht alle seine Söhne bei sich gehabt, als er von Trebisond nach Konstantinopel geführt wurde. Er verließ jene Stadt, wie der Geschichtschreiber bemerkte, nachdem er sich mit seinen Söhnen und Verwandten

(ὅσσι) *), das heißt mit Allen, die bei ihm waren, eingeschifft hatte. Es waren also welche abwesend. Waren seiner Verwandten daher nur zwei, ein Kind von vier Jahren und Georg Protovestiarius, so befanden sich beide gegenwärtig. Unter den Abwesenden konnte niemand, als einige seiner Söhne seyn **).

Wirklich hatte Irene Canthacuzena, Davids Gemahlin, Trebisond verlassen, ehe diese Stadt so eng eingeschlossen wurde ***). Und eine Gattin, eine Mutter sollte ihren Gemahl, ihre Söhne und ihre Töchter in der

---

*) Τον δε βασιλεα Τραπεζουντοσ εμβαντα εν τω ναυς ἁματοις παισιν ἀυτου θυγατρισι καὶ συγγενεσι ἀυτου ὅσσι παρησαν ἀυτω ἐκελευσε ἀποπλειν εν το Βυξαντρον. S. 265.

**) In der Nomenklatur bei Ducange ist nur von beiden genannten die Rede. Beide waren nur gegenwärtig. Chalc. S. 263. und Ducange, S. 186–196.

***) Chalcond. S. 263.

größten Gefahr verlassen, um ihre Person allein zu retten? Es ist empörend, so was nur zu denken! Und ein so gehässiges Beispiel von Feigheit sollte eine Prinzessin, die das Muster aller Tugenden auf dem Thron, und aller Standhaftigkeit im Unglück war, gegeben haben *)? So was Entsetzliches ist unglaublich; aber weit erklärlicher ist es, anzunehmen, daß Irene, als sie Trebisond verließ, diejenigen ihrer Söhne, die nicht zu fechten im Stande waren, mit ihren Töchtern vor den Gefahren der Belagerung und ihren schrecklichen Folgen rettete. Ich finde die Bestätigung hievon in Mahomeds Zorn, als er diese Flucht erfuhr **); denn es konnte ihm wenig daran liegen, wenn eine Mutter von eilf Kindern allein entronnen war. Sie ging, sagt Ducange, dem Laonikus ***) zu Folge, ad Mamiam, ἐν Ιον ἑαυϑησ γαμβρον, zu

*) Chalc. S. 265.

**) Span. S. 189 u. 193.

***) Famil. ill. Byz. S. 196.

ihrem Schwiegersohn. Da sie nun keinen Schwiegersohn hatte, so vermuthet Ducange, daß das Wort Schwiegersohn für irgend einen ihrer Verwandten untergeschoben worden sey. Ueber das Wort Mamia, das dieser Schriftsteller für ein Nomen proprium genommen hat, stellte er fruchtlos lange Untersuchungen an.

In Bezug auf diesen letzten Umstand unterwerfe ich meine Meinung Ihrem Urtheil. Ich gründe sie zuerst auf die Aehnlichkeit des Worts Mamia mit Mania, dem alten Lakonien, und zweitens auf den schlechten Zustand, in welchem Chalcondylas Handschrift gefunden wurde. Sie war voll Lücken, die man ausfüllte, und wobei vielleicht die Veränderung des einzigen Buchstabens vorgegangen ist, der die beiden Worte unterscheidet, eines Buchstabens, der mit dem unterschobenen überdies viele Aehnlichkeit hat. Nehmen Sie nur noch dazu, daß der tapfere Manuel Cantharuzenus, welcher Irenens Vetter war, dazumal in

Mania *), dessen sich weder Mahomed, noch seine Nachkommen bemeistern konnten, regierte, so werden Sie über die Wahl des Orts, dem Irene auf der Flucht mit ihren Kindern den Vorzug gab, keinen Augenblick in Verlegenheit seyn. Wirklich folgten die Comnenen dem Manuel in seiner Primatie über die Manioten, und pflanzten sie sich in dieser Würde zu Mania fort **), das außerdem der Zufluchtsort vieler andrer vertriebenen Prinzen war.

Was sagen Sie, mein Herr, zu dem tapferen Comnenen, der sich in das Fort von Lemnos warf, und darin alle Angriffe der Türken aushielt, bis ihm die Venezianer zu Hülfe kamen, die der junge Held in den Besitz dieses Platzes setzte, den er so gut vertheidigt hatte ***). Die Republik gab ihm ein Schiff,

*) Chalc. S. 265.

**) Span. S. 192.

***) Precis hist. de la mais. imp. d. Comn. — Dict. hist. Artikel David. — Choiseul-

womit er sogleich nach Morea segelte, wo die Türken Alles, außer dem Gebiet von Mania, verwüsteten *). Müssen Sie nicht glauben, daß er dahin ging, um dies Land zu erobern, in welches ihm so theure Personen vorangegangen waren? Auch in dieser Stelle ist die Note der Herausgeber am Rande nicht mit dem Text einstimmig; denn sie haben dem Namen, Comnenus, einen andern barbarischen untergeschoben. Diese Veränderung war aber auch eine Folge ihrer ersten Untreue, von der ich schon gesprochen habe.

Und was sagen Sie zu dem jungen Alexis Comnenus, den man durch die Benennung, Prinz von Trebisond, bezeichnet, welcher mit Demetrius Canthacúzenus und verschiedenen andern flüchtigen Prinzen, nach vielen

---

Gouffier, disc. sur le voy. pitt. — Rhulh. An. de Pot. S. 232 u. 234. Guill. im Leben Mahom. S. 217.

*) Chalc. S. 301.

Gefahren und langer Anstrengung, auf einer elenden Barke in Ragusa angekommen ist *)?

David's Tod ist eines der Ereignisse, die alle Grade von Gewißheit vereinigen, weil alle gleichzeitigen Schriftsteller ihn berichten. Ueber seine Söhne beobachten sie aber das tiefste Schweigen. Was bedeutet dieses einstimmige Schweigen? Macht es Sie nicht an der Ermordung der beiden Brüder, Demetrius und Thomas Paláologus, zweifeln, wenn sie gleich durch eine wichtige Autorität bezeugt wird **)? Ducange wenigstens behauptete, daß von den acht Söhnen Davids sieben mit ihrem Vater umgekommen seyen; aber er führt keine Beweis-

---

*) Exceperunt Ragazi Theophilum Paleologum . . . Demetrium Cantacuzenum . . . et juvenem Alexium Comnenum, Trapezuntis principem. Lib. IV. der Ragusäischen Geschichte des Benediktiners Caboza Lucar.

**) Concilia bellica S. R. imp. etc. ed. 1603. S. 63.

stelle an, welche hinlänglich ist, seine Behauptung zu schwächen *).

Es ist ein schreckliches Schauspiel, wenn ein Monarch auf einmal mit sieben Söhnen zu Grunde geht! Sollte das Ducas, sein Verwandter, wohl verschwiegen haben **)? Würde Phranza, der, um Mahomed in einem recht gehäßigen Lichte zu zeigen, Davids Tod mit unglaublichen Umständen erzählt, wohl vergessen haben, von der Hinrichtung so vieler erlauchten Schlachtopfer zu reden ***)? Nichts schilderte ja Mahomeds Grausamkeit und Treulosigkeit besser, als dieses blutige Gemälde. Angiolello, der diesem Sultan sehr zugethan war, ihn auf mehreren Feldzügen begleitete, das Leben dieses Fürsten und des von Hassan Cassan, Königs von Persien, ge-

---

*) Im obigen Werk S. 195.

**) S. 144.

***) Phranza ap. Cenes. de reb. turc.. S. 123

schrieben *), der die Töchter dieses Fürsten selbst, Davids eigene Nichten, gesehen hat, spricht nur von der Hinrichtung des Kaisers. Die Turco-Graeca schränkt sich gleichfalls nur auf die Erzählung von Davids Tod ein **). und endlich weiß man ja, wie eifrig Pius II. war, um die christlichen Fürsten durch die Vorstellung der Gefahren, die ihnen selbst drohten, gegen Mahomed aufzureizen; würde er ein so schreckliches Ereigniß wohl übergangen haben, als er ihnen die Grausamkeit schilderte, die dieser Tyrann an den Fürsten beging, welche in seine Hände fielen?

In einem frühern Zeitalter hat die Geschichte doch die Grausamkeit verewigt, welche Phocas gegen Moriz und seine vielen Kinder, unter den Augen ihres Vaters, beging. Nun frag' ich: würden die Schriftsteller einer, uns weit nähern, Periode unterlassen haben,

---

*) Bei Ramus, B. II.

**) S. 10.

uns ein Trauerspiel ähnlicher Art zu schildern, dessen Opfer bei den Griechen schon seit Jahrhunderten die Gegenstände der Liebe und Verehrung gewesen waren?

Als man einst den Demosthenes frug: welche die erste Regel der Beredsamkeit sey? so antwortete er: die erste, zweite und dritte ist, gut deklamiren. — Früg' ich Sie, welche die erste Regel für den Historiker sey, um die Wahrheit zu finden, so würden Sie mir sagen, die erste, zweite und dritte Regel ist: die Schriftsteller der Zeit zu fragen, deren Begebenheiten man etwa vierhundert Jahre nach ihrer Epoche schildern will.

Ich habe Ihnen also ein Zeugniß über Davids, des letzten Kaisers von Trebisond, und seiner Söhne Schicksal vorgelegt, gegen welches nichts einzuwenden ist, und wie Sie es nur immer wünschen können. Philelphus, ein gelehrter, und in politischen Angelegenheiten sehr gewandter Mann, der lange von den Venezianern in Konstantinopel angestellt war,

schrieb 1464, also ein oder zwei Jahre nach Davids Tode, folgendes an den Doge Christoph Maurus. Es sind seine eigenen Ausdrücke, die ich aus dem Lateinischen übersetze: „Wessen ist ein schaamloser Tyrann nicht fähig! „Mit welchem Vorwand kann er seine Grausamkeit bedecken, als er den Cathalusius, „Prinzen von Lesbos, und den König von „Trebisond, David Comnenus, mit „zween seiner Söhne hinrichten ließ?" Er hatte also noch andre Söhne. Philelphus Brief ist sehr lehrreich, und verdient, gelesen zu werden. Er kannte Mahomed persönlich, so wie die Lage der Türken, und von ganz Europa, wie sie zu der Zeit war, da er schrieb. Er berichtet nichts, als was er selbst gesehen, oder aus ganz zuverläßigen Quellen erfahren hat *).

---

*) . . . Qua immanitatis ratione et Nicolaum Cathalusium, principem Lesbi, et regem Trapezontiorum, Da-

Diese Autorität ist peremtorisch, und jede andere wäre überflüßig. Ich bemerke Ihnen daher nur noch, daß ich mich hier blos auf historische Gründe eingeschränkt habe. Hätt' ich genealogische Beweise anführen wollen, welche diese Thatsachen noch stärker, als die gleichzeitigen Schriftsteller, bekräftigen, so wäre die Untersuchung bald zu Ende gewesen; aber ich hätte dann auch nicht das Vergnügen gehabt, mich mit einem so einsichtsvollen Geschichtschreiber, wie Sie, zu unterhalten. Polyb sah Beweise dieser Art für die Hauptsache der Geschichte an *), und auf ihnen beruht die Existenz und das Glück vieler Familien in der bürgerlichen Gesellschaft **).

---

videm Comnenum, cum duobus item filiis, qui omnes ad ejus fidem confugerant, crudelissime occidit? Lib. epist. S. 54.

*) Buch III.

**) Parum est jus nosse, si personae, quarum causa constitutum, ignorentur. Justin. Instit.

Ich habe Ihnen jetzt nur noch zu beweisen, daß sich die Comnenen von dem Geschlechtszweig von Trebisond in verschiedenen Gegenden Italiens und in andern Ländern gegen Peter Bizarre's Meinung, fortgepflanzt haben. Dieser Schriftsteller will den ganzen Stamm der Comnenen mit den drei Schlachtopfern, von welchen ich eben gesprochen, ausgerottet wissen, und fügt ihnen sogar noch Johannes, der Schöne zugenannt, bei, ob er gleich mehrere Jahre früher ruhig in seinem Bette verschieden ist. Dieser war der Vorgänger Davids in der Regierung, welches die Unwissenheit dieses Schriftstellers in den Begebenheiten, die er erzählt, aufs klarste beweist, ohne daß ich seine Anachronismen anzuführen brauche *).

Uebrigens wundere ich mich gar nicht, daß

*) Rerum persic. hist. S. 224. — Dieser Schriftsteller lebte zu Ende des 16ten Jahrhunderts.

dieser Schriftsteller und die, welche ihn abgeschrieben haben, in der byzantinischen Geschichte so unwissend gewesen sind. Sie war lange Zeit beinah unbekannt, und das Wenige, was man heut zu Tage von ihr weiß, verdankt man der Freigebigkeit Ludwigs XIV.

Ich sprach einst mit dem Kardinal von Borgia über die Irrthümer, auf welche man in allen Fächern immer wieder zurückkommt. „Man ließt nicht“, gab mir der Kardinal zur Antwort, „wie wollen Sie, daß man etwas „wissen soll?“

Eben so wenig wundere ich mich, wie Bizarre'n die standhaften Anstrengungen unbekannt waren, welche die Comnenen zu seiner Zeit an der Spitze der Manioten machten, um das Unglück ihres Vaterlandes und ihres Hauses zu rächen *).

---

*) Rufhiere an der angeführten Stelle. — Précis de l'hist. de la Mais. imp. d. Comn. - Cambiasi, Geschichte von Corsika.

Mania war jederzeit der Neugierde der Reisenden verschlossen. Aber konnte ihm alle Kenntniß der Comnenen, welche nach Italien kamen, völlig fremd bleiben? Constantin Comnenus war einer der ersten davon. Er wurde mit Auszeichnung von dem Pabst, und nachher von König Karln VIII. von Frankreich, empfangen. Dieser Monarch entwarf sogar mit ihm einen Angriffsplan gegen die Türken; aber die Venezianer erhielten Kunde davon, und machten ihn bekannt, um seine Ausführung zu hindern. Während der Minderjährigkeit des Paläologus Comnenus, Souverains von Montferrat, war Constantin, als sein nächster Verwandter, Regent dieses Landes *).

*) Theodor Paläologus Comnenus, Sohn des Kaisers Andronicus des Aeltern, ist der erste seines Namens, der 1306 Marquis von Montferrat wurde. Er erhielt diese Besitzung von seiner Mutter, Irene von Montferrat.

Sobald der junge Prinz die Regierung selbst übernahm, wurde Constantin von dem deutschen Kaiser, Maximilian, zu sich berufen. Constantins Sohn starb, ohne Kinder zu hinterlassen, in der Vertheidigung einer Villa bei Rom.

Beinah dreihundert Jahre hindurch, pflanzten sich die Comnenen auch in Savoyen fort, und waren da immer dafür anerkannt, und mit Auszeichnung behandelt. Einer derselben wurde nach Frankreich geschickt, um Heinrich III. zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Catharina von Medicis verlangte, daß er in Frankreich bleiben möchte, und wirkte ihm selbst die Erlaubniß dazu vom Herzog von Savoyen aus. Einige Glieder dieses Zweigs ließen sich in Mailand nieder, und der letzte Sprosse derselben ist vor zwei Jahren, allgemein bedauert wegen seiner Tugenden, in Chambery gestorben. Diese nähern Umstände, so wie noch viele weitläuftigere, sind in verschiedenen Schriftstellern, beim Kardinal Bem-

bo, bei Guicciardini und zuletzt bei Ducange, Seite 196 bis 200, so wie bei mehrern Andern zerstreut *).

Einige Comnenen, deren Nachkommen erloschen sind, nahmen gegen die Mitte des siebenzehenten Jahrhunderts Dienste in Neapel. Linda's Bericht zu Folge, wurden sie von der Königin von Spanien äußerst freigebig behandelt **). Nach eben diesem Schriftsteller hatten zuvor noch andre Fürsten die Comnenen bei sich aufgenommen; allein, da sie fremde Namen sich beilegten, so sind sie weniger bekannt, als andre ihres Hauses; denn es ist zuverläßig, daß dieser Gebrauch immer bei den Griechen herrschte. Irgend eine Würde, eine Handlung, eine physische oder moralische Eigenschaft, ein Tauf-

*) Die Comnenen, welche sich in Savoyen und den verschiedenen andern Theilen Italiens niedergelassen hatten, waren alle Zweige von denen von Trebisond.

**) Relaz. e descriz. univ. del mondo.

name, selbst der Name des Vaterlands, gab zu solchen Veränderungen Anlaß.

Ich bin überzeugt, daß Linda die Toledo's von Spanien unter den verschiedenen Zweigen, welche Namen der Comnenen gegen einen andern vertauschten, im Sinne hat. Verschiedenen Schriftstellern zu Folge stammen diese Toledo's von einem Comnenischen Prinzen her, welcher von Konstantinopel nach Spanien kam, um gegen die Sarazenen zu kämpfen. Dagegen waren einige Toledo's nach Konstantinopel gegangen, um gegen die Türken zu fechten, und von den Paläologen als Blutsverwandte Alliirten der Comnenen behandelt worden *). Der berühmte Herzog von Alba nahm den Alexis Comnenus **) bei sich auf, der unter ihm, als ein Prinz von gleichem Stamme, diente ***). Der nämliche Schrift-

*) Guill. wie oben, B. I. S. 167.

**) Dieser Prinz lebte in Mantua, wo ihn der Herzog bei sich aufgenommen hatte.

***) Laur. Min. S. 116.

steller, welcher dies berichtet, erzählt auch, daß er Augenzeuge der Unzufriedenheit gewesen sey, welche ein andrer Herzog von Alba, Vicekönig von Neapel, öffentlich einem Schriftsteller bezeigte, der die Abstammung der Toledo's mit der der Lascaris verwechselt hatte *). Diesem füge ich noch bei, daß ich einige Bemerkungen in Bezug auf den Ursprung der Toledo's aufgefunden habe. Ich sprach einst darüber mit dem Grafen von Aranda, als über eine neue Entdeckung; allein sie war das nicht für ihn. Indeß sprach er mir doch zu, sie dem damaligen Herzog von Alba zu schicken, und erbot sich, sie ihm zugehen zu lassen. Der Herzog von Alba sandte mir mit seiner Antwort die Genealogie aller Toledo's, welche sich in Spanien gefolgt hatten, und bezeugte mir das große Vergnügen, welches ihm die Identität beider Häuser machen würde. Ich bemerkte dem Grafen von Aranda, daß diese

*) Ebendaselbst.

nur von Einer Akte abhinge, welche beweisen müßte, daß der erste Toledo, welcher in Spanien bekannt ist, von dem Comnenischen Prinzen abstamme, den ich genannt habe; daß dies aber eine Untersuchung sey, welche nur ein gelehrter Genealoge unternehmen könne. In der Zwischenzeit verließ der Graf von Aranda Frankreich. Die Revolution brach aus, und ich hörte nichts von der Sache.

Die Gränzen eines Briefs erlauben mir nicht, weiter zu gehen. Mein Zweck war, Ihnen zu beweisen, daß nicht nur Ein Sohn Davids, sondern mehrere, Mahomeds Wuth entronnen sind, und daß sich die Comnenen nicht nur in Korsika, sondern in verschiedenen Gegenden Italiens, und in andern Ländern fortpflanzten. Ich hoffe, Ihnen die Beweise zur Genüge angezeigt zu haben. Bei einem andern als Sie, der weniger fähig wäre, sie zu beurtheilen, hätt' ich vielleicht meine Zeit verfehlt.

Wünschen Sie nähere Nachrichten über den

unterscheidenden Karakter der Comnenen und ihrer Handlungen, von den entferntesten bis auf die neuesten Zeiten, so werden Sie sie bei vielen Geschichtschreibern finden. Sie werden sich durch dieselben überzeugen, daß sie immer groß auf dem Thron, geschickt an der Spitze der Armeen, furchtlos in Schlachten, ruhig im Privatleben und standhaft im Unglück gewesen sind.

Unterz.

Demetrius Comnene.

Diesem sehr merkwürdigen Schreiben folgen verschiedene Beilagen, welche ich nur im Auszuge geben will.

1) Antwort von Herrn Koch auf Herrn Comnene's Brief, worin er eingesteht, daß die Stellen der verschiedenen Schriftsteller, welche Herr Comnene angeführt, und besonders die von Philelphus zur Genüge beweisen, daß nicht alle Söhne von David Comnenus mit ihm zu Grund gegangen sind.

2) Historische Notiz über die Abstammung der regierenden Comnenen von Julius Cäsar und durch diesen von Aeneas. Inzwischen legt der Verfasser auf diese Umstände seiner Genealogie keinen besondern Werth, wie billig, sondern läßt sich mehr auf die eigentlich historische Zeit ein. 1676 gingen die Abkömmlinge von David von Mania, dem alten Lakonien, nach Korsika.

Herr Comnene gibt seine Abstammung von Manuel, dem Präfekten des Orients, unter dem Kaiser Basilius im Jahr 942 bis auf seine eigene Person herab.

Constantin Comnenus kam, wie gesagt, 1676 an der Spitze einer zahlreichen Kolonie nach Korsika. Die Manioten, die er wegen bürgerlichen Unruhen verlassen, schickten Deputirte an ihn ab, um ihn einzuladen, wieder zu ihnen zurückzukehren, seinen Rang einzunehmen, und das Vaterland zu retten. Als diese Deputirten nach Toskana kamen, vernahmen sie, daß Constantin ge-

storben sey, und sein ältester Sohn Theodor hatte dazumal nicht mehr, als vierzehn Jahre.

Theodor folgte seinem Vater in der Würde des Protogeros, ersten Haupts der Griechen in Korsika. Sein Sohn Johann und Enkel Constantin behaupteten diese Ehre nacheinander; als aber Korsika mit Frankreich vereinigt wurde, hob man diesen Rang der Primazie auf, und schlug die Güter der Comnenen sogar zu den Domänen.

Noch in früher Jugend lehnte sich Demetrius (der Verfasser obigen Schreibens) gegen diese Ungerechtigkeit auf, jedoch umsonst. Sobald sein Alter, und die sonstigen Umstände es erlaubten, ging er in Person nach Frankreich, um vor dem Throne selbst seine Klagen zu erheben. Ludwig XVI. hörte ihn gnädig an; allein die Regierung verlangte vor allen Dingen, daß er seine Abstammung nach den, damals in Frankreich üblichen, Formen beweisen sollte.

Dies geschah zu völliger Genüge, und so entließ denn der König:

3) Einen Patent-Brief, (aus Versailles vom April 1782, und beim Parlament den 1. Sept. 1783, bei der Chambre des Comptes den 28. Mai einregistrirt), worin der alte Adel der Familie der Comnenen, nach Cherin's Untersuchung aller vorgelegten Papiere, aufs feierlichste anerkannt wird.

Aufenthalt in Paris.

III.

In ihrem, dem Kaiser neulich erstatteten, Jahrsbericht sagte die Klasse der Geschichte und der alten Literatur unter andern die merkwürdigen Worte:

„Ew. Majestät wird sehen, daß Frankreich, „troz den politischen Stürmen, die es bewegt „haben, bis jetzt doch in keinem Zweig der Lite„ratur zurückgeblieben ist. Aber mit einem „schmerzlichen Gefühl müssen wir Sie dennoch „darauf aufmerksam machen, daß mehrere der„selben mit dem nahen, und beinah gänzlichen, „Untergange bedroht sind. Die Philologie, „welche die Basis aller guten und wahren Lite„ratur ausmacht, und auf der die Gewißheit „der Geschichte und die Kenntnis der Vergan-

„genheit beruht, die Philologie, welche so vie„len Glanz über die Akademie der schönen Wis„senschaften, die unsere Klasse fortsetzen soll, „verbreitet hat, findet beinah niemand mehr, der „sich ihren Studien widmen will. Die Gelehr„ten, deren Arbeiten noch beinah täglich ihr „Gebiet befruchten, sind größtentheils aus einer „Generation übrig, welche im Verschwinden ist, „und sehen nur wenige Männer neben sich auf„wachsen, durch die sie einst ersetzt werden könn„ten.“

Dieses Bekenntniß ist höchst merkwürdig, und erinnert an ein großes Gebrechen der heutigen Unterrichtsanstalten von Frankreich. Nur möchte vielleicht Jemand, der weiß, was man in Deutschland, England und Holland unter Philologie versteht, hinzusetzen, daß diese Wissenschaft schon lange her nicht mehr in Frankreich zu Hause war. Beweise dafür ließen sich genug anführen, und es wäre vielleicht keiner der schwächsten, daß die französische Nation, seit Jahren, einen Horaz liest, bei dem es ihr

gar nicht einfällt, daß es eine von Mönchen kastrirte Ausgabe des römischen Dichters ist. Vor allen Dingen aber gilt es in allen Wissenschaften für ein großes Zeichen des niedrigen Standes derselben, wenn geringe Erfolge mit so großem Lohn und so schmeichelhafter Auszeichnung aufgenommen werden, wie das in Frankreich mit den Uebersetzungen der Alten der Fall ist. Ein Werk der Art, das nur einigen Beifall findet, berechtigt den Verfasser desselben zu dem größten literarischen Ehrenlohn, der in diesem Land erreicht werden kann, zu einem Platz im Institut. Nun wird niemand in Abrede sein, daß die ganz vorzügliche Uebersetzung eines Kunstwerks wirklich selbst ein Kunstwerk, und ganz was anders ist, als die gelungenste Kopie eines Werkes der zeichnenden Künste. Allein dergleichen Meisterstücke kommen in Frankreich so wenig häufig zu Tage, als in Deutschland, und man braucht die gepriesensten Arbeiten der Art nur eines Blicks zu würdigen, um sich zu überzeugen, daß Kenntniß der Ursprache bei wei-

tem nicht das erste Erfoderniß einer guten Uebersetzung in Frankreich ausmacht. Dieser Fall trifft besonders bei den Uebersetzungen der Dichter ein, welche füglich nach einer guten lateinischen oder wörtlich getreuen und prosaischen französischen gemacht werden können. Da ist nicht die Frage nach gewissenhafter Uebertragung des antiken Geists, sondern es soll ein französisches Gedicht geliefert werden, wie es etwa entstehen könnte, ohne daß man eine Sylbe von Homer und Virgis wüßte. Die Franzosen scheinen sich in diesem Punkt vorgesetzt zu haben, auf der einen Seite eben so weit über das wahre Ziel hinauszugehn, als die Deutschen es auf der andern Seite thun. Wir übersetzen die Griechen und Römer häufig so, daß wir unsere eigenen Uebersetzungen nur mit Hülfe der Originale verstehen können. Die Franzosen hingegen machen es sich und ihren Lesern in dergleichen Arbeiten bequemer, und nationalisiren die Alten ungefähr auf gleiche Weise bei sich, wie einst Cäsarn und Brutus,

Alexandern und Miltiades, die sie mit Allonge-Perücken auf ihrem Theater erscheinen ließen. Die Vergleichung eines einzigen Stücks der Art mag solches beweisen. Es ist der Tod des Hektor, aus Homer, in der hochgepriesenen Uebersetzung von Aignan, der ich zur Vergleichung die Vossische von demselben Stück der Iliade untersetze.

Hector est près d'Achille, et le brave en ces mots:
„Trois fois tu m'as vu fuir, o superbe héros!
„Mais je ne fuirai plus; devant toi je m'arrête:
„Je vais ou t'immoler, ou te livrer ma tête.

Als sie nunmehr sich genaht, die Eilenden, gegen einander;
Jetzo begann anredend der helmumflatterte Hektor:
Nicht fortan, o Pelaid', entflieh' ich dir, so wie bis jetzo!
Dreimal umlief ich die Veste des Priamos, immer es wagend,
Deiner Gewalt zu beharren; allein nun treibt mich das Herz an,
Fest dir entgegen zu steh'n, ich tödte dich, oder ich falle!

„Attestons les grands dieux garans de notre foi;
„Si tu meurs sous mes coups, ton armure est à moi;
„Ton corps, à tes guerriers, je promets de le rendre.
„Fais le même serment." — „Moi! qu'ose-tu prétendre?
„Des sermens entre Achille et l'appui d'Ilion!
„Quels noeuds peuvent unir et l'homme et le lion?

Laß uns jetzt zu den Göttern emporschaun, welche die stärksten
Zeugen des Eidschwurs sind, und jegliches Bundes Bewahrer.
Denn ich werde dich nimmer mit Schmach mißhandeln, verleiht mir
Zeus, als Sieger zu stehn, und dir die Seele zu rauben.
Sondern, nachdem ich entwandt dein schönes Geschmeid', o Achilleus:
Geb' ich die Leiche zurück an die Danaër. Thue mir Gleiches.

„Le loup, quand sur l'agneau sa rage le
déchaine,
„Ne connoit qu'un traité, qu'un sentiment . . .
la haine.
„Rappelle ton courage, il faut le déployer;
„Le sang versé par toi va bientot s'expier.
„Plus de réfuge, Hector, c'est Pallas, qui
t'immole."
Achille a dit; son dard dans les airs
siffle et vole.

Finster schaut', und begann der muthige
Renner Achilleus:
Hektor, du Unsühnbarer, mir nicht von Verträgen geplaudert!
Wie kein Bund die Löwen und Menschenkinder befreundet,
Auch nicht Wölf' und Lämmer in Eintracht je sich
gesellen;
Sondern bitterer Haß sie ewig trennt von einander:
So ist nimmer für uns Vereinigung,
oder ein Bündniß,
Mich zu befreunden und Dich, bis einer
zuvor in dem Staube

Hector le voit, se courbe; il échappe au trépas.
Le fer s'égare au loin: la cruelle Pallas,
Invisible à ses yeux, a d'une course agile,
Remis l'arme fatale entre les mains d'Achille.
— „Fier rival, dit Hector, ton fer s'est égaré;
„Les dieux sur mes destins t'avaient mal éclairé.

Ares mit Blute getränkt, den unaufhaltsamen Krieger!
Jeglicher Kampfeskund' erinnre dich! Jetzo gebührt dir,
Lanzenschwinger zu seyn, und unerschrockener Krieger!
Länger entrinnst du nicht mehr; durch meine Lanze bezähmt dich
Pallas Athene so fort! Nun büssest du Alles auf einmal,
Aller der Meinigen Weh, die du Rasender schlugst mit der Lanze!
Sprachs, und im Schwung' entsandt' er die weit hinschattende Lanze.
Diese jedoch vorschauend vermied der stralende Hektor;

„Peut-être tu pensais, par ta vaine ménace,
„Etonner ma valeur et glacer mon audace;
„En lache, en fugitif tu croyais me percer:
„Voila mon sein, c'est la, que ton fer doit passer;

Denn er sank in die Knie'; und es flog der eherne Wurfspieß
Ueber ihn weg in die Erd'; ihn ergrief und reichte die Göttin
Schnell dem Peleiden zurück, unbemerkt von dem streitbaren Hektor.
Hektor aber begann zu dem tadellosen Achilleus:
Weit gefehlt! Nein schwerlich, o göttergleicher Achilleus,
Offenbarete Zeus mein Geschick dir, wie du geredet;
Sondern du warst ein gewandter und hinterlistiger Schwätzer,
Daß ich, vor dir hinbebend, des Muths und der Stärke vergäße.
Nicht mir Fliehenden soll dein Speer den Rücken durchbohren;
Sondern vorn, dem gerad' Anstürmenden, stoß in die Brust ihn,
Wenn dir nie Gott es verlieh. Doch jetzt vermeide die Schärfe

„Mais, que le mien plutot, delivrant ma patrie,
„Des combats dans ton sang éteigne la furie."
Il dit: son javelot avec force est lancé.
Le bouclier divin le réjette émoussé.
Hector frémit, s'arrête; il appelle son frêre ...
Son frére a disparu. Quel jour affreux l'éclaire!

Dieses Speers! O möchte dein Leib doch ganz ihn empfangen!
Leichter wäre sodann der Kampf für die Männer von Troja,
Wenn du sänkst in den Staub; du bist ihr größestes Unheil!
Sprach's, und im Schwung' entsandt' er die weithinschattende Lanze,
Traf und verfehlete nicht, gerad' auf den Schild des Peleiden;
Doch, weit prellte vom Schilde der Speer. Da zürnete Hektor,
Daß sein schnelles Geschoß umsonst aus der Hand ihm entflohn war;
Stand, und schaute bestürzt; denn es war kein anderer Wurfspieß.

Il s'écrie: „Ah, les dieux m'ont conduit à la mort!
„Déiphobe, o préstige! il partageait mon sort.
„Minerve m'a trompé; le trépos m'environne;
„Jupiter, Apollon, l'Olympe m'abandonne.

Laut zu Deiphobos drauf, dem weißgeschildeten, ruft' er,
Fodernd den ragenden Speer; allein nicht nahe war jener.
Hektor erkannt' es anjetzt in seinem Geist, und begann so:
Wehe mir doch! nun rufen zum Tode mich wahrlich die Götter!
Denn ich dachte der Held Deiphobos wolle mir beistehn;
Aber er ist in der Stadt, und es täuschte mich Pallas Athene.
Nun ist nahe der Tod, der Schreckliche, nicht mir entfernt noch;
Auch kein Rath zu entfliehn! Denn ehmals gönnete solches
Zevs, und des Donnerers Sohn, der Treffende, welcher zuvor mich
Stets willfährig geschirmt; nun aber erhascht mich das Schicksal!

„Mourons, mais avec gloire; et qu'un grand souvenir
„De l'éclat de mon nom remplisse l'avenir!“
Il parle, et saississent sa rédoutable épée,
Se précipite. Ainsi, d'une roche escarpée,
A travers le nuage, un aigle à l'oeil percant
Dans la plaine s'abat sur l'agneau bondissant.

Daß nicht arbeitlos in den Staub ich sinke, noch ruhmlos,
Nein, erst Großes vollendend, wovon auch Künftige hören!
Also redete jener, und zog das geschliffene Schwerdt aus,
Welches ihm längs der Hüfte herab hing, groß und gewaltig;
An nun stürmt' er gefaßt, wie ein hochherfliegender Adler,
Welcher, herab auf die Ebene gesenkt aus nächtlichen Wolken,
Raubt den Hasen im Busch, wo er hinduckt, oder ein Lämmlein:
Also stürmete Hektor, das hauende Schwerdt in der Rechten.
Gegen ihn drang der Peleid', und Wuth durchtobte das Herz ihm

Eacide a senti s'irriter sa vengeance.
Enflammé de colére, à son tour il s'elance.
Son corps est sous l'abri du divin bouclier.
Résplendissant des feux d'un quadruple cimier,
Son casque d'or s'agite, et l'aigrette mouvante
De funebres clartés séme au loin l'épouvante.
Dans la nuit ténébreuse Hesper est moins brillant.

Ungestüm: er streckte der Brust den geründeten Schild vor,
Schön und prangend an Kunst; und der Helm, vierzipflig und strahlend,
Nickte vom Haupt; und die Mähne des schöngesponnenen Goldes
Flatterte, welche der Gott auf dem Kegel ihm häufig geordnet.
Hell, wie der Stern vorstrahlet in dämmernder Stunde des Melkens,
Hesperos, der am schönsten erscheint vor den Sternen des Himmels.

Le fils des dieux balance un dard étincelant;
Pour frapper l'ennemi, des yeux il le mésure . . .
De Patrocle, o fureur! la rédoutable armure
Couvre et protége Hector; mais non: le dur acier
Partout ne défend pas le corps du meurtrier;
La gorge est nue; il frappe, et la lance en furie

Also strahlt' es vom Speer, dem geschliffenen, welchen Achilleus
Schwenkt' in der rechten Hand wuthvoll dem erhabenen Hektor,
Spähend den schönen Leib, wo die Wund' am leichtesten hafte.
Rings zwar sonst umhüllt' ihm den Leib die eherne Rüstung,
Blank und schön, die er raubte, die Kraft des Patroklos ermordend;
Nur, wo das Schlüsselbein den Hals und die Achsel begränzet,
Schien die Kehl' ihm entblößt, die gefährlichste Stelle des Lebens;

S'est ouvert un passage aux sources de la vie.
Hector renversé tombe. Eacide sanglant
Insulte à sa victime, et du pied la foulant:
„Quand Patrocle: dit-il, a peri sons la lance,
„Oubliais-tu, qu' Achille apportait ta vengeance?
„En préparant pour lui les honneurs du bucher,
„Se vais voir à ton corps le vautour s'attacher.“

Dort mit dem Speer anstürmend durchstach ihn der edle Achilleus,
Daß ihm gerad' aus dem zarten Genick die Spitze hervordrang.
Doch nicht völlig durchschnitt der eherne Speer ihm die Gurgel,
Daß er noch zu reden vermocht' in Wechsel-Gespräche;
Und er sank in den Staub; da rief frohlockend Achilleus:
Hektor, du glaubtest gewiß, da Patrokleus Wehr du geraubet,
Sicher zu seyn, und achtetest nicht des entfernten Achilleus.
Thörichter! fern war jenem ein weit machtvollerer Rächer

— „Achille, dit Hector d'une voix affaiblie,
„Au nom de ton vieux pére, un mourant te supplie:
„Ne me dérobe point des froids honneurs des morts;
„De Priam et d'Hecube accepte les tresors;
„Daigne leur rendre un fils, que la pitié te touche!"

Bei den gebogenen Schiffen, ich selbst, zurück ihm geblieben,
Der dir die Knien gelößt! dich ziehe nun Hund und Gevögel
Schmählich umher; ihn aber bestatten mit Ruhm die Achajer.

Wieder begann schwachathmend der Helm umflatterte Hektor:
Dich bei dem Leben beschwör' ich, bei deinen Knien, und den Eltern,
Laß mich nicht an den Schiffen der Danäer Hunde zerreißen;
Sondern nimm des Erzes genug und des köstlichen Goldes
Die zum Geschenk, das der Vater dir beut, und die würdige Mutter.

Eacide sur lui lance un régard farouche:
„La pitié, malheureux! Quoi! tes derniers accens
„Osent, pour m'attendrir, invoquer mes parens!
„Meurtrier de Patrocle, ah! dans ma rage extrême,
„Je voudrais aux corbeaux te disputer moi-même.
„Sur tes restes sanglans je les vois s'assourir;
„A leur horrible faim rien ne peut te ravir;
„Non, rien; point de rançon; tout l'or de ton vieux père

Aber den Leib entsende gen Ilios, daß der Heimath
Troja's Männer und Frau'n des Feuers Ehre mir geben.
Finster schaut, und begann der muthige Renner Achilleus:
Nicht beschwöre mich, Hund, bei meinen Knien und den Eltern!
Daß doch Zorn und Wuth mich erbitterte, roh zu verschlingen
Dein zerschnittenes Fleisch, für das Unheil, das du mir brachtest!

„Ne me fléchirait pas . . . Ton épouse, ta mère,
„Ne pourront te placer dans l'urne des tombeaux,
„Et j'ai promis aux chiens tes livides lambeaux.
„Fils de Priam, étouffe une plainte inutile.“
Hector frisonne, et dit: „je réconnais Achille:

Niemand sey, der die Hunde von deinem Haupt dir verscheuche!
Wenn sie auch zehnmal so viel, und zwanzigfältige Sühnung,
Hergebracht darwögen, und mehreres noch mir verhießen!
Ja, wenn selber mit Golde dich aufzuwägen geböte
Priamos, Dardanos Sohn; auch so nicht bettet die Mutter
Dich auf Leichengewand', und wehklagt, den sie geboren;
Sondern Hund und Gevögel zerreißen dich, ohne Verschonung!
Wieder begann, schon sterbend, der helmumflatterte Hektor:

„Je réconnais ce coeur, que rien ne peut toucher.
„Mais tremble, il est des dieux; vois ta fin s'approcher
„Apollon, pour venger mon ombre courroucée,
„L'arc à la main, l'attend dévant la porte Scée."
Il dit; la mort l'entraine avec de longs efforts;
Son ame, en gemissant, fuit vers les sombres bords.

Ach, ich kenne dich wohl, und ahndete, nicht zu erweichen,
Wärest du mir; du trägst ja ein eisernes Herz in dem Busen.
Denke nunmehr, daß nicht dir Götterzorn ich erwecke,
Jenes Tags, wann Paris dich dort und Phöbos Apollon
Tödten, wie tapfer du bist, am hohen skäischen Thore!
Als er solches geredet, umschloß der endende Tod ihn;

Il ne réspire plus, Achille encor l'outrage.
„Meurs, lui dit le héros égaré par la rage.
„Meurs, moi, lorsque les dieux auront marqué mon sort,
„De leur mains, sans frémir, je récevrai la mort."
Soudain du corps sanglant sa lance est arrachée,
Et la funeste armure est deja détachée.

Aber die Seel' aus den Gliedern entflog in die Tiefe des Aïs,
Klagend ihr Jammergeschick, getrennt von Jugend und Mannkraft.
Auch dem Gestorbenen noch rief jetzt der edle Achilleus:
Stirb! Mein eigenes Loos, das empfah' ich, wann es auch immer
Zeus zu vollenden beschließt, und die andern unsterblichen Götter!
Also sprach er, und zog die eherne Lanz' aus dem Leichnam;
Diese legt er bei Seit, und die blutige Wehr von den Schultern

L'Armée entoure Hector, admirant sa beauté.
„Voyez, crie un soldat, ce héros indompté!
„Qu'il est docile et doux, le vengeur de Pergame,
„Qui portait sur la flotte et le fer et la flamme!"
Il dit; au sein d'Hector son glaive s'est plongé..
Debout, au milieu d'eux, de dépouilles chargé,

Nahm er zum Raub. Da umliefen ihn andere Männer Achaja's,
Welche sehr anstaunten den Wuchs und die herrliche Bildung
Hektors; und nicht naht ihm ein einziger ohne Verwundung.
Also redete Mancher, gewandt zum anderen Nachbar.
Wunder doch! Viel sanfter fürwahr ist nun zu betasten
Hektor, als da die Schiff' in lodernder Glut er verbrannte!
Also redete Mancher, und nahte sich, ihn zu verwunden.

Le fils des dieux s'écrie, en sa bouillante ivresse:
„Intrépides guerriers, noble appui de la Grece,
„J'ai fait enfin descendre au rivage infernal
„Ce mortel si long-temps à nos armes fatal!
„Plus, que tout Ilion. seul il fut rédoutable.
„Volons à l'ennemi, que la douleur accable!
„Faible, abattu, privé d'un si puissant sécours

Aber, nachdem ihn entwaffnet der muthige Renner Achilleus,
Stand er in Argos Volk, und sprach die geflügelten Worte:
Freund', ihr Helden des Danăerstamms, o Genossen des Ares,
Jetzo, da diesen Mann mir zu bändigen gaben die Götter,
Der viel Böses gethan, weit mehr, denn die Anderen alle;
Auf denn, laßt uns die Stadt in Rüstungen rings versuchen,
Bis wir ein wenig erkannt, wo der Sinn der Troër hinausgeht:
Ob sie vielleicht uns räumen die Burg, weil dieser dahinsank;

„Peut-être à notre audace il livrera ses tours.
„Patrocle, où m'égaré-je, et que puis-je entreprendre,
„Quand je dois une tombe et des pleurs à ta cendre?
„Ah! tant, qne de mes jours brulera le flambeau,
„Je garde ton image: et dut même au tombeau
„La céleste amitié n'embraser plus notre ame,

Oder zu stehn sich erkühnen, wiewohl nicht Hektor begleitet.
Aber warum doch bewegte das Herz mir solche Gedanken?
Liegt doch todt bei den Schiffen, und ohne Klag' und Bestattung,
Unser Freund Patroklos, den nie ich werde vergessen,
Weil ich mit Lebenden geh', und Kraft in den Knieen sich reget!
Wenn man auch der Todten vergißt in Aides Wohnung,

„La mienne, au sein des morts, conserverait sa flamme.
„Rétournons vers la flotte: o guerriers, hatez-vous;
„Que les restes d'Hector y rentrent avec nous;
„Marchons, en répétant l'hymne de la victoire:
„Quel triomph immortel! Quel honneur! Quel gloire!
„O Troie, Hector te dit un éternel adieu!
„Sous mes coups est tombé ton vengeur et ton dieu!"

Dennoch werd' ich auch dort des trautesten Freundes gedenken!
Jetzo wohlan, im Gesang des Päonon, Männer Achaja's,
Kehren wir, Hektor führend hinab zu den räumigen Schiffen!
Groß ist der Ruhm des Triumphs; uns sank der göttliche Hektor,
Welchem die Troër der Stadt, wie einem Gott, sich vertrauten!

Ainsi chantait Achille, et son aveugle rage
Prépare au noble Hector un odieux outrage.
Ses deux pieds, par le fer indignement percés,
De liens flétrissans déja sont traversés.
Le vainqueur à son char, o crime, o frénésie!
Attache le vengeur, le héros d'Asie.
Il y monte, étalant son trophée orgueilleux;
Presse du fouet mordant ses coursiers belliqueux,
Et fait voler le char à travers la carrière.

Sprach's und schmähliche Thaten ersann er dem göttlichen Hektor.
Beiden Füßen nunmehr durchbohret' er hinten die Sehnen
Zwischen Knöchel und Fers', und durchzog sie mit Riemen von Stierhaut,
Band am Sessel sie fest, und ließ nachschleppen die Scheitel;
Selbst dann trat er hinein, und erhob die prangende Rüstung;
Treibend schwang er die Geissel, und rasch hinflogen die Rosse.

La tête du Troyen traine sur la poussière;
D'un sang épais et noir ses cheveux sont souillés;
De leur auguste éclat tous ses traits dépouillés
Sont couverts par la fange, et la haine insensée
De tant d'affronts cruels n'est point encore lassée.

Staubgewölk' umwallte den Schleppenden; rings auch zerrüttet
Rollte das finstere Haar, da ganz sein Haupt in dem Staube
Lag so lieblich zuvor! Allein nun hatt' es den Feinden
Zeus zu entstellen verliehn in seiner Väter Gefilde.
Also bestäubt war jenem das Haupt ganz. —

Nun frag' ich Jeden, der nur eine Ahnung vom Alterthum hat, ob das übersetzen heißt? Nicht zu gedenken, daß Aignan alle in

Homer so bezeichnenden, Beiwörter hinwegläßt, daß er das Urbild bald auseinander zieht, bald zusammenpreßt, je nachdem sein Alexandriner es verlangte, so läßt er auch Züge weg, die zu dem Karakteristischen der Zeit und des Gedichts gehören, oder entstellt sie auf eine empörende Weise.

Bei Homer ruft Hektor dem Deiphobus, daß er ihm einen andern Speer bringen solle, und erst als er sieht, daß dieser nicht da ist, daß er also keinen andern Speer hat, überfällt ihn Bangigkeit. Davon hat nun Aignan nichts. Bei ihm scheint Hektor blos darum Furcht zu haben, weil er mit Achill allein streiten soll; als er das bemerkt,

Quel jour affreux l'éclaire!

Risum teneatis amici!

Jupiter, Apollon, l'Olympe m'abandonne!

ruft Hektor aus; allein so wortarm ist Homer nicht. Er erinnert zugleich, wie Apoll sich ehemals dadurch, daß er ihn der größten Gefahr unsichtbar entzog, für ihn verwendete, wovon

die französische Uebersetzung schweigt; ferner geht der schöne Naturzug

Auch kein Rath zu entfliehn —

in derselben verloren. Warum? Weil man nach den Gesetzen des Wohlstands wohl fliehen kann, aber das Wort Flucht nie im Munde führen darf.

Dafür bringt aber Herr Aignan andre Züge hinein. Er singt von einem roche escarpée, von funebres clartés, von dem divin bouclier, von einer nuit tenebreuse, wo Homer nur von der Abenddämmerung spricht, und natürlich seine idyllische Bezeichnung derselben:

in dämmernder Stunde des Melkens,

die offenbar zum Zeit-Karakter des Gedichts gehört, verloren geht. Dafür giebt der französische Achill dem gefallenen Hektor noch Fußtritte,

du pied la foulant,

was der griechische aus guten Gründen wohl bleiben läßt; dafür bittet der Homerische

Hektor seinen Ueberwinder um Auslieferung seines Leichnams,

Daß in der Heimath
Troja's Männer und Frau'n des Feuers
Ehre mir geben;

Der Aignan'sche Hektor hingegen will nur die
froids honneurs des morts.

Die nationalen Bezeichnungen, bei den Knieen beschwören, die Individualisirung der Sitten, Achill soll Erz und Gold genug nehmen, wo der Franzose nur trésors überhaupt geben will; die rührende:

nicht bettet die Mutter
Dich auf Leichengewand, und wehklagt, den
sie geboren,

wird hier ganz entstellt:

ton épouse, ta mère,
Ne pourront te placer dans l'urne des
tombeaux.

Ganz christlich sagt der französische Hektor:

Il est des dieux!

Der griechische droht ihm, ihm Götterzorn

zu erwecken, und spricht damit eine Volks-Idee aus, die jener verloren hat: Letzterer sagt ihm voraus, daß Paris und Apoll ihn tödten würden; aber auch dieser, so überaus wichtige, den prophetischen Blick der Sterbenden, nach dem Glauben der Alten, bezeichnende, Zug ist verloren. Dafür kostet es aber dem französischen Tod Mühe, Hektorn endlich zum Schweigen zu bringen:

La mort l'entraine avec de longs efforts,

wo der griechische blos endend ihn umschließt. Dort seufzt er noch; hier klagt die Seele in den Tiefen des Ais ihr Jammergeschick, getrennt von Jugend und Mannkraft —

Wahrlich, es ist widerlich diese Vergleichung fortzusetzen! Mag sie jeder meiner Leser selbst endigen, wenn das Bisherige ihm noch nicht genug ist, um sich zu überzeugen, wie man in Frankreich übersetzt!

IV.

Historische Nachricht über Don Manuel Godoy, Alvarez de Faria, Friedensfürsten, Herzog von Alcudia u. s. w. Aus dem Spanischen *).

Zu einer Zeit, da Jedermann vom Friedensfürsten und seinem unerwarteten Sturze spricht, mag es nicht undienlich seyn, hier einen kurzen Abriß von dem Leben eines so berühmten Günstlings zu geben.

*) Diese kleine Schrift, welche gleich nach dem Sturz des Friedensfürsten in Madrid erschien, verdient hauptsächlich darum große Aufmerksamkeit, weil durch sie fast einzig und allein

Don Manuel Godoy ward geboren zu Badajoz von ehrsamen und adelichen Eltern, wiewohl nicht vom ersten Adel. Nachdem sie ihm seine erste Erziehung gegeben, widmeten sie ihn den Waffen, und brachten ihn durch den Einfluß seines Bruders, der bereits unter diesem Korps diente, und die Gunst des Königs und der Königin genoß, unter die Garde dü Corps.

---

die öffentliche Meinung in Spanien zu einer gewissen Zeit bestimmt worden ist. Viele tausend Exemplare derselben verbreiteten sich mit reißender Schnelligkeit durch die Halbinsel, und wurden überall verschlungen. Daß sie eine Partheischrift ist, sieht man ihr wohl an; allein ich werde ihr durch einige Anmerkungen einige Unpartheilichkeit, und hie und da Berichtigung zu geben suchen. Das Unglück Godoy's aber war, daß gegen die Hauptsachen nichts eingewendet werden konnte, ob sie ihn gleich überall auf das schmerzlichste angreifen.

Anmerk. des Uebersetzers.

So kam er nach Madrid, wo ihn sein Bruder bald in das Kabinet der Königin einführte, welcher sein unternehmendes Aussehn, sein feines Wesen, und besonders die Geschicklichkeit, womit er die Guitarre spielte, äußerst wohlgefielen. Sie fing in Kurzem an, ihn auszuzeichnen, und ihm verschiedene Gnaden zu ertheilen, wie z. B. seine Ernennung zum Exemten von den Garden u. dgl.

Bis dahin war er blos als ein beugsamer Hofmann aufgetreten, welcher Jedermann zu dienen geneigt ist, der zu seiner Erhebung beitragen will. Aber der tiefblickende Geist des Grafen von Florida Blanca, welcher dazumal Premierminister war, durchschaute seine Plane sehr wohl, und ließ sich durch die Maske seiner Mäßigung nicht täuschen. Um ihn daher aus dem Lande zu bringen, ergriff er den Vorwand, ihn auf Reisen zu schicken, und es scheint, als ob er dem König wirklich die Vorstellung gemacht habe, daß dieser junge Mann durch seine Talente und seinen Verstand schöne Hof-

nungen erregte, und daß er dereinst dem Staate nützlich werden könnte, wenn er auf Reisen durch fremde Länder die für einen Staatsmann nöthigen Einsichten und Kenntnisse erworben hätte.

Dem König gefiel dieser Vorschlag. Er theilte ihn der Königin mit, die des Grafen wahre Absicht sogleich merkte, und sich daher seinem Plan aufs hartnäckigste widersetzte. So blieb Godoy denn in Madrid, und wurde für unser unglückliches Vaterland der schreckliche Fluch wahr, in welchen die erzürnte Juno einst gegen die Trojaner ausgebrochen ist: Acheronta movebo!

Mit der zunehmenden Gunst der Königin verstand er sich auch das Zutrauen und die Liebe des Königs zu verschaffen, der ihn, unter dem Titel eines Herzogs von Alcudia, zum Granden von Spanien erster Klasse, und bald darauf zum General-Kapitän aller seiner Truppen ernannte.

Nachdem ihm so viel gelungen war, fing

der Garde du Corps an, an dem Sturze des Grafen von Florida Blanca zu arbeiten, welcher, wenn auch kein vollendeter Minister, doch seines Platzes würdiger war, als alle die, die ihn nach ihm eingenommen haben.

Der Graf von Florida Blanca kannte nicht nur den Geist seiner Nation, ihren Zustand, ihre Interessen und ihre Bedürfnisse, sondern auch die verwickelte Politik aller Kabinette von Europa. Sein Nachfolger Godoy hingegen besaß kein anderes Verdienst, als natürlichen Verstand, Beredsamkeit und ein unternehmendes Aeußere. Dabei fehlte es ihm aber an der Hauptsache; denn es ist nur zu bekannt, wie er aller Einsichten, aller Erfahrungen gänzlich ermangelte, dennoch voll Eitelkeit, womit ihn die unsinnigen Schmeicheleien einiger dafür bezahlten Gelehrten erfüllt hatten, von zügellosem Ehrgeiz besessen, den Vergnügungen ergeben, und dabei von einer Habsucht geleitet ward, welche sich nie sättigen konnte.

Die verschiedenen Vortheile, welche er in

den Hofintriquen davon getragen hatte, schienen ihm ein glücklich Vorspiel der glänzenden Triumphe, die seiner in der Zukunft warteten, indem er sich nicht nur für fähig hielt, ein großes Reich zu regieren, sondern sogar die Wiedergeburt Spaniens heraufzuführen. Welch thörichte Anmassung! Welch unverschämter Hochmuth!

Die Nachricht von seiner Erhebung machte den schlimmsten Eindruck auf alle Gemüther, da es niemand verborgen seyn konnte, wie dieser Gardeoffizier das Ministerium nicht seinem Talent, sondern der Laune und Gunst verdankte. Aber um so schärfer tadelte man diese Wahl, weil sie gerade in die kritische Epoche der französischen Revolution fiel, in jene finstere Zeit der Unordnung und Gährung also, da der ausgelassene Freiheitsgeist das Recht mit der Leidenschaft, die Pflicht mit dem Interesse, und die gute Sache mit der schlimmen verwechselte; da die glänzenden Gestirne beinah durchgängig eine Eklipse erlitten, die getreusten Unterthanen

sich gegen ihren Willen vom Strom der Freiheit hingerissen sahen, und natürlich Jedermann die dringende Nothwendigkeit einsah, gute Köpfe an der Spitze der Geschäfte zu haben, und keine Unbesonnene, die, wie ungezügelte Pferde, die Bahn und das Ziel überspringen.

Es ist allgemein bekannt, daß sich Florida Blanca's Ungnade zum Theil von dem Widerstande herschreibt, den er mit dem Grafen von Aranda, dem unsinnigen und schlecht ausgeführten Plan seines unbesonnenen Nebenbuhlers zum Kriege mit Frankreich, geleistet hatte.

Indeß erhielt die Meinung des Letztern das Uebergewicht. Man fing den Krieg an, und führte ihn so, wie Florida Blanca und Aranda vorausgesagt hatten. Die Planlosigkeit und der Leichtsinn, womit er unternommen worden war, die Unordnung, in welcher sich die Armee befunden, die unnöthigen Mühseligkeiten, die man sie ausstehn gelassen, und am Ende der erbärmliche Ausgang von

allem hatten den allgemeinen Unwillen der Nation erregt, und dennoch hatte Godoy die Frechheit, sich zum Lohn für so ausgezeichnete Dienste als Friedensfürst proklamiren zu lassen.

Diese unerwartete Neuigkeit setzte alle vernünftigen Männer in Bestürzung, indem sie in ihm bereits einen zweiten Connetable von Castilien, einen zweiten Don Alvaro de Luna erkannten. Aber wie groß war ihr Erstaunen und ihr Schmerz, als sie vollends gar ersehen mußten, daß er im Begriff sey, sich durch die Heirath mit einer Tochter des Infanten, Don Luis, mit dem königlichen Blute zu verschwägern?

Indeß verbreitete sich ein Gerücht, dem der Unpartheiische nicht früher Glauben beimessen kann, als bis seine Zuverläßigkeit völlig dargethan ist. Man versicherte nämlich, daß Godoy bereits rechtmäßiger Weise mit der Tudo verheirathet sey, welche eines oder mehrere Kinder von ihm habe, und daß er somit im Begriff

stehe, das Verbrechen der Polygamie zu begehen *).

Indeß kam genannte Heirath zu ganz besonderm Vergnügen des königlichen Paares zu Stande, und Godoy hatte das Vergnügen, bei dieser Gelegenheit die lauten Glückwünsche aller Höflinge einzunehmen, selbst seinen Monarchen vom Throne steigen zu sehn, um ihn in seinem eigenen Hause als Verwandter und Freund zu umarmen, seinen ruhmbedeckten Namen durch einige brave Dichter gepriesen,

---

*) Man hat eine Zeitlang, besonders außer Madrid, an diese schon früher vollzogene, und nie getrennte, Heirath des Friedensfürsten geglaubt. Indeß habe ich in der Hauptstadt selbst, und zu einer Zeit, wo man sich eben nicht lange besann, wenn es auf Vorwürfe gegen ihn ankam, nie diesen Umstand bestätigen, und die Meisten daran zweifeln hören. Das hinderte indeß doch nicht zu glauben, daß die Tudo Kinder von ihm hatte, wie gewiß ist.

Anmerk. des Uebersetzers.

sich von einem Haufen niedriger und erkaufter Dichterlinge als ein Held besungen zu hören, und die tiefe Ehrfurcht zu genießen, welche wir allen Gliedern des königlichen Blutes zu erweisen pflegen.

Indeß verwickelte uns der neue Friedenbringende Fürst in einen schädlichen Krieg mit England, welcher, in Rücksicht auf die kritische Lage, in der sich dieser Staat damals befand, so leicht viel rühmlicher für uns hätte ausfallen können. Irland hatte sich empört, die Fahnen des Aufruhrs waren unter dem mächtigen Schutze Frankreichs aufgesteckt worden, das dazumal eine beträchtliche Seemacht besaß. Alle Mittel waren vorbereitet, um das schwere Joch Großbittanniens abzuschütteln, und der Geist der Unruhe hatte ganz England und selbst die Flotten ergriffen. Durch das französische Freiheitssystem waren alle Köpfe verschoben, die brittische Regierung befand sich ohne Macht und Nachdruck — welche Aussichten zu einem glücklichen Kriege! Eitle Hoffnung! Kaum fangen

die Feindseligkeiten an, so müssen wir die unglückliche Seeschlacht von Capo de San Vicente liefern, in welcher sich Don Juan de Cordoba mit sieben und zwanzig Linienschiffen, vier Fregatten und Einem Kutter aufs schmählichste und mit unbeschreiblichem Verlust von dem weit schwächern Admiral Jervis schlagen läßt. Als diese traurige Nachricht im Publikum bekannt wurde, erhob sich der allgemeine Unwille einstimmig gegen die schlechten Veranstaltungen Godoy's. Aber das war umsonst!

So lernten wir zu unserm Unglück die unheilreichen Folgen seiner Untauglichkeit und seines Hochmuths von Tag zu Tag mehr durch die Erfahrung kennen. Aber das half uns nichts, indem er seine Macht zu sehr befestigt hatte. Vergebens stellten Saavedra und der unglückliche Jovellanos *) dem König

*) Dieser Mann ist der nämliche, welchen König Joseph I. bei der ersten Organisirung

mit allem Nachdruck die Gefahr vor, womit ihn der neue Günstling für die Zukunft bedrohte. Hörte Seine Majestät sie auf einen Augenblick an, so sahen sie sich darum nicht weniger kurze Zeit darauf, durch Anstiften des mächtigen Höflings aus seinem Conseil gestoßen, der sodann nicht unterließ, sich an ihnen zu rächen, indem er den einen aufs schmählichste verbannte, und den andern zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilte.

Von dieser unglücklichen Epoche an schreibt sich die Entfernung des spanischen Adels, dieses Adels, welchen uns unsre Geschichte als die Stütze des Throns, den Vorsprecher des Volks und den kraftvollen Vertheidiger der Schwachen schildert. Von da an konnten sich unsre Granden dem Monarchen nicht mehr nähern, und ihm nicht den geringsten Vortrag machen, da

seines Ministeriums aus der Verborgenheit gerufen, und in dasselbe aufgenommen hat.

Anmerk. des Uebersetzers.

sie zum Voraus von dem Mißlingen ihrer Absicht durch das blinde Zutrauen überzeugt waren, welches er auf Godoy setzte. Sie wurden aber darum nicht weniger seine Opfer; denn wir haben sie alle nach und nach verbannt, verachtet und verspottet gesehn.

Nachdem sich der Friedensfürst durch seine Verwandtschaft zum Richter und Verfüger über den Adel erhoben hatte, und alle Vollmacht besaß, nach seinem Willen zu befehlen, so dachte er an nichts anders mehr, als sich immer mehr in seinem hohen Posten zu befestigen, Schätze aufzusuchen, Kreaturen zu sammeln, alle Aemter zu verkaufen, und das Reich völlig zu Grunde zu richten. Sein Luxus, seine Pracht und seine Räubereien waren zügellos. Er hielt sich eine eigene Garde, die indeß noch nicht so zahlreich und glänzend war, als die spätere, welche er bei seiner Ernennung zum Generalissimus aufrichtete. War jemand unbesonnen oder links genug, sich mit irgend einem Gesuch direkt an den König zu wenden, so konnte er auch gewiß

seyn, daß ihm nichts willfahrt wurde. Die Königin indeß mußte dem Eigensinn, mit welchem sie den Elenden begünstigt hatte, theuer bezahlen; denn, nachdem er ihrer nicht mehr bedurfte, behandelte er sie mit der größten Verachtung, lachte über ihre Launen, und erniedrigte sie auf das tiefste. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die gute Frau diese Belohnung verdient hat.

Zugleich lagen Industrie, Rechtspflege, Handel, Marine und Finanzen in völligem Nichts, so leicht es ihm auch, unter verschiedenen sehr günstigen Umständen, welche sich ereignet hatten, gewesen wäre, alle diese Zweige wieder zu beleben. Die Wissenschaften, welche unter Carln III. sich wieder zu erheben angefangen hatten, verfielen unter seinem Ministerium wieder gänzlich *). Undankbar, grausam

*) Das Lustigste ist, daß man ihn stets als den gebornen Beschützer der Wissenschaften ausgeschrieen hat, und Herr von Marcillac, Verfasser der neuen Reise nach Spa=

und boshaft, wenn es seine Politik erforderte, suchte er schon von früher Zeit an die guten Anlagen des Thronfolgers zu unterdrücken, indem er ihn mit Menschen, welche sein Vertrauen

---

nien, hat uns die wichtige Nachricht mitgetheilt, daß der Friedensfürst ein großer Gelehrter sey. Uns ist nicht bekannt, worin seine große Gelehrsamkeit bestanden hat. Was indeß den Schutz anbetrifft, den er den Wissenschaften angedeihen ließ, so ist uns freilich nicht unbekannt, daß wir ihm eine Schaar von Dichtern verdanken, welche die Schlacht von Trafalgar und seine unverdiente Erhebung zum Admiral besungen haben, und unter denen wir ja den Verfasser des Gespräch's von Lord San Vicente nicht vergessen dürfen. Gleichfalls verdanken wir ihm die Pestalozzische Schule, für deren Beschützer er sich ausgegeben, weil er in ihrer Methode eine gewisse Tendenz zur Perfektibilität erkannt hatte. Es ist Schade, daß er ihr gegen das Ende seiner Regierung seinen Schutz entzogen, denn sonst würden wir Wunderdinge erlebt haben.

Anm. des Originals.

besaßen, umgab, und diejenigen Lehrer, welche ihn zu bilden, und zu einem guten Fürsten zu formen im Stande waren, von ihm entfernte*).

*) Eine, sehr glaubwürdige, Person hat mir erzählt, daß Godoy bei Gelegenheit der Ungnade von Escoiquiz — (des Lehrers vom Prinzen von Asturien) — zu einem seiner Vertrauten sagte: „Dieser Hitzkopf war uns sehr schädlich, und darum entschloß ich mich auch, ihn wegzuschaffen. Er wollte einen tüchtigen Fürsten aus dem Prinzen machen, und, nicht zufrieden, ihn die Geschichte gelehrt zu haben, fing er auch schon an, ihm einige politische Maximen beizubringen, und Vorlesungen über Diplomazie, Staatsrecht, und was weiß ich für Dinge zu halten. Aber nein! Der Prinz braucht nichts zu lernen, als Fleury's Catechismus, die Bibel des P. Scio, die Genealogie, ein Bischen Geographie, und besonders den Ursprung und Ausfluß aller Flüsse von Spanien und Amerika. Es ärgert mich nur, daß ich nicht weiß, wen ich zu seinem Hofmeister machen soll.“ Der Vertraute schlug ihm mehrere tüchtige Männer vor; aber Godoy antwortete ihm: ich will ihm den Pater

Ja, er that noch mehr, und hatte Schaamlosigkeit genug, ihm sogar das Nöthigste zu versagen, und ihm an Geld fehlen zu lassen, während er in lauter Verbrechen und Unthaten den Staatsschatz erschöpfte, und seine eigenen Schätze häufte.

Manche haben gesagt, daß wenigstens sein äußerliches Benehmen und seine Verfahrungsweisen edel seyen. Indeß giebt es Beweise genug vom Gegentheil, indem er z. B. ein besonderes Vergnügen daran fand, Männer zu demüthigen, deren Karakter er schon aus bloßer Politik mit einiger äußerlichen Achtung hätte behandeln sollen. Gegen das andre Geschlecht benahm er sich roh, wie ein Vandale. Brachte man ihm eine unangenehme Nachricht, so warf er mit Geräthen, Papieren, und Allem, was ihm gerade zur Hand war, um sich. Als man ihm einmal sagte, daß der Prinz von Asturien während einer bedenklichen Krankheit des Königs,

---

Cirillo geben. (Ein einfältiger, von Jedermann gekannter, Kapuziner in Madrid).

unaufhörlich im Zimmer Sr. Majestät sey, fluchte er wie ein Fuhrmann, und brach in die heftigste Verwünschung gegen eine gewisse Person aus, welche seine Befehle nicht erfüllt hatte. Bei einer andern Gelegenheit hieb er in seinem Pferdestall einen Knecht mit dem Säbel nieder, blos weil eins seiner Pferde nicht nach seinem Willen versorgt worden war — woraus denn doch die Wildheit seines Karakters unwidersprechlich hervorgeht. Manchmal befanden sich die Minister wegen Staatsgeschäften in seinem Hause versammelt, während er sich den Bart machen ließ, oder sich mit irgend einer gefälligen Schönheit vergnügte. Und wer hat sie nicht oft sammt und sonders mit gebeugtem Haupte, wie Bediente, hinter ihm her gehend aus dem Pallaste kommen sehen.

Sein zügelloser Ehrgeiz ließ ihn ein Ehrenwort, ein Versprechen, Treu und Glauben, Zuneigung und Dankbarkeit, als Kinderspiel ansehen. Er war im höchsten Grade wollüstig, aber ohne jenes Zartgefühl, welches die aus-

gelassensten Menschen oft wenigstens zur Schau zu tragen wissen, indem er überhaupt einer liebenswürdigen Galanterie gegen das andere Geschlecht völlig unfähig war. Sein Herz kannte keine religiöse und menschliche Tugend, und selbst nicht einmal jenes Gefühl, das die gütige Natur allen menschlichen Wesen ertheilt hat.

So erblicken wir denn in seinem Ministerium nichts, als einen unerträglichen Despotismus, einen Divan, der schlimmer ist, als der türkische, aus welchem nichts als die lästigsten neuen Auflagen, eine Anzahl von Ungerechtigkeiten, Einkerkerungen, Verbannungsbefehle, welche von den Kreaturen des Veziers verkauft werden, tausend Verletzungen des Staatskredits, immer neue Schöpfungen von Vales reales, unaufhörlich wiederholte und völlig unnütze Vorkehrungen für die Amortisations-Kassen, kurz alles Mögliche hervorgeht, was man zur Unterdrükkung, Ausplünderung und Herabwürdigung einer edlen, loyalen und auf ihre Würde eifersüchtigen Nation thun kann.

Hier wäre der Platz, von seinen Wolluſtfeſten in Madrid und Aranjuez, von seinem berühmten Sopha, und nicht von den körperlichen, sondern Karakter-Prüfungen zu reden, welche die, welche auf seine Gunſt in dieſem Punkt Anspruch machten, durchzumachen hatten, indem er gleich dem Fuchs in der Fabel, der, nachdem er den Schwanz verloren hatte, von seinen Kameraden verlangte, daß sie sich alle ihre Schwänze abschneiden sollten, verlangte, daß sie alle an seiner Zügellosigkeit Theil nehmen sollten. Auch sollte füglich von den ärgerlichen Orgien auf jener kostspieligen Reise des Königs und der Königin nach Andalusien und Catalonien gesprochen werden; allein wir wollen von der weisen Maxime, welche Horaz dem Historiker vorschreibt, nicht abgehn:

Qualem commendes, etiam atque etiam aspice, ne mox
Incutiant aliena tibi peccata pudorem *).

*) Epist. XVIII. Lib. I.

Hätte dieser Mann wenigstens taugliche Männer ins Ministerium gesetzt, so wäre unser Schicksal noch erträglicher gewesen. Aber wen stellte er an die Spitze der Geschäfte? Mein Gott! welche Minister! In einer Zeit von siebzehn Jahren haben wir, so oft er auch gewechselt und neu gewählt hat, auch nicht Einen gesehen, welcher uns einiges Zutrauen einzuflößen im Stande gewesen wäre. Aber wie konnten wir so etwas auch nur hoffen, da wir wußten, wie Godoy dem Verdienst und dem Talent offenbaren Krieg erklärt hatte, und diese exotische Pflanze, deren Fruchtbarkeit er fürchtete, überall auszureißen suchte? Gab es zu seiner Zeit unter der ganzen Nation einen aufgeklärten Kopf, welcher nicht verfolgt, verläumdet, hintangesetzt worden wäre? War das nicht das Schicksal von Cabarras, des Stifters des spanischen Staatskredits, welcher wegen Talente und Dienste des ersten Postens im Finanzfach würdig war? Wars nicht auch Mazarredo's seins, des einsichtsvollsten, von den Fremden

und selbst von unsern Feinden, so hochgeschätzten, Seemanns? Hat Jovellanos, der weiseste und tugendhafteste Patriot, welcher noch in einem Kerkerloche seufzt *), nicht das Nämliche erfahren müssen? Und war nicht einer unsrer besten Militairs, der General Caco, welcher nun vergessen in Valencia lebt, nicht auf dem Punkt, dasselbe erdulden zu müssen? War dies überhaupt nicht das Schicksal von vielen andern, die vernachläßigt, oder in Ungnade gestürzt wurden, und die ich, um nicht zu weitläuftig zu seyn, gar nicht anführen will? Aber wer hat an der Stelle dieser Männer die Rollen gespielt? Hier indeß muß ich einhalten, indem ich mit Sallust sagen kann, ich weiß nicht, ob die Schaam, oder der Verdruß mich abhalten fortzufahren **).

---

*) Dies ist nicht ganz wahr. Jovellanos war in den letzten Zeiten zwar noch exiliret; aber nicht mehr im Kerker.

Anmerk. des Uebersetzers.

**) Nam postea quae fecerit incertum ha-

Es scheint unglaublich, aber es ist darum nicht minder zuverläßig, daß unsre Nation unter Godoy'n mehr Unglück erduldet hat, als andre in einem Raum von mehrern Jahrhunderten. Wir wollen nichts von der Geißel der Pest sagen, welche, aus Mangel an Polizeianstalten, sich in Spanien eingeschlichen und verbreitet hat; nichts von jener fürchterlichen Hungersnoth, wodurch beide Kastilien in Jammer gestürzt wurden, weil er die Magistrate der Ortschaften ihrer Vollmacht beraubt hatte, ihre Getreidevorräthe zur Zeit einzukaufen, wie sie seit undenklichen Zeiten gethan. Auch berühren wir nichts von dem vielfachen Unglück, womit wir während dieser siebzehn Jahren heimgesucht wurden. Aber wie könnten wir je vergessen, wie unsre guten Kastilier, an Allem mangelnd, und ohne einen Bissen zu haben, um sich zu sättigen, in jenem jammervollen Jahre

---

beo, pudent magis, an pigeat disserere. Hist. bell. Jugurth.

ausgemergelt und abgezehrt in den Straßen der Städte und Dörfer lagen, und Godoy schaamlos mit allem Getreide, dessen er durch seine niedrigen Agenten habhaft werden konnte, Handel trieb? — Aber dieses Gemälde ist für zartfühlende Seelen zu schrecklich, als daß man es nicht gleich wieder verbergen sollte.

Da wir indeß einmal den Handel berührt haben, so können wir das abscheuliche Geschäft nicht verschweigen, welches er, nach den Umständen, mit den Staatspapieren zu treiben pflegte. Natürlich war er einer der ersten, welcher vom Abschluß des Friedens von Amiens Nachricht erhielt, und kaufte daher sogleich zu äußerst niedrigem Preise, viele tausend Vales reales *) auf, die er nachher wieder mit ungeheuerm Gewinn absetzte. Bei anderen Gelegenheiten schlug er eine Menge derselben los, und machte sie so, nach seinem Gefallen, steigen

*) Dies ist der Name der Staatsschuldscheine in Spanien.

oder fallen, wie es gerade sein Vortheil erheischte. Kurz, man kann ohne alle Uebertreibung behaupten, daß unter seiner Administration alles Mögliche geschehn ist, um das Papiergeld in Mißkredit zu bringen, besonders da er Solern *) den Befehl erlaubte, daß der königliche Schatz die Gläubiger des Staats in Vales bezahlen, aber keine seiner Einkünfte, in Abgaben, Zöllen u. dgl anders, als in klingender Münze empfangen sollte. Die Krone, welche bei dem Kredit und der Erhaltung ihrer Schuldscheine am meisten interessirt war, flößte demnach der Nation durch die unsinnigen Maasregeln der Regierung zuerst das gänzliche Mißtrauen gegen das Papiergeld ein, wodurch es am Ende in völlige Verachtung und Geringschätzung gesunken ist.

---

*) Name des letzten Finanzministers Carls IV. welcher in Godoy's Sturz verwickelt wurde, und kaum der Wuth des Volks entrann, das wenigstens sein Haus geplündert hat.

Anmerk. d. Uebersetzers.

Und wer erinnert sich nicht mit Entsetzen des Schrittes, wozu Godoy unsern guten König bewogen hat, seinen rechtmäßigen Erben der Krone von Spanien zu berauben, sie selbst niederzulegen, und einer Regentschaft anzuvertrauen? Wirklich kam der Vorschlag an den hohen Rath von Kastilien, wie aus Allem bekannt ist; aber wer sollte seinen Augen trauen. O schmachvolle, ewig zu verschweigende und vergessende Wahrheit! Freilich war dieser Plan ein völliger Wahnsinn; aber was ist nicht von der verblendeten Vernunft einer rasenden Leidenschaft zu erwarten? Er schmeichelte sich in seiner Thorheit mit nichts Geringerem, als dem guten unschuldigen Carln IV. die Krone vom Haupte zu reißen, und sich selbst aufzusetzen. Weder ein Grund noch Recht begünstigen ihn, auch besitzt er nicht einmal Macht genug, um den Schein davon zu behaupten. Aber darauf kommts in seinen Augen nicht an. Er besitzt ja Ehrgeiz und Geld, und das ist genug. Aber das erste Tribunal der Nation ist ihm geradezu

entgegen, und vereitelt seine Plane mit Leichtigkeit. Der Widerstand brachte ihn im höchsten Grade auf, und Haß, Zorn und Rache loderten in seinem Herzen empor. Nichts kann die Furie seines beleidigten Ehrgeizes mehr im Zaum halten. Religion, Ehre, Vernunft und Völkerrecht, alles ist nichts mehr vor ihm. Godoy schwört sich zu rächen, und wenn seine Rache auch das Heiligste verletzen soll, so muß sie gelingen. Wirklich haben wir auch als Folgen derselben Verbannungen, Amtsersetzungen und die völlige Zugrundrichtung seiner Nebenbuhler mit ansehen müssen.

Was sollen wir von jenen Maschinerien und Schlingen sagen, in welche er das ganze königliche Haus verwickelt hatte, um, nach seinem Gefallen allen Individuen derselben befehlen zu können? Was zu der Unverschämtheit, sich zum Generalissimus ernennen zu lassen, um die Armee zu desorganisiren, seinen Kreaturen Stellen zu verschaffen, und sich nach Herzenslust an dem Korps der Garden zu rächen, wozu

er selbst einmal gehört hatte? Welch ein General kann der Mann seyn, der unaufhörlich in den bezaubernden Armen der Sirenen liegt, welche ihn in Wollust berauschen, der nie den Krieg gesehen hatte, und die berühmten Heerführer nur etwa aus den Kupferstichen kannte, welche sie ihm in allem Schmucke der Schmeichelei darstellten? Was zu der Frechheit, sich zum Groß-Admiral ausrufen, und sich die ganze Ausübung der Souverainität zu einer Zeit übergeben zu lassen, da alle unsre Arsenäle und Werfte verödet, und seit undenklicher Zeit unsre Seeleute ohne Bezahlung waren? Und zu jener neuesten und ärgerlichsten Ernennung, worin er den König die lächerliche Rolle spielen läßt, der Tudo die allegorischen Titel: Marquisin von Roca fuerte und Castillo fiel zu ertheilen *)? Konnte es ihm nicht genug seyn, den ganzen

*) Unter beiden Namen liegt eine plumpe Zweideutigkeit, welche nicht deutlicher gemacht zu werden verdient.

Anmerk. d. Uebers.

Hof verdorben, die Nation demoralisirt, und in diesem Punkte alle möglichen Ausschweifungen begangen zu haben, und mußte er auch noch in einem offiziellen Blatte *) ganz Europa den Gegenstand seiner Liebe, seine feine Dankbarkeit, und Carls IV. Arglosigkeit vorzuführen? Ovid that nicht so viel für den Ruhm seiner Corinna, noch Statius für den seiner Violantilla, noch Tibull, Properz, Catull, Petrarka und Lope für den Ruhm ihrer Geliebten, als der Friedensfürst für sein Josephinchen Tudo zu thun suchte. Konnte sich je die dichterische Einbildungskraft vorstellen, daß ein von Anfang armes und unbekanntes Weibsbild die Direktorin ihres ganzen Geschlechts werden sollte, der Herzoginnen sogar gehorchen mußten? daß sie die Austheilerin aller Gnaden und Benefizien, kurz die einzige Person werden würde, an welche sich Eingeborne und Fremde,

---

*) In der Hofzeitung von Madrid.

Anmerk. d. Origin.

Kleine und Große mit allen ihren Foderungen und Gesuchen an den Senat zu wenden hatten? Aber so war es wirklich, und wer durch Geld und Bitten ihre Verwendung erhalten, der hatte auch die gegründetste Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen, und durfte froh seyn.

Und troz alle dem — gestehn wirs nur zur Schmach unserer Zeit! — troz alle dem hat es so karakterleichte Menschen — um nicht mehr zu sagen — gegeben, welche sich nicht schämten, dem Friedensfürsten den ehrenvollen Zunamen zu geben, von welchem man noch zweifelt, ob ihn Cicero, bei allen Verdiensten um sein Vaterland verdient habe!

In aller Wahrheit ereignete sichs, daß, nachdem Godoy sich zur hohen Würde eines Groß-Admirals hatte erheben lassen, oder vielmehr selbst erhoben hatte, die Stadt Madrid sich mit den ungeheuren Ausgaben, welche sie für den Pallast von Buena vista *) gemacht hatte, nicht be-

*) Dieser Pallast steht an dem Prado, den er

gnügte, sondern ihm noch den majestätischen hochklingenden Titel, Vater des Vaterlands, zu ertheilen suchte. Vater des Vaterlands nannte man einen Günstling, der seinen Souverän an der Nase leitete, von seiner Gewalt die schlechteste Anwendung, von seinem Zutrauen den größten Mißbrauch machte! Vater des Vaterlands einen Menschen, welcher seine ganze Regierungszeit hindurch daran gearbeitet hatte, durch sein unerträgliches Joch jenen Muth und jene heroische Tapferkeit, die zur Vertheidigung von Diademen bestimmt scheinen, in unsern Herzen zu unterdrücken! Vater des Vaterlands den, der unser Ehrgefühl, die Stütze der Monarchien zu zerstören gesucht hat! Vater des Vaterlands den, welcher jene natürliche Liebe, die wir zu unsern Fürsten tragen, zu

---

völlig beherrscht, wurde von der Stadt Madrid ihm zum Geschenk gemacht, aber war nicht völlig ausgebaut, als der Friedensfürst gestürzt wurde.

Anm. d. Uebers.

verwischen gesucht, und bereits den Wunsch in uns erregt hatte, lieber unter eine andere Regierung zu kommen! Vater des Vaterlands ihn, der seinen Monarchen aller Mittel beraubt, um seinen Posten mit Ehren zu behaupten, und ihn ohne Generäle, ohne Admiräle, ohne öffentlichen Schatz, und ohne Nationalkredit gelassen hatte! Vater des Vaterlands ihn, der zu wiederholten Malen dem Fürsten gerathen hatte, sich von einer andern Macht die Geldsumme geben zu lassen, welche seine Unterthanen nicht zu entrichten im Stande waren, und die er ihm so leicht hätte geben können! — Welche Erbärmlichkeit! Aber zu was kann die Furcht vor der Uebermacht die Menschen nicht vermögen?

Ach! wundern wir uns nicht über diese Schwachheit der Stadt Madrid. Wissen wir doch, daß verschiedene von den Ungeheuern, welche auf dem Throne der Welt gesessen, im Leben und im Tode ihre Parthei und ihre Lobredner gehabt haben. Hat man uns nicht versichert, daß die Tibere, Nerone und Kaligula's

aufs höchste verläumdet worden seyen? Suchte man uns nicht zu beweisen, daß das römische Volk nie glücklicher gewesen, als in den Zeiten der grausamsten Kaiser? Behauptete man nicht, daß Suetonius blos ungegründete Gerüchte und gehäßige Anekdoten aufgesammelt? Und sagte man uns nicht, daß Tacitus die Dinge durch die täuschende Brille einer schwarzen, ausgebrannten Fantasie angesehen? Was Wunder, wenn auch die Stadt Madrid in einem schrecklichen Despoten den Vater des Vaterlands erblickte? O mein geliebtes Spanien! Hättest du einen guten Vater gehabt, du würdest dich freilich nicht in einer so kläglichen Lage befinden. Dein Boden, dein Klima, deine Produkte, alle deine Hülfsquellen berechtigten dich, der Schwesterstaat Frankreichs zu seyn. Einst freilich warst du durch die weise Politik deiner alten Kinder, unsrer Voreltern, die Herrscherin und Gebieterin von Europa; und jetzt! jetzt bist du einem Baume ähnlich, der aus Mangel an Pflege sich selbst entwurzelt, und im eigenen Gewichte zur Erde

sinkt. Und das verdankst du diesem Vater des Vaterlands *). . . . .

Was das Sonderbarste in Godoy's Leben ist, besteht darin, daß er immer gerade, und ohne alle Hindernisse zu finden, auf sein Ziel losgegangen. Jedermann konnte den vielfachen Schaden, welchen er der Nation zufügte, mit Händen greifen; Jedermann sah, daß er sie zum wahren Kadaver, ohne Geld, ohne Armee, ohne Marine, ohne Regierung und ohne Hülfsmittel machte. Jeglicher wußte, daß er mit vollen Händen sich Schätze aufhäufte, und beinah alles baare Geld an sich zu ziehen suchte; aber Niemand wagte es darum gegen ihn, niemand arbeitete in Wort und That seinem souveränen Willen entgegen. Nur Saavedra **)

*) Lücke im Original.

Anm. d. Uebers.

**) Francisco Saavedra hatte sich zuerst in den Kolonien auf die glänzendste Weise bekannt gemacht, und 1798 an die Spitze der auswär-

und Jovellanos hatten Muth genug, den König aus seiner Verblendung ziehen zu wollen, und ihm von den bittern Klagen und dem lauten Schreien seiner Völker, so wie von der unglücklichen Lage zu reden, in die man uns versetzt hatte. In manchen Augen mögen die Höflinge entschuldigt werden können, welche blos auf ihr Privat-Interesse und ihre Selbsterhaltung bedacht sind. Auch wird man vielleicht mehreren angesehenen Männern verzeihen, weil sie etwa auf die beiden, ebengenannten, Schlachtopfer der Freimüthigkeit hinweisen, und von sich sagen können, was Cicero dem Attikus in Bezug auf Cäsarn schreibt: nun ists zu spät, einem Feinde zu widerstehn, den wir so lange in unsrem Busen genährt *).

---

tigen Angelegenheiten gestellt. Diesen Platz behielt er nur kurze Zeit, indem er bald die Erlaubniß erhielt, sich nach Andalusien in die Unbemerktheit zurück zu begeben.

Anm. d. Uebers.

*) Sero resistemus ei, quem per decem annos aluimus contra nos. Cic. ad Attic.

Wie aber kam es, daß die Königin, welche zuverläßig eine Frau von Geist ist, die sich von diesem Günstling, den sie aus dem Nichts herausgezogen hatte, mit Härte behandelt sah, die da wissen mußte, was vorging, die Einfluß genug auf den König besaß, um ihm mit Lebhaftigkeit und Nachdruck die Unzufriedenheit seiner Völker, und die Nothwendigkeit, ihn vom Ministerium zu entfernen, vorzustellen, wie kam's, daß sie es nicht gethan hat? Wie konnte sie es zugeben, daß sich unser guter König in einer völligen Unwissenheit über das Unglück des Königreichs befand? Warum hat sie ihren und unsern Tyrannen nicht zu Boden gestürzt? Ach, unser Edelmuth hätte ihr dafür all das gränzenlose Unglück vergeben, das sie durch ihr unheilschwangeres Geschenk über uns gebracht hatte. Wir hätten Alles mit Mangel an Ueberlegung entschuldigt, und Alles wieder gut gemacht geglaubt.

Was die Königin nicht thun wollte, haben am Ende die Umstände, oder vielmehr die Vor=

sehung bewirkt. Die so sehr ersehnte, die von Allen gehoffte, so lang vorausgesehene und geprophezeihte Stunde ist gekommen, von welcher Spaniens Heil abhing, da der gerechte Unwille des Volks gegen Godoy, wie ein heftiger Strom, die Dämme einreißt, welche sich seinem Laufe so lang entgegen gesetzt hatten. Und auf diese Bewegung stürzt der schreckliche Koloß, an welchen Niemand zu rühren gewagt, das Idol des Hofes, der eigentliche Souverän des Staats, mit der Leichtigkeit, womit ein wilder Sturm die Blätter vom Baume reißt. Jetzt haben sich diese Scenen der Schmeichelei und Glückwünsche verändert. In Aranjuez hört man anders nichts, als: es sterbe der Friedensfürst, es sterbe der Verräther u. dgl. Sein Pallast, welcher noch eben für ein Heiligthum gegolten, an dessen Schwelle man keinen Augenblick weilen konnte, ohne von einer Wache mit rauhen Worten zurückgewiesen zu werden, wird gestürmt, geplündert und zerstört. Zu seinem Glück fand ihn die Menge nicht zu Hause, sonst wär' es

um sein Leben geschehn gewesen, da sie nach seinem Blute dürstete. Man sagt dem Volk, er sey auf der Flucht nach Ocana, und es macht sich mit allerhand Waffen dahin auf. Verzweifelt kommt es wieder zurück, und durchsucht Strassen, Plätze und Spaziergänge, um ihn zu finden. Am 19. März verbreitet sich das Gerücht, daß man seinen Aufenthalt entdeckt habe .... Welche Stimmen erhoben sich! Welch Geschrei der Mordlust! Alle möchten ihre Hände in sein Blut tauchen; Jeder möchte zuerst Hand an ihn legen. Aber der Prinz von Asturien rettet ihn, und noch athmet er schmachbedeckt im Kerker.

So hat sich das öffentliche Leben dieses berühmten Günstlings geschlossen. Kaum erfuhr man im Königreich seinen Sturz, welcher Jubel, welche Freude, welcher Beifall ertönten von allen Seiten. Der eine, der aus dem Schooß seiner Familie verbannt war, segnet die Hand, die ihm Hoffnung macht, wieder dahin zurückzukehren. Ein Andrer seufzt im Kerker, und

sieht mit unbeschreiblicher Freude den Augenblick seiner Befreiung erscheinen. Ein Dritter; welcher im Frieden seines Hauses Bequemlichkeiten genießt, dankt der Vorsehung, die ihn vor der Proskripzion bewahrt hat. Hier wird sein Fall mit einem Freuden-Enthusiasmus gefeiert; dort sein Andenken verabscheut. Alle tadeln ihn; Jeder unterbricht sich mit Ausdrücken des Unwillens, beweint die Vergangenheit, bewundert die Gegenwart, und hofft auf die Zukunft.

V.

Nachrichten über die baskische Sprache und Literatur.

Die baskische Sprache, welche in vielen Orten von Navarra, in den drei biskaischen Provinzen, und in der sogenannten Terre de Labort in Frankreich gesprochen wird, weicht von den Sprachen der benachbarten Länder völlig ab, und ist eine, für sich bestehende, höchst merkwürdige Sprache, welche mit keiner der übrigen, bekannten Sprachen die geringste Aehnlichkeit hat. Die wenigen Gelehrten, die sich mit ihr beschäftigt haben, sind in ihrer Würdigung derselben zur Ausschweifung gegangen, und das Besonnenste, was wohl über sie geschrieben worden ist, findet

sich in einem Werk, wo die wenigsten das suchen werden. In dieser kurzen Nachricht, werde ich demselben folgen, das ich unter den mir bekannten Schriften über die baskische Sprache, welche ich mit ihren Titeln aufführen will, zuletzt nenne.

Ich setze zuerst diejenigen Werke, welche in baskischer Sprache gedruckt sind. So viel mir bekannt ist, wurde nie irgendwo anders, als in Bayonne gedruckt, und was ich davon in genannter Stadt auftreiben konnte, besteht in folgenden Drucken; welche sämmtlich in der labortischen Mundart geschrieben sind:

1) Noelac, eta bercé cantá espiritual bernac.

Dieses Buch, so wie das folgende, ist schon ziemlich alt, und ich weiß die Jahrszahl desselben nicht anzugeben, da es mir so wenig, als Nro. 2. zu Gesicht gekommen ist. Ich hebe die Nachrichten von beiden aus Larramendi's baskischen Grammatik aus, welche, wie ich später anführen werde, 1729 gedruckt wurde. Beide

Werke enthalten geistliche Lieder. Ihr Verfasser ist der Doktor der Theologie, Juan Echeberri, von dem ich nichts weiter zu sagen weiß, als daß Larramendi seine Gedichte wegen ihrer christlichen Salbung sehr anrühmt.

Schmerz der Mütter, als Herodes die Kinder von Bethlehem ermorden ließ.

Innocénten Ama ónac
Gustíz círen arritú;
Soldatuac cirenéan
Bethlcená hurbildú.

Jeí aldurá ethorrí
Cithzaien bitrotzerá,
Nigarrá beguirá, eta
Jcará gorputzerá.

O háurchoac (errán zuten)
Zuec badá hain sarri
Galdu behár zaituztegu
Bihótzen hiragarri?

Madaricá dadillála,
Herodes tyranoa,
Ceñác hambat altarátzen
Baitú guré gozoá.

Batzuc aviatú cirén
Haurrequien ihessi,
Lestér ordéan citúzten
Burréuec ardietsí.

Berealá beré hármac
Ateratú cituzten',
Eta háurchoei lehonac
Leguéz iaucí citzaisten'.

Bessoac cedutzatelá
Aireán alchatuác,
Amec ecártzen cituzten
Aitziñerá eseuac.

O burren' cruélac, andré
Nigartsúec diusté,
Guré haur gaisôec Zuci
Cer eguín darotzué.

Baldín hutsíc badá, dítuc
Guztíac guré aldetíc,
Etá ez ezagutzaric)
Eztuten haurretatic.

Gúri iguzquigutzúe
Heciozeó colpeác,
Etá utz biciríc guré
Jaió berrí humeác.

Bañán hargatíc etzíren
Bátere guibelatú,
Aitzitic escuá zúten
Haurretara hedatú.

Bátac thíra, bérceac thíra
Harí círen guduán:
Soldatuá garaitzen-da
Ordean azquén buruán.

Beré harmá sartzen dío
Cruelquí gorputzeán,
Eta haur gaisoá uzten
Hedatuá lurreán.

Zaurietaric Cerión
Issurica odolá,
Iturrián ur garbía
Chorroetaric nolá.

2) Manual devocionezcoa, edó ezperén orén oró escúetan erabiltzeco liburuchoâ, Escárazco versutan' eguiñá, eta guztiá bi partetán bereciá.

Ich hebe daraus die zehn Gesetze aus, welche Gott dem Moses auf dem Berge Sinai gegeben hat.

Zuré leguéac háullec díre, Sinaico mendian
Berce ordúz Moisen emánac Arabián.
Jainco bat onéts-ezác, etá adóra devotquí,
Etá arén icenáz ez ciñic eguín vanoquí.
Gueiágo beguiràzac igandeá sainduquí,
Eta burasóac ondrá, biçí-adín lucequí.
Nihór hill eztezaquelá, ez bihotzéz gaitzetsi,

Ecén vengántzen Jaincoá ni bchàr nauc
sinetsi.
Paillardizá iguinarí eguióquec ihesá,
Guztiz ere ez desirá lagunarén Esposa.
Bercerén oná hain gutti beharco - duc
iduqui,
Guztic ere hauzoarén ontasuná ez uquí.
Fiñeán mihiarí emoc guardiá, eztén
guezurti,
Eta aicén, falseria iráuztera, beldurtí.
Hauc bi manamendutara biltzen dituc la-
burquí,
Ceñac gogoán har ahal baitatzáquec erraz-
qui.
Jainco bat onets-ezác gauzá guztién gañe-
tic',
Eta Christall laguná ez heronéz behere-
tic' *).

---

*) Ich habe in diesen Proben die spanische Accentuazion des Larramendi beibehalten, welches sie von den folgenden Proben baskischer Poesie und Prose unterscheidet.

3) Devucina Escuarra, Mirailla, eta Oracinoteguia, von dem Mönch Juan de Aramburu.

4) Eine Poesie auf den Tod Ludewigs I., welche eine Nachahmung der bekannten Stelle des Virgils im 6ten Buch ist, und die ich mit einer wörtlichen Uebersetzung beifügen will:

Erregué bat Cerutic'
Madriden' aguertú-zan',
Nold noizbáit Ainguerrú
Edét bat guertatzen-dá.

Elurréz, ta carmiñéz
Edérttzen aurpegui-á,
Perlac, ta rubiác ére,
Norc gueiágo cebiltzán.

Zuen isúrtzen galanquí
Chit arguizcó itsasó bat,
Cergátic Cerucó gáuzac
Ez oi datóz bestelá.

Guipuzcoan goraturic
Mendíac éuren gañeán,
Berá icústeco luzátzen
Zuten lepó gogorr-á.

Jaquiñez, piztútzen zála
Lengó urrezcó edade-á,
Gueldituúco eztá nigàtic,
Cion mendí bacoitzac.

Naizuén mendí edoceñéc
Potosí bézela izán,
Ez nai burni-á Emanic,
Báicen Ofircó urre-á.

Baña Ceruác goicegui
Dío, Luisez ascó da,
Badá Erregué aguertú danac
Iraun du ascó lurrean.

Esferác erámán digu
Gàmbara urdiñ artará;
Eztá icústen, baña aguítz
Sentitzen lajatzen da.

España illumbéan dágo,
Nolá eclipse ciquiñác
Eguerdían quentzen dío
Epuzquiarí argui-á.

Nolá dan icústen maiz
Soró edér, loredún bat
Ipár erí gaitzaréquin
Loré gozóen obi-á.

Burni edade-a berríz
Dator zorí gaistoán,
Urre-oríac quendurican
Burnodún anz illunác.

Ceruac eracásten dígu
Ecin vicí direlá
Ondasúnac luzaró,
Ezpada' euren errián *).

---

*) „Vom Himmel erschien zu Madrid ein König, wie zuweilen ein Seraph erscheint. — Auf seinem Antlitz vermischten sich Schnee und Carmin; eiferten Perlen und Rubinen mit

5) Testamen Çaharreco eta Berrico historioa, M. de Royaumontec eguin içan

---

einander. — Von ihm floß eine glückliche Fülle Lichts aus; denn himmlische Dinge kommen nicht anders, als so (nämlich in Fülle). — Guipuzcoa's Berge erheben sich über einander, und recken den starren Nacken, um ihn zu sehen. — Und da sie sahen, daß das goldene Zeitalter wiederkehrte, sagte jeder Berg: es wird mir nichts mehr bleiben. — Jeder Berg zeigte Potosi's Reichthümer, und ihre Eisenadern gaben Ophirs Gold. — Aber bald sprach der Himmel: Ludewig ist genug da gewesen, denn ist einmal ein König erschienen, so dauert sein Andenken lange. — Die Sphäre nahm ihn in ihr azurnes Prunkgemach auf; man sieht ihn nicht mehr; aber man fühlt ihn noch. — Spanien verdunkelte sich, wie wenn eine starke Eklipse im Zenith der Sonne alle ihr Licht raubt. — Wie man eines blumenreichen Gartens Raum dem Frost hingegeben, als Leichnam eines Garten, liegen sieht. — Das eiserne Zeitalter kehrt wieder, Alles trägt dazu bei, es zu bleichen, und die violette Mischung spielt nur noch in

duenetic berriro escararat itçulia; exemplu eta erreflexione saindu equin; bi Liburutan eçarria. Lehenbicio Liburua: testamen Çaharra. Bayonan. 1775. 8. 377 Seiten.

6) Testamen Çaharreco eta Berrico historioa, M. de Royaumontec eguin içan duenetic berriro escararat itçulia; exemplu eta erreflexione sainduequin; bi Liburutan eçarria. Bi-Garren Liburrua: testamen Berria, cembeit Sainduen Bicitcearequin. Bay. 1777. 8. S. 454.

Diese beiden Schriften sind ein Auszug, ersteres aus dem alten, und letzteres aus dem neuen Testament. Mit Nutzanwendungen der Lebensbeschreibungen einiger Heiligen, und machen somit die baskische Bibel aus. Wahr-

---

goldnen Flächen. — Damit lehrt uns der Himmel, daß die Seligen nicht lange außer ihrem Vaterlande leben können.“

scheinlich sind sie die Uebersetzung des französischen Werks von Royaumontec, und der Verfasser derselben, welcher nur in den vorgesetzten Druck- und Verbreitungserlaubnißscheinen genannt wird, ist ein Herr Larréguy, von welchem ich übrigens nichts weiteres weiß, als daß er Pfarrer von Bassussarry gewesen ist. Da diese Schriften in Weniger Hände kommen, so will ich hier den Anfang des siebzehenten Kapitels im Matthäus hersetzen.

Nro. 2. S. 166.

„Jesu - Christoc Cesareaco hiritan gaindi çabillala bere dicipuluequin, galdeguin-cioten cercion munduac hartaz. ihar-detsi-cioten batçuc ciotela Joannes-Baptista cela, bertceec Elia, eta bertce batçuc Yeremia, edo profeta eaharretaric bat. Eta çuec, erran-ciotocen Jesu-Christoc bere discipuluei, nor uzte-Luçue naicela?

7) Cantico izpirituatac, missionetaco eta bertce demboretaco hainitz abantaillossac, guehienac errebesrituac, eta hurren eçagutuac etcirenez emendatuac. Bayonan. 1786. 8. 80 Seiten.

Diese Sammlung geistlicher Lieder ist in den verschiedensten Sylbenmaaßen abgefaßt, zum Theil in denen der französischen Chansons, zum Theil in Assonanzen und diesen verwandten spanischen Sylbenmaaßen. Jedem ist seine Melodie beigefügt, und, französisch genug! wird nachfolgendes, das ich als Probe hersetze, nach den Melodien: quand les trois mages reparurent dans leur païs, und: quoi, ma voisine, es tu fachée? die meisten andern aber nach originalen baskischen Melodien gesungen.

Guiçona, non duc cuhurtcia!
Cer? ez daquic
Ez dela deus ere bicia
Khe bat baicic?

Higûnt-çac, bihotcez, mundua
Ovai-danic?
Herioa duc hurbildua
Hire ganic.

Mundutar, placer covatulan
Hondatua,
Gauça bat bedi hire baitan
Fincatua;
Ovrhoit hadi hil behar dela
Azquenean,
Bihar beretic haitequela
Lur barnean.

Aberaxa, hire diruac
Hau-ixutcen,
Aguintça falsoez munduac
Hau-choratcen.
Ah! has hadi enganioaz
Ahalcatcen,
Bai-eta funxqui, herioaz
Beldur hartcen.

Gazte çoro, occupatua
Aphainduraz,
Occupa çac izpiritua
Sepalturaz:
Herioa baniteaz
Duc-trufatcen,
Urguillusên atcemateaz
Duc-dostatcen.

Tratulari, intres-gosea,
Deüsec-ere
Mundu huntan ecin asea
Behinere:
Sarri, phutçu bat çaic-emanen
Egoitçatzat,
Bi braça lur dituc-içanen
Ontasuntzat.

Laboraria, alferretan
Haiz nekhatcen,
Maiz herioa duc, bet-betan,
Gu ganatcen.

Hacillen eguiteco lanac
    Tuc hiretzat,
Eta fruitu heldu-direnac
    Primuentzat.

Marinel, hambat hersturetan
    Habillana,
Laster haiteque uhinetan
    Atcemana:
Ur-pean, edo leihorrean
    Haiz-galduco;
Bicia çaic, muga denean,
    Escastuco.

Bat etçaïco herioari
    Itçurico,
Corrozqui dio bacotchari
    Yaçarrico;
Badaramatça erreguac
    Tronutaric,
Hain errechqui nola pobreac
    Cokhotaric.

8) Francesen Imperadorearen eremuetaco eliça gucietacotz eguina-den Catichima. Bayonan. 1807. in 8. Ist die Uebersezzung des neuesten, im ganzen französischen Reich eingeführten Katechismus, welche auf Befehl der Regierung gemacht wurde.

Schriften über die Sprache der Basken sind verschiedene in Spanien und Frankreich erschienen. Folgende sind mir bekannt:

1) El impossible vencido Arte de la lengua bascongada. Salamanca, 1729. 8.

Der Verfasser dieser Grammatik ist der Jesuit, Manuel de Larramendi, Professor der Theologie in Salamanka, und geboren in der Provinz Guipuzcoa. Er war der erste, welcher die baskische Sprache in Regeln gebracht, und damit geleistet hat, was ihm bis jetzt noch niemand nachgethan. Daß er sich nicht wenig darauf einbildete, beweißt schon der Titel seines Buchs: die besiegte Unmög-

lichkeit; und andre Stellen desselben sprechen noch stärker von seinem Verdienst, und zugleich von den Vorzügen der Provinz und Sprache, für die er schrieb, und welche er bearbeitete. Wenn sein Enthusiasmus für den Gegenstand zu weit ging, so läßt sich das aus der Mühe erklären, die ihm seine Arbeit kostete, indem sich die Menschen immer auf diese Weise selbst zu belohnen pflegen. Allein man hat denselben nicht immer gehörig zu würdigen verstanden, und die meisten spätern Schriften über die baskische Sprache, beziehen sich ungefähr auf folgende Stelle seiner Vorrede: „Diese Sprache ist die gebildetste, die eleganteste und harmonischste unter allen Sprachen. Andre Sprachen hatten ihre Zeiten der Kindheit, der Unvollkommenheit und der Rohheit, von denen sie sich auch im reiferen Alter nicht immer loszumachen wußten; aber die Baskische war immer eine völlig ausgewachsene, vollkommene,

von Gott selbst bei der Sprachenvertheilung mitgetheilte, Sprache, und eine von den zwei und siebzig Primitiven und Muttersprachen. Zwischen der baskischen und andern Sprachen, welche man heut zu Tag als ausgebildet anrühmt, ist derselbe Unterschied, wie zwischen der Schöpfung Adams und seinen Nachkommen. Andre Sprachen sind durch den Geist und Geschmack der Menschen gebildet, und darum Krankheiten und Irrthümern ausgesetzt, welche von ihrer unächten Abstammung herkommen. Der Geist Gottes aber bildete allein die baskische Sprache, und gab sie nach seiner unendlichen Weisheit den ersten Vätern derselben so schön, so geistreich, so philosophisch, konsequent, höflich, angenehm und in jeder Rücksicht solch ehrenvollen Ursprungs würdig.“ Je-

dermann sieht diesen Behauptungen auf den ersten Blick die kühne Liebe eines Mannes an, der den Gegenstand seiner Ehre nicht hoch genug erheben zu können wähnt.

2) Arte de la lengua japona. Mexico 1738. Diese Schrift, welche ich indeß nicht selbst zu Gesicht bekommen konnte, ist von dem Mönch, Melchior Oyanguren, geschrieben. Er gibt in der Vorrede zu verstehn, daß er in der Grammatik der japanischen Sprache blos die seiner eigenen vaterländischen geschrieben, woraus klar hervorgeht, daß er entweder die eine beider Sprachen, oder keine von beiden verstanden hat.

3) Semana hispano-vascongada, von Sorreguieta. Madrid. Ich kenne diese und die drei folgenden Schriften nicht selbst. Indeß veranlaßte diese eine andre:

4) Cartas de un Vascongado sobre varias equivocaciones, que ha patecido la-obra: semana historico-vascongada. Madrid.

5) Apologia de la lengua vascongada, ó ensayo critico-filosofico de su perfeccion y antiquedad sobre totas las, que seconocen, en repuesta allos reparos propuestos en el diccionario geogr. hist. de España, por D. Pablo Pedro de Astarloa. Madrid. 4.

6) Examen critico de la pretendida exelencia de la lengua bascongada por Montuenga. Madrid. 8.

7) Der Artikel: Navarra, im 2ten B. S. 151 von dem Diccionario geografico-storico de España, por la real Academia de la historia. 2 Bde. kl. Folio. Madrid 1802, welcher mit Nüchternheit geschrieben ist, darum auch nur Wenigen gefallen konnte, und die Gegenschrift von Nro. 5. erzeugte. Bei dem Folgenden werde ich ihn hauptsächlich zu Grunde legen.

8) Essai de quelques notes sur la langue basque, par un vicaire de campagne, sauvage d'origine. Bayonne 1808. 8. Der Verfasser dieser kleinen Schrift, welcher sich mit einer verdächtigen Bescheidenheit auf dem Titel nicht genannt hat, geht hauptsächlich gegen Montuenga zu Feld, welcher der baskischen Sprache die Ehre, vom Thurmbau Babels herzustammen, nicht vergönnen will. Solche Vermessenheit war dem baskischen Pfarrer zu groß, als daß er nicht auf seine Behauptungen hätte antworten sollen. Seine Antwort ist mitunter sehr poßierlich, wie man aus folgender Stelle schliessen mag: „Mich selbst betreffend", sagt er, „weiß ich wohl, daß ich nicht zum Schriftsteller gemacht bin. Ein gewisses, ich weiß nicht was? oder eine teuflische Eingebung, Eitelkeit genannt, oder ein natürlicher, unschuldiger Antrieb, den man, wenn man Lust hat, eine Neigung, Andern Vergnügen zu machen, nennen mag, oder die Vereinigung beider Gründe bewegen mich,

diese Noten den Alterthumsforschern vorzulegen, welche das Bürgerrecht in der gelehrten Republik und den Muth haben, über die alte Sprache der Iberier zu reden.“ In Rücksicht auf das Wesentlichste seiner Schrift will ich einige Bemerkungen aus derselben mittheilen.

„Das Baskische ist eine Ursprache. Die Göttlichkeit der Genesis beweißt sie, als vice versa; und die Originalität des Baskischen beweißt die Göttlichkeit der Genesis.“

„Ich halte die baskische Sprache für besonders tauglich, einige historische Begebenheiten aufzuklären.“

„Die Sprache war die natürliche und hinlänglich ausreichende Geschichte aller Begebenheiten, welche sich seit der Schöpfung ereignet haben.“

„Die Ursprache erhielt freilich bei Babel eine unheilbare Wunde; aber wir haben keinen Beweis davon, daß sie gänzlich verloschen ist. Moses sagt es nicht. Der Karakter der Primitivsprachen beweißt, daß noch schöne Reste

jener Katastrophe entgangen sind, und die baskische Sprache ist einer dieser Reste.“

An diesen Behauptungen könnte es Jedermann genügen, um über den Geist dieser Schrift zu urtheilen. Da ihr Verfasser aber wenigstens seine Sprache versteht, so können folgende Bemerkungen einige Merkwürdigkeit haben:

„Gorphutz heißt Körper überhaupt. Es ist zusammengesetzt aus den drei Worten go - or - phutz. Go heißt, was von oben kommt; or, orra, orrata, unten; und phutz, die Ausathmung, oder die ausathmende Materie. — Das Ganze also: eine ausathmende Materie, welche vom höchsten Wesen geknetet ist.“

„Arima, die Seele. Aria heißt: Aehnlichkeit, Bezug, Verhältniß zu etwas, Bild. Ma ist Menge, Mittelpunkt, Abgrund, Quelle, Fülle, innigste Zuneigung. Somit also Arima, Unendlichkeit von Bezug, Bildern und Aehnlichkeiten, und der völlige Sinn des mosai-

schen: faciamus hominem ad imaginem et similitudinem nostram.“

„Arno, Wein. Zusammengesetzt aus ar, Schöpfung, Erfindung, Bildung, Ausdehnung, ursprüngliches Produkt; no, ist Noah; also arno, Erfindung des Noah, wie die heilige Schrift angiebt.“

Sagarno, Cider. Sag, Aepfel; ar, Erfindung; no, Noah; also: Erfindung, welche Noah mit den Aepfeln gemacht hat. Durch diese Etymologie will der Verfasser dem etwaigen Zweifel zuvorkommen, als ob der Wein schon vor Noah bekannt gewesen wäre.“

„Adam. Zusammengesetzt aus ad, Verstand; und am, Fülle u. s. w. Also die Bedeutung des mosaischen scientia et intellectu replevit eum.“

„Eva, im Baskischen Eba. Ba und bay ist die Bejahung; e, die Verneinung; also ja und nein, hoc nunc, wie sich die Vulgata ausdrückt, die der Verfasser so erklären will, und dem ersten Weib somit einen Dop-

pelsinn leiht, den man den spätern oft vorwerfen wollte.“

„Cain. Ca, etwas, das die Natur verabscheut; in und eguin, was geschehen ist, und du hast es gethan; also Cain: du hast ein Verbrechen begangen, das die Natur verabscheut.“

„Abel. Abe, abre, abere, Thier. El und hel, Anruf, Ruf, Annäherung, Ankunft. Damit ist Abels Karakter völlig ausgedrückt.“

„Astelehena, Montag; astearteа, Dienstag; astezquena, Mittwoch. Nach der Tradition hat Gott in drei Tagen die ganze Materie des Universums geschaffen. Dieses drücken die drei Worte aus, indem sie die erste Epoche der Schöpfung, die mittlere, und die dritte bezeichnen.“

„Orceguna, Donnerstag. Eguna, ist Tag überhaupt; orce heißt: kneten, also Tag, an welchem der Tag gemacht wurde, wie die mosaische Urkunde ihn als den Schöpfungstag des Firmaments bezeugt.“

„Orcilaria, Freitag. Orce, kneten; cy, klein; laria, groß. Also Schöpfungstag vom Kleinen und Großen, nämlich der Thiere.“

„Lagunbata, Sonnabend. Findung eines Gefährten; im navarrischen Dialekt heißt der Sonnabend ebiacoiza, oder Vereinigung von zweien. Damit ist der Schöpfungstag des ersten Menschenpaars bestimmt.“

„Igandia, Sonntag. Dia, Betrachtung eines Gegenstandes; igan, und iragan, was geschehen, was gemacht ist; also: Betrachtung des Geschaffenen, welches wohl in dem requievit der Vulgata enthalten seyn kann.“

Dies sind die Schriften über die baskische Sprache, von welchen ich in Spanien Nachricht erhalten konnte, und die ich zum Theil selbst besitze. Ich schließe nun mit einem kurzen Auszug aus dem genannten Artikel des historisch-geographischen Wörterbuchs von Spanien, wovon Don Joaquin Traggia der Verfasser ist.

* * *

Es ist kaum begreiflich, wie eine Handvoll Menschen, die seit August unaufhörlich Regierungen hatten, welche eine andere Sprache redete, und in größerer Verbindung mit fremden Nationen stand, als die übrigen Provinzen Spaniens, dennoch ein eigenes, von dem ihrer Besieger oder Verbündeten so verschiedenes, Idiom haben konnte. Und dieses wird um so wunderbarer, da die Basken ihre Sprache nie geschrieben, und diese dennoch keiner andern an Ausbildung, Reichthum, Energie und Annehmlichkeit das Geringste nachgiebt.

Es kann daher nicht sehr auffallen, wenn Oihenart *), Garma und Larramendi diese Sprache für eine der Primitivsprachen und für die Ursprache des sämmtlichen Spaniens gehalten haben. Auch wurde erstere Meinung von gelehrten Männern angenommen, ob ihr gleich noch viel zu ihrem Beweise fehlt. Und zwar aus folgenden Gründen:

---

*) Noticia de las dos Vasconias.

Erstlich stützt sich alles auf die gemeine Meinung, daß der Ursprung der Sprachverschiedenheit bei dem Thurmbau von Babel angefangen.

Zweitens, ist nicht erwiesen, daß Thubal oder seine Nachkommen nach Spanien gewandert sind.

Größere Aufmerksamkeit verdient die Behauptung, daß das Baskische die Ursprache Spaniens gewesen ist. Aber auch hierzu mangelt noch viel zur Evidenz, indem alle Angaben über die erste Bevölkerung desselben völlig ungewiß sind, und wir in den Zeiten, wo wir klarer sehen, eine Menge von Sprachen und Alphabeten, und keine zuverläßige Nachricht vom Baskischen finden. Die vielen baskischen Namenbezeichnungen, welche die Vertheidiger jener Hypothese in Spanien finden wollen, sind eben so unzuverläßig, indem sie sich auf Aehnlichkeiten gründen, die man zur Noth in den meisten Sprachen angeben könnte. Außerdem finden sich in der Struktur des Baskischen selbst die Beweise für seinen neuern Ursprung.

Diese Sprache besteht größtentheils aus zweisylbigen Wurzeln von geringer Biegsamkeit in den Nenn- und Zeitwörtern. Ihrer grammatikalischen Regeln sind sehr wenige, dafür hat sie aber desto mehr Anomalien und Unregelmäßigkeiten. Je älter eine Sprache, desto ärmer an Worten und Biegungen, und desto bestimmter ist sie. Das Gegentheil von diesem spricht in dem Baskischen gegen sein Alterthum, wenn man ihm auch nicht das Schicksal aller Sprachen, die Veränderung, zugeben, und in seiner hohen Ausbildung, Biegsamkeit und Annehmlichkeit den Beweis der Neuheit finden will.

Wie sie entstanden ist, darüber fehlen freilich alle historischen Angaben, und selbst die Spuren zur Ergänzung derselben. Wenn aber Larramendi in ihr Worte aus der lateinischen Sprache findet, und daraus auf verwandte Ueberbleibsel der Ursprache in dieser schließt, so hat er wohl sehr geirrt, indem diese blos den Verkehr der alten Biskajer bezeugen, über den uns die Geschichte gar keinen Zweifel läßt.

Aehnliche Beiträge mag das Baskische aus der gothischen, aquitanischen und andern Sprachen erhalten haben, welche mit der ursprünglichen Landessprache zusammengeschmolzen sind. Zuverläßig ist daher, daß das heutige Baskische nicht die Sprache ist, welche die Römer in Spanien gefunden haben.

Wie aber hat sich die heutige baskische Sprache gebildet? — Hierüber ist, nach einem vorläufigen Geständniß, daß sich das unmöglich mehr bestimmen lasse, Folgendes das Wesentlichste.

„Das Baskische hat, wie jede andre Sprache, viele Wurzeln der Ursprache übrig behalten, die sich mehr oder minder verändert, da es ganz unmöglich ist, daß ein Volk, welches nicht völlig ausgerottet wurde, die Sprache seines Besiegers so gut lernt, um alle seine eigenen Worte zu vergessen, und daß es nicht viele derselben seinen Eroberern mittheilt. Die Nachbarsprachen der Spanier und Franzosen, die der Celten, Griechen, Römer, Gothen und Normannen, das Neu-Kastilianische und Neufran-

zösische, vereinigt mit den Trümmern der ersten Sprache, waren die rohe Grundmaterie des Baskischen.“

„Das Alphabet, d. h. die einfachen Töne des Baskischen, sind die nämlichen, wie im Kastilianischen und in andern Sprachen. Der Buchstabe Ñ ist ein Ton, welchen viele europäische Sprachen, zum Theil durch GN, zum Theil durch Ny, ausgedrückt haben. Die Japaner haben diesen Ton auch, welchen die Sprachlehrer unter und durch NH bezeichnen. Das nämliche gilt von dem cha, lla und zeda, welche der ganzen übrigen Halbinsel gemein sind, und keinen vernünftigen Grund zur Behauptung gestatten, daß die Basken diese Töne den übrigen Spaniern gegeben, und sie nicht von ihnen empfangen haben.“

„Gehen wir zu den Nennwörtern über. Sie sind im Baskischen indeklinabel, wie im hebräischen, arabischen und vielen andern alten und neuen Sprachen. So war es in allen Primitivsprachen, bis die Noth die Inflexionen

erfinden ließ, um den verschiedenen Zustand und die Verhältnisse derselben Sache zu bezeichnen. Das einfachste, leichteste und älteste Mittel scheint darin bestanden zu haben, dem Nennwort irgend einen Buchstaben vorzusetzen, wodurch die Nennfälle bezeichnet wurden. So geschah es im Hebräischen. Laßt uns sehen, wie das Baskische verfährt." . . .

„Ist in dieser Sprache ein Nennwort deklinirt, so sind es damit die übrigen alle, von welcher Gattung sie seyn mögen. Der Nennfälle sind sechs, und diese werden durch den nachgesetzten Artikel ausgedrückt. Da aber dadurch die Sprache leicht monoton geworden wäre, so hat sie darum zwei bis drei Artikel für jeden Nennfall, sowohl in der einfachen, als in der Mehrzahl. Der Artikel verliert sich, oder verdoppelt sich wenigstens in der Zusammensetzung nicht, z. B. ur - a, das Wasser, ur gar - bi - a, das klare Wasser; ur - garbi - ac, die klaren Wasser. Ur ist für das einfache, und für die Mehrzahl, ist dasselbe in jedem Numerus, wie

im Malaiischen u. a. Sprachen. Woher haben nun die Basken diese Nachsetzung des Artikels, welche allem Gebrauch der Nachbarsprache zuwider ist? — Vielleicht woher die Japaner und Chineser; oder ist es ein Ueberbleibsel ihrer Primitivsprache, oder nahmen sie es aus dem Lateinischen und Gothischen. — Von den Lateinern nahmen sie die Endung a bei der ersten Deklination, und die Vermehrung der dritten in den andern Nennfällen. Von den Nachbarsprachen, welche die Mehrzahl durch ein beigefügtes s von der einfachen unterscheiden, entlehnten sie ihr c, wie jauna, Herr, und jaunac, Herren. Da alle ihre Nennwörter in a endigen, so hatten sie die Verfahrungsweise der Spanier, die zuweilen in der Mehrzahl es setzen müssen, nicht nöthig, wiewohl es auch einzelne Fälle giebt, wo sie das Aehnliche durch ic und ric haben. Ueberhaupt aber scheint es, daß die Basken bei der Bildung ihrer gegenwärtigen Sprache die Deklination des Nennworts zu vereinfachen suchten, wie die Engländer,

ob es ihnen damit gleich nicht so gut gelungen ist."

„Aus dem entferntesten Alterthum haben die Basken den Gebrauch übrig behalten, im Gespräch zwischen Gleichen und Höheren die Ausdrücke zu unterscheiden. Die Hebräer, Araber und andre Orientalen unterscheiden in ihren Idiomen die Redensarten der Weiber von denen der Männer. Das haben die Basken nun vergessen, doch ist ihnen davon in ihren Fürwörtern etwas der Art übrig geblieben, durch welches sie die größere oder geringere Achtung bezeigen, welche sie vor Jemand haben, mit dem sie sprechen. Dieses können sie nun weder von den Griechen, noch von den Römern haben, welche mit Göttern, Fürsten und Bettlern dieselbe Sprache reden. Sie müssen dies daher entweder aus dem entferntesten Alterthum übrig behalten, oder von den Gothen, und aus der Zeit des gesunkensten Lateins genommen haben. Das Französ. toi und vous, und das Spanische tu und usted (welches vom vos herkommt)

mögen zu dieser Bestimung der Fürworte Anlaß gegeben haben."

„Gehen wir zu den Zeitworten über. Hier waren die Basken nicht so glücklich, und wenn sie auch in diesen ihre Sprache zu vereinfachen suchten, so ist es ihnen nicht so gut gelungen. Ihre Conjugation hat so viele Formen, daß wir uns kaum auf diesen Punkt einlassen können, und uns nur auf einige allgemeine Bemerkungen einschränken müssen. Die Conjugationen des Baskischen sind regelmäßige und unregelmäßige; jene haben ein Hülfswort mit sich; diese sind einfach. Reden wir zuerst von den erstern."

„Die Wurzel in diesen Zeitwörtern ist nicht völlig indeklinabel. Die Zeitfälle bilden sich dadurch, daß man den Infinitiven, Partizipien oder Gerundien gewisse Hülfswörter nachsetzt. So auch entsteht der Imperativ oder der Subjunktiv, und werden die Formen des Passivs gewonnen."

„Es ist kein Zweifel, daß die Zeitwörter im alten Baskischen in ihren Endungen der Infini-

tive, Partizipien, Präteritis und dem Futur, wozu nachher die Gerundien kamen, veränderlich waren. Diese Zeitfälle reichten für die Bewegung der Sprache hin, und diese mußte nothwendig lange in diesem Zustand bleiben. Durch den Umgang mit den Griechen, Römern und andern Völkern lernte man erst die andern Zeitfälle kennen. Man fand es weit bequemer, eine oder die andere Wurzel durch alle Zeitfälle hindurch zu verändern, als dieses mit allen Wurzeln der Sprache vorzunehmen. So wurden daher die Hülfszeitwörter angenommen. Das Genie der Sprache veränderte diese auf eine ausschweifend vielfache Weise, um die Beziehungen auf sich selbst, auf einen andern, die Verhältnisse zwischen vielen, Einem und Vielen u. s. w. zu bezeichnen. Der Ursprung dieser Mannichfaltigkeit rührt wohl von dem Verkehr mit mehrern Völkern her. Die Verschiedenheit, wenn sie bei weiblichen Personen angewendet werden, könnte noch ein Ueberbleibsel der ältesten Sprachen seyn, wenn man sie an-

ders nicht nach Hadrians Regierung durch den Verkehr mit den Juden und Muselmännern erhalten hat. Jene Verschiedenheit in den Hülfswörtern der Zeitfälle wird noch durch die Verschiedenheit der Endungen des Hauptworts vermehrt, worin man einzig und allein die Monotonie vermieden zu haben scheint. Aus allem diesem erkennt man indeß, daß das Baskische durch den Umgang mit andern Nationen und die Vermischung mit ihren Sprachen entstanden ist, was besonders noch die Mannichfaltigkeit seiner Dialekte bestätigt."

„In Bezug auf die Vergleichungsstufen, so bildet sie die baskische Sprache nicht nur aus den Adjektiven, sondern aus den Substantiven und Zeitwörtern. Der Comparativ wird durch die Zusetzung des Wörtchens ago gemacht, z B. zuri, weiß; zuriago, weißer, zuweilen aber auch das Wort baño, wie das Lateinische quam gebraucht. Der Superlativ entsteht durch die Vorsetzung der Worte chit, chitez, gustiz, guciz und anitz, welche auch zuweilen nach=

gesetzt werden. Außer diesem ist noch ein einfacher Superlativ da, der durch den Zusatz von ena, statt der Endung a, entsteht, wie andi, groß; andiena, sehr groß."

„Dieses kann hinreichen, um eine Vorstellung von dem Baskischen zu geben, das man großen Theils als eine Sprache ansehn kann, die aus Wurzeln besteht, welche, je nach den Partikeln, die man zusetzt, zu Nenn- oder Zeit-Wörtern werden. Dadurch unterscheidet es sich aber auch am auffallendsten von allen andern Sprachen, und ist es zu dem Ruf seines hohen Alterthums gekommen."

In Bezug auf den Reichthum dieser Sprache, erklärt der Verf. seinen Ursprung dadurch, daß er sagt. „Im Anfang waren die Basken in einzelnen Wohnungen zerstreut, und jede kleine Inwohnerschaft bildete von selbst an ihrer Sprache, bis diese allmählig in Dörfern und am Ende in Städten vereinigt, eine allgemeine Sprache gewannen."

Staatliche Bibliothek Bamberg

Einige neue Verlagsbücher
von
Franz Varrentrapp
in Frankfurt am Main.

Eickemeyer, R., Abhandlungen über Gegenstände der Staats- u. Kriegswissenschaften. gr. 8. 816. 2 Theile mit Kupf.

Flassan, Frankreichs Friedensgeschichte unter den drei ersten Dynastien, nach d. Franz. bearb. von C. Grafen v. Benzel-Sternau, in 2 Bänden. 1r Bd. gr. 8 813. Rthlr 2. 20 ggr. oder fl. 5. 6 kr. 2r Bd gr. 8. 815. Rthlr. 3. 20 ggr. oder fl. 6. 54 kr.

Labaume, E., kurze Geschichte der Republik Venedig, nach dem Franz. bearbeitet vou C. Grafen v. Benzel-Sternau. gr. 8.
Rthlr. 2. 20 ggr. oder fl. 5. 6 kr.

Lang, J. G., Reise auf dem Rhein von Mainz bis Düsseldorf. 8. 2 Bde. 3te verb. Aufl. 816.

Milbert, M. J., malerische Reise nach Isle de France, dem Vorgebirge der guten Hoffnung und der Insel Teneriffa von E. A. W. v. Zimmermann bearbeitet. gr. 8. 816.

Mnemonik, oder praktische Gedächtnifslehre, nach den Vorlesungen des Herrn Feinaigle. gr. 8. Rthlr. 1. oder fl. 1. 48 kr.

Mysteriosophie, oder Beweis, daß der protestantische Cultus außer der Predigt noch eines innern einfach erhabenen Acts zu seiner religiösen Beseelung bedürfe. Nebst dem Entwurf einer in allen ihren Theilen neu veredelten protestantischen Kirchenverfassung. Für Leser aus den gebildeten Ständen, welche sich für Religion und Kirchlichkeit interessiren, insbesondere für Theologen und Religionsphilosophen. Von einem protestantischen Gottesgelehrten. gr. 8. 816.

Olaf. Eine Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege von L. v. Starklof. 8. 2 Thle. 816.

Rehfues, P. J., Spanien. Nach eigener Ansicht im Jahr 1808 und nach unbekannten Quellen bis auf die neueste Zeit. 4 Bde. 8. 813. geh. Rthlr. 6. 16 ggr. oder fl. 12.

Schelver, F. J., von dem Geheimnisse des Lebens. gr. 12. 815. 16 ggr. oder fl. 1. 12 kr.

— — über die sieben Formen des Lebens. 12. 816.

Schlosser, F. C., Geschichte der Bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs mit einer Uebersicht der Geschichte der frühern Regenten desselben. gr. 8. 812. Rthlr. 3. 12 ggr. oder fl. 6. 18 kr.

— — Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. 1r Bd. Alte Geschichte bis zum Untergang des Weströmischen Reichs. gr, 8 815.
ordin. Druckppr. Rthlr. 3. oder fl. 5. 24 kr.
weiß Druckppr. Rthlr. 4. oder fl. 7. 12 kr.

Ueber die Wiederherstellung der Jesuiten, die Unterdrückung des Freimaurerordens und das einzige Mittel, die Ruhe in Deutschland zu sichern. Mit Beilagen. gr. 12. 815. br.
20 ggr. oder fl. 1. 30 kr.

Varnhagen von Ense, K. A., vermischte Gedichte. gr. 12. 816. Druckppr. 20 ggr. oder fl. 1. 30 kr.
Velinppr. Rthlr. 1. 12 ggr. oder fl. 2. 42 kr.

Weber, W. E., Kaiser Marcus Salvius Otho. Eine Biographie. gr. 12. 815.
18 ggr. oder fl. 1. 20 kr.

S. I - III fehlen!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reisen durch die südlichen, westlichen und nördlichen Provinzen von Frankreich

Bd.: 2

1816

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB S 46(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11421668-3